Inv. A. 22. 314

Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche

Werke.

Zur

schönen Literatur und Kunst.

46603

Neunter Theil.

Mit Königlich-Württembergischen und Großherzoglich-Badischen gnädigsten Privilegien.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1807.

CONTROL 1953
RC 151/OP
Biblioteca Centrală Universitară
"Carol I" Bucureşti
Cota 45475
B.C.U.-Bucuresti
C46603

Johann Gottfried von Herder

Blumenlese

aus

morgenländischen Dichtern.

Herausgegeben

durch

Johann von Müller.

DONATIONE
VIN. I. CANTUNIARI

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1807.

Inhalt.

I. Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländischen Sage. . . . . S. 1.
Vorrede des Verfassers. . . . . — 3.
Erste Sammlung. . . . . — 9.
Die Blätter der Vorzeit. . . . . — 11.
Licht und Liebe. . . . . — 13.
Sonne und Mond. . . . . — 14.
Das Kind der Barmherzigkeit. . . . — 16.
Die Gestalt des Menschen. . . . . — 17.
Der Weinstock. . . . . — 19.
Die Bäume des Paradieses. . . . . — 21.
Lilis und Eva. . . . . — 23.
Sammael. . . . . — 25.
Der Vogel unsterblicher Wahrheit. . . . — 27.
Der himmlische Schäfer. . . . . — 29.
Adams Tod. . . . . — 31.
Zweite Sammlung. . . . . — 33.
Der Schwan des Paradieses. . . . . — 35.
Der Rabe Noahs. . . . . — 37.
Die Taube Noahs. . . . . — 38.
Abrahams Kindheit. . . . . — 40.
Die Stimme der Thränen. . . . . — 43.
Das Grab der Rahel. . . . . — 45.
Joseph und Zulika. . . . . — 47.
Der Streit der heiligen Berge. . . . — 48.
Die Worte des Gesetzes. . . . . — 49.
Die Bürgschaft des Menschengeschlechts. . . — 51.
Aarons Entkleidung. . . . . — 52.
Der Tod Moses. . . . . — 53.
Dritte Sammlung. . . . . — 55.
Die Opfertaube. . . . . — 57.
Die Gesänge der Nacht. . . . . — 59.

Die Morgenröthe. . . . . S. 61.
Der Psalmensänger. . . . . — 62.
David und Jonathan. . . . . — 63.
Der Jüngling Salomo. . . . . — 65.
Salomo in seinem Alter. . . . . — 66.
Elias. . . . . — 68.
Der Wunderstab des Propheten. . . — 70.
Der Thron der Herrlichkeit. . . . — 72.
Das heilige Feuer. . . . . — 74.
Die Sterne. . . . . — 76.
Vierte Sammlung. . . . . — 77.
Treue. . . . . — 79.
Der afrikanische Rechtsspruch. . . — 80.
Weingefäße. . . . . — 82.
Die Schlange. . . . . — 83.
Alles zum Guten. . . . . — 84.
Drei Freunde. . . . . — 85.
Die Krone des Alters. . . . . — 86.
Der Ueberwinder der Welt. . . . — 87.
Der Tag vor dem Tode. . . . . — 88.
Der frühe Tod. . . . . — 89.
Der Lohn der zukünftigen Welt. . . — 90.
Die Rose unter Dornen. . . . . — 91.
Der Engel des Todes. . . . . — 92.
II. Das Rosenthal. . . . . — 93.
Vorrede des Verfassers. . . . . — 95.
Erstes Buch. . . . . — 97.
Lob der Gottheit. . . . . — 99.
Der Betende. . . . . — 100.
Der Spiegel im Dunkeln. . . . . — ebd.
Das Schweigen. . . . . — 101.
Die Rede des Weisen. . . . . — ebd.
Das wahre Lob. . . . . — ebd.
Staub und Edelgestein. . . . . — ebd.
Das Aeussere und Innere. . . . . — 102.
Die Abkunft. . . . . — ebd.
Vortheile der Schönheit. . . . . — ebd.

Gefährliche Schönheit. . . . . S. 103.
Die gute Gesellschaft. . . . . — ebd.
Lockmanns Weisheit. . . . . — ebd.
Gabe der Vernunft. . . . . — ebd.
Der Weg zur Wissenschaft. . . . — ebd.
Der Edelste. . . . . — 104.
Haus und Hof. . . . . — ebd.
Unwürdiger Gewinn. . . . . — ebd.
Salz. . . . . — 105.
Das Bleibende. . . . . — ebd.
Der Heuchler. . . . . — ebd.
Der Fromme und der Weise. . . . — 106.
Das Kleid des Geistlichen. . . . . — ebd.
Der Tapfere. . . . . — ebd.
Der Papagai und Rabe. . . . . — ebd.
Verschwendete Mühe. . . . . — 107.
Vergangenheit und Zukunft. . . . — 108.
Strenge gegen sich selbst. . . . . — ebd.
Zweites Buch. . . . . — 109.
Der Redner und Zuhörer. . . . — 111.
Unwissenheit. . . . . — ebd.
Scherz und Ernst. . . . . — ebd.
Wissenschaft für Andre. . . . . — ebd.
Die Rüstung. . . . . — 112.
Wissen ohne That. . . . . — ebd.
Die Schlinge. . . . . — ebd.
Der Honig. . . . . — ebd.
Unglückliche Krankheit. . . . . — ebd.
Das Schwere. . . . . — 113.
Die Fahne und der Teppich. . . . — ebd.
Königes Dienste. . . . . — ebd.
Könige und Weise. . . . . — 114.
Der taube König. . . . . — ebd.
Die zertretne Mücke. . . . . — ebd.
Das Kameel und das Kind. . . . — ebd.
Der mächtige Baum. . . . . — 115.
Stolz und Güte. . . . . — ebd.

Frohe Milde. . . . . S. 115.
Gottes Lieblinge. . . . . — ebd.
Schonung des Namens. . . . . — ebd.
Der Schmeichler. . . . . — 116.
Der Verläumder des Freundes. . . . — ebd.
Feinde und Freunde. . . . . — ebd.
Vorwürfe. . . . . — ebd.
Gott und der Mensch. . . . . — 117.
Der gute Mann und der Sünder. . . — ebd.
Die Lüge. . . . . — ebd.
Der langsame Pfeil. . . . . — 118.
Wirkung des Zornes. . . . . — ebd.
Gewalt und Güte. . . . . — ebd.
Die Beleidigung. . . . . — ebd.
Der Beleidigte. . . . . — 119.
Der Mürrische. . . . . — ebd.
Der aufsteigende Seufzer. . . . . — ebd.
Die Bestimmung. . . . . — ebd.
Das Roß und der Esel. . . . . — ebd.
Zufriedenheit. . . . . — 120.
Drittes Buch. . . . . — 121.
Morgengesang der Nachtigall. . . . — 123.
Der nächste Freund. . . . . — ebd.
Gottes- und der Könige Furcht. . . — ebd.
Die heitere Stirn. . . . . — ebd.
Der Verstoßene. . . . . — 124.
Die eigene Weise. . . . . — ebd.
Vernunft und Sprache. . . . . — ebd.
Kunst und Glück. . . . . — ebd.
Wissenschaft ohne Anwendung. . . . — ebd.
Der Lechzende. . . . . — 125.
Leben und Gut. . . . . — ebd.
Der Handelsmann. . . . . — ebd.
Das Unersättliche. . . . . — 126.
Falschheit und wahrer Werth. . . . — 127.
Der Reiche und der Arme. . . . . — ebd.
Das Gold. . . . . — ebd.

Mäßigkeit. . . . . S. 127.
Wünsche. . . . . — 128.
Lied eines Wanderers. . . . . — ebd.
Die Dornen am Wege. . . . . — ebd.
Der König und der Bettler. . . . . — ebd.
Joseph. . . . . — ebd.
Gebrauch der Güter. . . . . — 129.
Die lieblichste Traube. . . . . — ebd.
Das offne Auge des Todten. . . . — ebd.
Umschrift der Krone des Königes Kosru. . — 130.
Die nutzlose Misgunst. . . . . — ebd.
Feindes Rath. . . . . — ebd.
Der Lehrer und Schüler. . . . . — ebd.
Verstand und Gemüth. . . . . — ebd.
Der Zufall. . . . . — 131.
Langsames Glück. . . . . — ebd.
Freundschaft der Könige. . . . . — ebd.
Gelegenheit. . . . . — ebd.
Anfang des Uebels. . . . . — 132.
Das Flüchtige. . . . . — ebd.
Alte Bekanntschaft. . . . . — ebd.
Viertes Buch. . . . . — 133.
Der Trauerbote. . . . . — 135.
Der Gesang der Nachtigall. . . . — ebd.
Anmuth des Gesanges. . . . . — 136.
Macht des Gesanges. . . . . — ebd.
Die Liebe. . . . . — 137.
Die laute Klage. . . . . — ebd.
Die Blume des Paradieses. . . . — ebd.
Die Perle. . . . . — 138.
Die Labende. . . . . — ebd.
Der Abschied. . . . . — ebd.
Das Unersetzliche. . . . . — ebd.
Der gesellige Schmerz. . . . . — 140.
Das Grab. . . . . — ebd.
Das Leben der Menschen. . . . . — ebd.
Trost des Lebens. . . . . — 141.

Dank des Sterbenden. . . . . S. 142.
Mühe und Belohnung. . . . . — ebd.
Reichthum und Tugend. . . . . — ebd.
Die Cypresse und der Palmbaum. . . — ebd.
III. Spruch und Bild, insonderheit bey den Morgenländern. . . . . — 143.
1. die Poesie der Ebräer. . . . . — 148.
— — der Araber. . . . . — 149.
— — der Perser. . . . . — 150.
Sadi. Nachricht von seinem Leben. . . — 152.
2. die Poesie der Morgenländer hat ihren allgemeinen Hauptcharakter. . . . . — 154.
3. Ueber den Werth vortreflicher Sprüche. . — 160.
IV. Gedanken einiger Bramanen. . — 167.
Zwei Blüthen. . . . . — 169.
Wissenschaft und Tugend. . . . . — ebd.
Verschiedener Umgang. . . . . — ebd.
Freundschaft. . . . . — 170.
Edle und niedrige Freunde. . . . — ebd.
Der Freund. . . . . — ebd.
Die Kohle. . . . . — ebd.
Der treulose Freund. . . . . — 171.
Treulosigkeit. . . . . — ebd.
Die Trennung. . . . . — ebd.
Die Verstorbenen. . . . . — 172.
Dreifacher Zustand. . . . . — ebd.
Bestimmung der Natur. . . . . — ebd.
Vorsehung. . . . . — 173.
Zwecke des Lebens. . . . . — ebd.
Religion. . . . . — ebd.
Unerbetene Wohlthat. . . . . — 174.
Die Sache der Menschheit. . . . . — ebd.
Der Fruchtbaum. . . . . — ebd.
Die Weihe des Fürsten. . . . . — ebd.
Der Welteroberer. . . . . — 175.
Der Mann von Werth. . . . . — ebd.
Edelstein und Glas. . . . . — ebd.

Zierde. . . . . S. 175.
Die Blume. . . . . — 176.
Verführerinnen. . . . . — ebd.
Stand und Umgang. . . . . — ebd.
Wahre Lebensart. . . . . — ebd.
Die verständige Natur des Menschen. . . — 177.
Der Liebling des Glückes. . . . . — ebd.
Das Licht. . . . . — ebd.
Der geworfene Ball. . . . . — ebd.
Strafe und Erfolg. . . . . — 178.
Betrübniß des Gemüthes. . . . . — ebd.
Gedeihen der Menschheit. . . . . — ebd.
Armuth. . . . . — ebd.
Der fallende Tropfen. . . . . — 179.
Herrschende Sinnlichkeit. . . . . — ebd.
Wissen und Thun. . . . . — ebd.
Verschwendeter Werth. . . . . — 180.
Vollendung des Werks. . . . . — ebd.
Milde Gesinnungen. . . . . — 181.
Die Nachtigall und das Weib. . . . — ebd.
Andacht. . . . . — ebd.
Religion. . . . . — ebd.
Abschied des Einsiedlers. . . . . — 182.

V. Vermischte Stücke, aus verschiedenen morgenländischen Dichtern.*) . . — 183.
* Al-Hallils Klagegesang. . . . . — 185.
Die mähende Zeit. . . . . — 186.
Werth des Kleinsten. . . . . — ebd.
Worte. . . . . — ebd.
Das wechselnde Glück. . . . . — ebd.
Feindschaft zwischen Freunden. . . . — 187.
* Al-Hallils Rede an seinen Schuh. . . — ebd.
Eigner Glaube. . . . . — 189.
Wahrheit und Recht. . . . . — ebd.
Lob und Lüge. . . . . — ebd.

*) Nur die mit * bezeichneten waren ehmals schon gedruckt.

Wasser des Lebens. . . . . S. 190.
Der Unwissende. . . . . — ebd.
Die schweigende Nachtigall. . . . — ebd.
Nutzlose Kraft. . . . . — ebd.
Das leuchtende Gestirn. . . . . — ebd.
Was in deiner Gewalt ist. . . . . — 191.
Misbrauch. . . . . — ebd.
* Dem Namenlosen. . . . . — ebd.
* Der eigne Schatten. . . . . — 192.
Das Aeußere und Innere. . . . . — 193.
Dein Bruder. . . . . — ebd.
Die Krähe. . . . . — ebd.
Mitgefühl. . . . . — ebd.
Falsche Hoffnung. . . . . — ebd.
Der schlafende Tyrann. . . . . — 194.
Strafe der Unschuld. . . . . — ebd.
Verrath. . . . . — ebd.
Unmäßigkeit. . . . . — ebd.
Der Zorn. . . . . — ebd.
Der Adler. . . . . — 195.
* Die Gegenwart. . . . . — ebd.
Verschwiegenheit. . . . . — 196.
Wahre Wohlthat. . . . . — ebd.
Insekten. . . . . — ebd.
Der unerkannte Feind. . . . . — ebd.
Unnütze Rede. . . . . — ebd.
Schaamlosigkeit. . . . . — 197.
Adler und Eule. . . . . — ebd.
Trommel und Laute. . . . . — ebd.
Der Zuträger. . . . . — ebd.
Schwere des Goldes. . . . . — 198.
Trüglicher Weg. . . . . — ebd.
Königs Dienste. . . . . — ebd.
Geduld. . . . . — ebd.
Das geduldige Kameel. . . . . — ebd.
Zu früher Genuß. . . . . — 199.
Der heilige Wahnsinn. . . . . — ebd.

Wiedervergeltung. . . . . S. 200.
Der kleine Feind. . . . . — ebd.
Das Ungleiche. . . . . — ebd.
Veränderung des Orts. . . . . — ebd.
Die Probe. . . . . — 201.
Der Mächtige. . . . . — ebd.
Der gute Name. . . . . — 202.
Der Strom. . . . . — ebd.
Die Abkunft. . . . . — 203.
Die Entzauberung. . . . . — ebd.
Grab eines Edeln. . . . . — 204.
Klage eines Vaters um seinen Sohn. . . — 205.
Gesetz der Natur. . . . . — ebd.
Des Heiligen Grab. . . . . — 206.
VI. Ueber ein morgenländisches Drama. — 207.
Vorrede zur Sakontala. . . . . — 209.
Kama's Erscheinung. . . . . — 247.
Tamajander. . . . . — ebd.
VII. Das Buch der gerechten Mitte, und Exempel der Tage. . . . . — 249.
Das größeste Uebel des Staats. . . — 256.
Die Natte in der Bildsäule. . . . — ebd.
Das Pferd und König. . . . . — 258.
Der Verzweifelnde . . . . . — 259.
Der Drache und der Strom. . . . — 262.
Der Vogelsteller. . . . . — 264.
Die Klagende. . . . . — 266.
Die Katze und die Maus. . . . . — 268.
Der Eimer. . . . . — 270.
Die veränderte Zeit. . . . . — 273.
Die beste Art der Vorstellung. . . . — 276.
Der Stärkere über den Starken. . . — 278.
Eigene und fremde Schuld. . . . . — 280.
Der treue Diener auch im Tode. . . — 282.
Die Stiefmutter. . . . . — 284.
Umgang der Jünglinge . . . . . — 286.
Der Ich-Philosoph. . . . . — 288.

Treue im Dienst. . . . . S. 290.
Des Feldherrn Tafel. . . . . — 291.
Beilage: Montesquieu von den Sinesen. . — 293.
VIII. Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen. . . . . — 297.
IX. Der fliegende Wagen, oder die ungebrauchte und mißbrauchte Macht. Ein morgenländisches Mährchen. . . . . — 309.
X. Preißschriften.
1. Ueber den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften. . . . . — 325.
2. Ueber die Würkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker. Eine Preißschrift. . . — 359.

I.

Blätter der Vorzeit.

Dichtungen
aus der
morgenländischen Sage.

Aus den zerstreuten Blättern, dritte Sammlung, 1787.

Erſte Vorrede

zu den

Jüdiſchen Dichtungen und Fabeln.

(Im Teutſchen Merkur 1781.)

Die Ebräiſche Nation hat ihre Mythologie und Dichtung, wie alle Völker, die durch Sprache und Tradition bis ins hohe Alterthum reichen; nur es iſt dieſelbe nicht ſo bekannt, geſchäzt und ausgebildet, als die Mythologie andrer, ſelbſt einiger unſtreitig rauherer und wilderer Völker. Die Urſache hievon liegt meiſtens in den Schickſalen der Nation, in der Lage ihrer äußern und inneren Umſtände, die auch die Anwendung ihres Geſchmacks und des Scharfſinnes, den ihr die Natur gewiß nicht verſagt hat, beſtimmt oder fehlgeleitet haben. Ich gehe Alles vorbey und führe nur das Eine an. Das alte Teſtament iſt bey ihnen das Buch der Bücher; alle Lehre, alle Weisheit muß demſelben irgendwo angefügt, aus ihm, wo möglich, hergeleitet werden. Nothwendig mußte dies den ſcharfſinnigen Köpfen

des Volks einen engen, zu engen Kreis geben. Man sezte hinter den Text der Bibel, was unstreitig besser allein gestanden hätte: man kleidete in ein Bild, in eine Parabel, was lieber eine freye Dichtung werden mochte; man sahe sich endlich genöthigt, nach vielen Proben der Weisen voriger Zeit Arten der Auslegung festzusetzen, die eigentlich gar keine Auslegung, sondern Anwendung, freye Dichtung mit Worten oder nur bey Gelegenheit Eines Worts des biblischen Texts waren, deren höchste Schönheit also natürlich dahin gieng, mit Worten der Bibel etwas ganz anderes zu sagen, als der ursprüngliche Sinn war; etwas Neues, unerwartet Scharfsinniges und Schönes. Lehrer und Schüler wetteiferten hierüber; und die Sache ist jedem bekannt, der nur Einen Bibel-Commentar dieses Volks, Eine Sammlung ihrer Sprüche, Dichtungen und Fabeln gesehn, oder auch nur die Regeln der Auslegung und Erweiterung des Worts ihrer Väter, die sie selbst geben, gelesen.

Aber nun, was hatte diese Dichtungsart, diese Einkleidung und Anheftung scharfsinniger Gedanken an die Sprache der Bibel — was hatte sie für ein Schicksal, da sie in die Hände andrer Nationen fiel,

die dies alles für eigentliche Auslegung des Worts Gottes hielten? Wo der Rabbi am scharfsinnigsten gewesen war, ward er am dümmsten; eben wo er den feinsten Witz angebracht hatte, schien er ein rasender Schwärmer. Man machte lächerlich, was man hin und wieder gar nicht verstand; und indem man den schönen, glänzenden Staub auf dem Flügel des Schmetterlings mit groben Händen angreifen, ja gar zersägen und zertheilen wollte, freylich so gieng der Schmetterling und sein Flügel verlohren, und man besudelte sich nur die Hände.

Die die Geschichte dieses Volks und seiner Behandlung kennen, werden auch literarisch hierüber keine Beweise verlangen; eine Reihe Bücher, zum Theil sehr neuer Bücher, sind davon redende Beweise.

Doch warum dies alles an diesem Orte? Ich wollte hier nur eine kleine Probe vom dichterischen Witz und Scharfsinn, oder, wenn man will, von der Mythologie der Ebräer geben, meistens nur nach Maasgabe ihrer ältesten Geschichte. Der Reichthum derselben, die ganze Bibel hinunter und an andern Orten, ist groß, aber sehr ungleich. Es thäte mir leid, wenn Niemand etwas Scharfsinniges, etwas Geistiges und Feines in diesen Dichtun-

gen fände; sehr lieb aber wäre mirs, wenn ich einen Weisen, einen Gelehrten der Nation selbst veranlaßte, die Perlen aus dem Grunde des Meers, die Goldkörner aus dem schlechten Staube, hervorzuziehen, und uns reichere, schönere Sammlungen zu geben, wie Hr. Mendelsohn theils mit einigen Gedichten und Fabeln, theils mit einigen Sprüchen und Geschichten der Weisen seines Volks schon gethan hat. Zum Schluße errinnere ich nur Eins. Wenn die Dichtung mit Worten der Bibel spricht und meistens die Worte in einem neuen Sinn anführet, so ist dies theils ihr Zweck, theils im Ohr der Nation ihre besondre Schönheit.

Zweite Vorrede.

(In der dritten Sammlung zerstreuter Blätter 1787.)

Nachstehende Dichtungen massen sich keine Stelle unter Aesops Fabeln an; vielmehr verbergen sie sich unter dem bescheidnern Namen der Dichtungen aus Sagen. Denn aus Sagen oder aus der Geschichte alter morgenländischer Völker sind sie geschöpft; sie mußten also auch in ihrer neuen Gestalt den Sitten und der Vorstellungsart dieser Nationen treu bleiben, selbst wo diese von der unsern sich weit entfernen. Zum kindlichen Ton der Sage gehörte es auch, daß sie kein poetisches Sylbenmaas hätten und auf den Schmuck feinerer Völker überhaupt Verzicht thäten. Sie stehen bescheiden als Fremdlinge hier und erwarten die freundliche Willfährigkeit, die man Ausländern erweiset, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe und sie nur nach ihren eignen Gesetzen richte.

Ich bin zu ihnen gekommen, auf Wegen wo ich so etwas nicht suchte; meistentheils nämlich im Studium morgenländischer Sprachen, Sagen und Commentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichniß, eine Dichtung, das was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüste war; an sich eine arme Geniste, die ihm indeß Schatten gab und ihn stärkte. Oder ohne Bild zu reden, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, so ungereimt sie manchmal schienen, oft so dichterische Ideen an, die um eine beßere Ausbildung gleichsam fleheten, daß es mir schwer ward, sie nicht

auszuzeichnen und in müßigen Stunden nach meiner Weise zu gestalten. Niemand also vermische diese Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel; sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischen Völker, oder wenigstens aus Saamenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In ihrer Ausbildung gehören die meisten mir völlig zu; wenige nur sind, wie sie dastehen, ganz in der Tradition gegeben. * Alle andre aber stützen sich ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen; und je mehr sie sich auf solche stützen, je ächter sie den Geist des Morgenlandes, der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Würkung. Man hört in ihnen sodann ein fortgesetztes Mährchen seiner Kindheit: die Dichtung schlingt sich an das, was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmahlet. Kind muß man also auch werden, wenn man diese Dichtungen, als morgenländische Fabeln oder Idyllen, lieset; und da einige derselben bereits im teutschen Merkur 1781, den Beifall von Personen erhalten haben, deren zwei oder drei mir statt Vieler sind; so bin ich über die jetzt hinzu gekommenen wenig verlegen. Sie sind aus eben denselben Quellen geschöpft und athmen den Geist Einer und derselben Weltgegend.

* Z. B. die Kindheit Abrahams. Joseph und Zulika. Der Wanderstab des Propheten, u. a.

Erste Sammlung.

Die Blätter der Vorzeit.

Im Hain der ältesten Sage irrte mein Geist umher und kam an die Pforte des Paradieses. „Was willst du, Sterblicher, hier?“ sprach jene glänzende Wundergestalt, die den heiligen Garten bewachte; aber gemildert war ihr Glanz und statt des feurigen Schwertes hatte sie einen Palmzweig in ihrer menschlichen Hand.

„Die älteste Wohnung meines Geschlechts zu sehen, antwortete ich; den Baum des Lebens und den Baum der Erkänntniß und jene glücklichen Auen, auf welchen der Vater der Menschen von allem Lebendigen einst und von den Elohim selbst kindliche Weisheit lernte.“

„Dies Paradies ist verblühet, sagte die Wundergestalt. In einen unsterblichen Garten ist der Baum des Lebens verpflanzt, und der Baum der Erkänntniß blühet allen Völkern der Erde. Erkenne meine Gestalt.“ Der Cherub sprachs, berührend mich mit seinem Zweige und erhob sich in die Luft.

Welche Gestalt sah jetzt mein Auge! welche Stimmen der Schöpfung vernahm mein neu-geöffnetes Ohr! Alles Lebendige und die Könige seiner Geschlechter, Adler und Stier, Mensch und Löwe, sie trugen des Ewiglebenden Thron: Ein Glanz, Ein Lobgesang in rastloser Bewegung. Wohin der Adler flog, dahin leuchte der Stier, dahin wandte der Löwe sich; und der Mensch, ihr aller freundlicher und jüngstgebohrner Bruder, Er war der Priester der

Natur, der Aller Stimmen und Opfer dem Ewiglebenden darbrachte; den heiligen Wagen der Erdeschöpfung lenkte Er. Mein Geist zerfloß in Harmonie des Lobgesanges aller Wesen —

Da stand in milderem Glanz der Cherub wieder vor mir. Der Palmzweig, der in seiner Rechten war, zerfiel: seine Blätter waren die unverwelklichen Blätter der ältesten Sage. „Empfange sie, sprach er, lies und deute sie deinen Brüdern.“ Das Gesicht verschwand.

Ich folge dem Wort der Wundergestalt, die, wie alle Gestalten, so alle Stimmen der Schöpfung in sich vereinet und jedes entschlafene Menschengeschlecht überlebt hat. Auf meiner Lippe sey die Sprache der alten Zeit; meine kindliche Sage athme den Hauch vom Zweige des Paradieses.

Licht und Liebe.

Im Anfange war alles wüst' und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eises Ketten und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel sanft.

In dunkler Tiefe regte sich alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgebohrne, das sanft erfreuende Licht.

Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete; sie schwangen sich auf zum Himmel und webten das goldene Blau: sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben sie an: sie trugen die Erd' empor, einen Gottes-Altar, bestreuend sie mit immerverjüngten Blumen: den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da standen sie rathschlagend still und sprachen zu einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichniß deß, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf." Da fuhr Leben in den Staub: da strahlte Licht des Menschen göttliches Antlitz an und Liebe wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung.

Der ewige Vater sahs und nannte die Schöpfung gut: denn alles füllte, alles durchdrang sein immerwirkend Licht und seine holde Tochter, die belebende Liebe selbst.

* * *

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst. Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond verdunkelt.

* * *

Vom Rath des Ewigen gieng die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.“

Er sprachs; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt: die Erde jauchzete: ihr dufteten die Kräuter: die Blumen schmückten sich —

Neidend stand das andre Licht und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen, sprach sie murrend bei sich selbst, zwei Fürsten auf Einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erste seyn?“ —

Und plötzlich schwand, vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!“

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht

der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt: so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da wie jetzt.

Doch, Kind des Irrthums, weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehn und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, sprich der Reuenden tröstend zu: „auch sie in ihrem Glanze sey Königinn. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balsam seyn, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstrahl Ermattete mit neuer Kraft belebet."

Getröstet wandte sich Luna, und siehe, da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt: sie trat ihn an, den stillen Gang, den sie jetzo noch geht, die Königinn der Nacht, die Führerinn der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, sucht sie, wen sie erquicke; sie suchet, wen sie tröste.

* * *

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder seyn, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgebohrne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.“

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel auf sein Antlitz prägtest.“

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Kniee umfaßte. „Bild' ihn, sprach sie, Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehn und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.“

Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. —

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

BIBLIOTECA CENTRAL UNIVERSIDAD DE BUENOS AIRES

Die Gestalt des Menschen.

Der Schaffende stieg hernieder und alle Engel, die Fürsten der Elemente, sahen auf sein Werk.

Er rief dem Staube. Zusammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde; der Engel der Erde sprach: „ein sterbliches Geschöpf wird dies Gebilde seyn, wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde ist es und muß zur Erde werden."

Er rief der himmlischen Wolke; sie feuchtete den Staub. Da wälzete sich der Thon und wölbete sich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Wassers sprach: „Du wirst der Nahrung bedürfen, künstliches Geschöpf; Hunger und Durst werden die Triebe deines Lebens werden."

Von innen formeten sich Adern und Gänge; von aussen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen sprach: „mancherlei Verlangen wirst du unterworfen seyn, kunstreich-schönes Gebilde, die Liebe deines Geschlechtes wird dich ziehen und treiben."

Da trat Jehovah zu ihm, mit seinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf und gab im Kuß ihm seinen unsterblichen Athem. Erhaben stand der Mensch und blickte freundlich umher: „Siehe, sprach der Schöpfer, alle Gewächse der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben: dein Vaterland, die ganze Erde ist dein, daß du sie verwaltest. Aber du selbst bist mein, dein Athem ist mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder." —

Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehreten ihn kennen Kräuter und Thiere; sie sprachen mit ihm als seine Gespielinnen, und ihre Lust war bei dem Menschenkinde.

So lebet der Mensch hienieden seine Zeit. Dann sinket er zusammen und giebt zurück den Leib den Elementen, aus welchen er ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im Vater-Kusse gegeben.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt, so sprach die erhabene Ceder; Vestigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint.“ „Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt, so sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet.“ Der Apfelbaum sprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses.“ Und die Myrthe sprach: „wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch.“ So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir, sprach er zu sich selbst, scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten.“ Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrete. Mitleidig richtete ers auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang ihre harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen.

Mit reichen Trauben geschmückt neigete bald der Weinstock sich zu seinem Herren nieder und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke: denn viele von ihnen standen schon entfruchtet da; er aber freuete sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

* * *

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeistrung und Entzückung.

Die Bäume des Paradieses.

Als Gott den Menschen in sein Paradies einführete, da neigeten sich vor ihm des Paradieses Bäume; jeder bot mit wehendem Wipfel dem Lieblinge Gottes seine Früchte dar, und seiner Zweige Schatten zur Erquickung. „O daß er mich erwählte, sprach der Palmbaum, ich wollte ihn speisen mit den Trauben meiner Brust und mit dem Weine meines Saftes ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte bauen und überschatten ihn mit meinen Zweigen.“ „Mit meinen Blüthen wollte ich dich bestreuen, sprach der Apfelbaum, und laben dich mit meinen besten Früchten.“

So alle Bäume des Paradieses; und Jehovah führete Adam freundlich hin zu ihnen, nannte ihm die Namen aller und erlaubte ihm den Genuß von allen, außer Einer Frucht vom Baum der Erkänntniß.

„Ein Baum der Erkänntniß: sprach der Mensch in sich. Alle andere Bäume geben mir nur irdische, leibliche Nahrung; und dieser Baum, der meinen Geist erhebt, der die Kräfte meines Gemüthes stärkt, Er wäre mir verboten?“ Noch unterdrückte er den Gedanken zwar; als aber das Beispiel und die Stimme der Verführung zu ihm sprach, da kostete er von der bösen Frucht, deren Saft noch jetzt in unserm Herzen gähret.

Alle schätzen wir gering, was uns vergönnet ist und sehnen uns nach dem Verbotenen: wir wollen nicht glücklich seyn durch das, was wir schon sind; wir haschen nach Etwas, das über uns ist, hoch über unserm Kreise.

* * *

„Du hast den Menschen ein hartes Verbot gethan, sprachen die höhern Geister, als Gott wieder kehrte: denn was ist reizender einem Geschöpf, dem du Vernunft gegeben, als daß es Erkänntniß lerne? Und deshalb willst du ihn, der dein Gebot bald übertreten wird, mit dem Tode strafen?“

„Wartet, wie ich ihn strafen werde, sprach der Gütige: selbst auf dem Wege seines Irrthums, der mit Schmerzen der Reue ihn durch stechende Dornen führen wird, selbst dort geleit' ich ihn zu einem andern Baum, zum Baume eines höheren Paradieses.“

Lilis und Eva.

Einsam ging Adam im Paradiese umher; er pflegte der Bäume, nannte die Thiere, freuete sich überall der fruchtbaren segenreichen Schöpfung, fand aber unter allem Lebendigen nichts, das die Wünsche seines Herzens mit ihm theilte. Endlich blieb sein Auge an Einem der schönen Luftwesen hangen, die, wie die Sage sagt, längst vor dem Menschen die Bewohner der Erde gewesen waren und die sein damals hellerer Blick zu schauen vermochte. Lilis hieß die schöne Gestalt, die, wie ihre Schwestern, auf Bäumen und Blumen wohnte und nur von den schönsten Gerüchen lebte. „Alle Geschöpfe, sprach er bei sich selbst, leben in Gemeinschaft unter einander, o daß mir diese schöne Gestalt zur Gattinn würde!"

Der Vater der Menschen hörte seinen Wunsch und sprach zu ihm: „du hast dein Auge auf eine Gestalt geworfen, die nicht für dich erschaffen ist; indessen, deinem Irrthum zur Belehrung, sey dir dein Verlangen gewähret." Er sprach das Wort der Verwandlung, und Lilis stand da in menschlichen Gliedern.

Freudig wallete Adam ihr entgegen; schnell aber sah er seinen Irrthum ein, denn die schöne Lilis war stolz und entzog sich seiner Umarmung. „Bin ich, sprach sie, deines Ursprunges? Aus Luft des Himmels ward ich gebildet und nicht aus niedriger Erde. Jahrtausende sind mein Leben: Stärke der Geister ist meine Kraft, und Wohlgeruch meine himmlische Speise. Ich mag dein niedriges Geschlecht der Staubgebohrnen mit dir nicht vermehren." Sie entflog und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren.

Gott sprach: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gattinn geben, die sich zu ihm füge.“ Da fiel ein tiefer Schlaf auf Adam und ein weissagender Traum wies ihm das neue Gebilde. Aus seiner Seite stiegs empor, mit ihm von einerlei Wesen. Freudig erwachte er und sah sein zweites Selbst; und als Gott die Liebliche zu ihm führte, siehe da bewegte sich die Stätte seines Herzens, denn sie war seinem Herzen nahe gewesen. „Mein bist du, rief er aus, du sollt Männinn heißen: denn du bist vom Manne genommen.“

* * *

Darum wenn Gott einen Jüngling liebet: so giebt er ihm die Hälfte, die sein ist, das Gebilde seines Herzens, zum Weibe. Empfindend, daß sie für einander geschaffen worden, werden sie beide zu Einem Bilde in täglich neuer Zufriedenheit und Jugend-Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Reizen blickt und buhlt nach Wesen, die nicht zu ihm gehören, empfängt zur Strafe eine fremde Hälfte. In Einem Leibe zwo verschiedne Seelen, hassen sie einander, zerreissen sich und quälen einander zu Tode.

Sammaël.

Als Gott den Menschen aus Staube geschaffen und den verweslichen Staub gekrönet hatte mit seines Ebenbildes Krone, stellete er ihn den Engeln dar und allen Geschöpfen. Die Schaar der Engel neigete sich vor ihm als ihrem jüngern Bruder; sie dienten ihm fröhlich bei seiner paradiesischen Hochzeitfreude.

Nur Einer derselben, der stolze Sammael, spottete sein: „Bin ich nicht, sprach er, aus Licht geschaffen worden, nicht aus Staube? Der Feuerstrom, der vom Throne fließt, gab mir das Wesen und nicht die zerfallende Erde.“—

Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichts; wie Schnee zerschmolz das Kleid, das ihn umgab und glänzend schmückte. Der stolzeste Geist erschien jetzt als der niedrigste, da ihn die Kraft verließ, die ja nicht sein war.

* * *

Voll Zorn entwich er der Schaar der Himmlischen, und drohte Rache den unschuldigen Menschen. „Da ich durch Euch, sprach er, unglücklich worden bin, so sollet auch Ihr durch mich unglücklich werden.“ Er hatte das Verbot gehört, das ihnen die Frucht des schädlichen Baumes untersagte; er nahm die letzten Strahlen zusammen und wollte sie noch in Engelgestalt verführen. Aber der Schnee zerschmolz, den er zu seinem Kleide bilden wollte, und da er den Weg des Verführers ging, so erschien er in Schlangengestalt; vom glänzenden Seraph blieben ihm nichts als schimmernde Farben.

Eva sah und bewunderte sie und ließ sich bald verführen: sie aß vom Baume den Tod und reichte dem Manne die Frucht des Todes; Krankheit und Elend keimeten jetzt für alle Geschlechter der Erde.

Der Vater der Menschen erschien. Er richtete die Verführten mit Erbarmen; die verführende Schlange aber strafte er hart, verfluchend sie zum tief verabscheueten Wurm der Erde. „Weil deine Freude es war, sprach er zu Sammael, Unglückliche zu machen, so sey künftig die Schadenfreude nur dein unglückseliges Theil.“

Verbannet aus der Schaar der Seligen, verbannt von jedem segnenden Geschäft, das Sammael einst im Himmel geführet hatte, ward er jetzt — der Engel des Todes.

Der Vogel unsterblicher Wahrheit.

In Mitte des Paradieses standen die wunderbarsten Bäume der Welt, der Baum der Erkänntniß und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen, war den Menschen erlaubt; von jenem zu kosten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals noch der König des ganzen gefiederten Reichs, Er nur nistete in diesen Zweigen und aß von ihnen unsterbliche Götterspeise.

Als Eva lüstern zum Baum der Erkänntniß trat und kosten wollte; da wars, als furchtbar auf dem Baum der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob und also sprach: „Betrogne, wo irrest du hin? was zu erblicken, öffnest du die Augen? Dich nackt zu sehen, wirst du weise; dich arm zu fühlen, willst du Göttinn werden!“ —

Aber Eva's Blick hing an der täuschenden Frucht und am listigen Verführer; sie übertrat des Herrn Gebot und und hörte des weissagenden Vogels Stimme nicht.

Als über alle Geschöpfe des Paradieses der Tod kam, sonderte Gott den treuen Vogel aus, fortan auf ewige Zeit ein Zeuge der Wahrheit. Zwar mußte auch Er mit allen Lebendigen den Sitz der Unschuld räumen: König der Vögel, die jetzt einander bekriegten, wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen, ruhigen Thron nahm ein Raubvogel ein, der blutbegierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren giftigen Erdeluft anders nicht als durch Verwandlung werden. Aber durch eine Verwandlung, die nach Jahrhunderten erst, und schnell und herrlich dann ihn wieder verjüngt. Wenn seine Stunde nahet, ist

ihm vergönnt, ins Paradies zu fliegen: vom Baum des Lebens und vom Erkänntniß-Baum bricht er sich dort die dürren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück und trauert um das Paradies; der schöne, einzige, selten gesehene, noch seltener befolgte Vogel unsterblicher Wahrheit.

Der himmlische Schäfer.

Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere Rosen verwandelt, die sie noch nie gesehn. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich ringsum, und Eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis alles sich zuletzt in süße Töne verlohr, in Töne, die sie noch nie gehöret hatte.

Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugend-Paradies; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt, ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm.

Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehn, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest.

Die Brüder brachten ihr Opfer, die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn und fand nur seine zerstreuete, traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar: die Rosen wa-

ren mit seinem Blute gefärbt und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah Die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, schaue hinauf. Sieh jenen glänzenden Wagen dort; er führt zu andern Auen, zu schönern Paradiesen, als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süsse Töne wandeln.“ —

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihrer Thräne bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzet hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angesicht einer schöneren Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternen-Wagen und suchten ihren Schäfer dort.

Adams Tod.

Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollt des Todes sterben.

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen, sprach er zur weinenden Eva, daß ich sie noch sehe und segne.“ Sie kamen alle auf des Vaters Wort und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch, sprach Adam, will zum heilgen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir die Frucht vom Lebens-Baum.“ — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger, (so flehete er) und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebens-Baum.“

Schnell stand der glänzende Cherub da; und statt der Frucht vom Lebensbaume hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn, so sprach er freundlich, zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!“

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner lezten Labung hier.“

Der

Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses: da erhob sich seine Seele: „Kinder, sprach er, ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung.“ — Da brach sein Auge: sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andre Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Zweite Sammlung.

Der Schwan des Paradieses.

Von Jugend an, saget die heilige Sage, wandelte Henoch mit Gott und war ein stiller Betrachter. Als Kind schon hatte sein Engel ihn ins Paradies geführt. Er las in Büchern, ihm vom Himmel gesandt, die nicht auf irdische Blätter geschrieben waren; er las im Buch der Sterne, daher man ihn den Betrachter, Idris, nannte.

Einst saß er einsam unter der Ceder; da wehete stille Begeisterung ihn an: er sah das nahe Schicksal seiner Welt, die bald in Fluthen übergehen sollte; er sah den Tag des strafenden Gerichts.

„O daß ich, seufzte seine Seele, dies der Nachwelt kund thun könnte!"

Da ließ ein glänzender Schwan vom Himmel sich herab; dreimal umflog er des Betrachters Haupt, und langsam kehrte er in die Wolken.

Henoch kannte ihn: es war ein Schwan des Paradieses, den er einst in seiner Kindheit gesehen und geliebet hatte. Eine Feder war seiner Schwinge entfallen; er nahm die Feder und schrieb damit seine Bücher der Zukunft.

Und als er lange, jedoch vergeblich seine Brüder gewarnet hatte und das Licht in ihm an seinen Ort hinaufzusteigen begehrte, da nahm er seinen Sohn zu sich und sprach: „die Tage meines Lebens sind zu Ende, dreihundert fünf und sechzig kurze Tage. Vielleicht daß dir, mein Sohn, der Gütige den Rest von meinen Jahren zu deinen Jahren zählt.

Er sprachs und segnete ihn; da waren um ihn und hoben ihn sanft empor die Schwäne des Paradieses. Auf ihren Flügeln trugen sie ihn hinauf und Henoch war nicht mehr.

Und als sein Sohn Methusalah ihn vergebens in den Wolken des heiligen Berges suchte, stand vor ihm ein Mann in glänzender Gestalt.

„Ich war der Engel deines Vaters, sprach er, der ihn erzog und schon als Kind zum Paradiese führte. Dort ist er jetzt; er hat viele Jahre gelebt: denn er ist bald vollkommen worden. Darum gefiel er Gott und war ihm lieb und ward hinweggenommen aus dem Leben."

Er sprachs und rührete die Erde mit seinem Stabe an; da stand ein blühender Mandelbaum, der frühe Bote des Frühlings. Noch ehe seine Blätter sprossen, mit nackten Zweigen treibet er Blüthen hervor und verkündigt die fröhliche Zeit. Der Engel war verschwunden, und Methusalah, der seines Vaters Jahre genoß und das höchste Alter der Erdgebohrnen erreichte, jährlich sah er in diesem frühaufblühenden Mandelbaum die Jugend seines Vaters.

Der Rabe Noahs.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer, sprach er, unter euch will Bote seyn, ob unsre Rettung nah ist?“

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöfnet: so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm, auch sein Gedächtniß wie sein Auge düster; selbst seine neugebohrnen Jungen erkennet er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

Die Taube Noahs.

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er aufs neue seine Schaaren um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue, sprach Noah, du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willt du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet und dich der Sturm ergreift und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füsse Schlamm und deiner Zunge widert unreine Speise.“ —

„Wer, sprach die Taube, gibt den Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft.“

Sie entflog und schwebete hin und her, und nirgend fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth; und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan und ließ demüthig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baumes, eilte gestärkt zurück und legete den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz: das grüne Friedensblatt

erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.

Abrahams Kindheit.

In einer Höle ward Abraham erzogen: denn der Tyrann Nimrod stellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkelu Höle war das Licht Gottes in ihm! er dachte nach und sprach zu sich: „wer ist mein Schöpfer?“

Nach sechzehn Jahren trat er hinaus und als er zum erstenmale Himmel und Erde sah, wie erstaunte er und freuete sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „Wer ist Euer Schöpfer?“

Auf ging die Sonne; er fiel nieder aufs Angesicht. „Das, sprach er, ist der Schöpfer: denn seine Gestalt ist schön!“ —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels: vielleicht ists jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient.“

Aber auch Mond und Sterne gingen unter und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „wer ist der Gott des Himmels und der Erde?“ und Tharah zeigete ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen,“ sprach er bei sich selbst, und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seyd: so nehmet euer Opfer.“ Aber die Götzen standen da und regeten sich nicht.

„Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn.“ Er

nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater, sprach er, dein erster Gott hat alle seine Brüder getödtet."

Zornig sah ihn Tharah an und sprach: „Du spottest meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?" „O zürne nicht, mein Vater, sprach Abraham, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Traueſt du deinem Gott nicht zu, daß Er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre Er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?" — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der forderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollt du anbeten, Knabe; oder der brennende Ofen sei dein Lohn." Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissaget, daß Er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer ist dein Gott, o König?" sprach der unerschrockne Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott, antwortete er, das Mächtigste der Wesen."

„Das Feuer, sprach der Knabe, wird vom Wasser ausgelöscht: das Wasser wird von der Wolke leicht getragen: der Wind verjagt die Wolke und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das Mächtigste der Wesen." —

„Und ich der Mächtigste der Menschen, sprach der König. Bete mich an; oder der glühende Ofen ist dein Lohn."

Da schlug der Knabe sein bescheidnes Auge auf und sprach: „ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend' untergehn; befiehl, o König, daß sie heut am Abend' auf- und am Morgen untergehe: so will ich dich anbeten.“

Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht: ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Lilienduft. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus und bald erschien ihm Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu seinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt: denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer?“ —

„Mein Sohn, sprach Abraham, Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!“ So gingen die beide schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war: ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und fassete das Messer in die Rechte und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham! rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!“

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück und hieß die schrecklich-frohe Stätte: „Jehovah schaut!“ Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden: er sieht des Herzens-Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist Eines als das andre.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl: er höret's tief im Herzen, und nimmts auch von der stammlenden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne der Verlaßenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

Als Jakob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott sich ihm einst geoffenbaret hatte, da er in seiner Jugend den offenen Himmel sah; da war sein Herz voll Freude: denn Jehovah hatte ihm jetzt seinen Freundesbund aufs neue bestätiget.

Bald aber traf ihn ein bittrer Schmerz. Die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging, und sie nun sahe, daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Athem noch zusammen, küssete das Kind, nannte seinen Namen: „Benoni, den Sohn der Schmerzen" und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinete sie und sprach: „Erfülle mir, o Vater, die erste Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen sehen, von denen du mich trenntest, daß ich in ihrem Leiden ihnen beistehe und ihre Thränen lindre."

„Dreimal soll dir dein Wunsch gewähret seyn, sprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder seheſt, doch lindern kannst du ihre Thränen nicht."

Sie gieng zum ersten hinab und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängstlich trauren. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm: „mein graues Haar, rief er, wird in die Grube fahren: mit Leide werd' ich zu den Todten wandern: denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt."

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf: bis wäterhin ihr Mann und ihre Söhne, als Abgeschiedene,

selbst zu ihr kamen und freudig ihr erzähleten, wie schön sich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und stieg lange nach diesem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da sahe sie ihre Kinder ins Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand sie verwüstet und auch ihr Grab war nicht verschont geblieben. Eine Zeitlang blieb sie auf dem öden Grabe und lange hörte man auf ihm ein unsichtbares Aechzen.

Sie stieg zum drittenmal hernieder; da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut: „sie sind, sie sind nicht mehr.“ Man hörte lang' am Grabe das weinende Aechzen: „sie sind nicht mehr.“

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen tönen; bald, wenn das Thal sich wendet, wird die Klage selbst Lobgesang. Vertrau mir deine Kinder an; sie sind auch meine Kinder: dein Herz ist nicht gemacht, der Erdgebohrnen Schicksal zu tragen und zu lindern.“

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick auf Erden; doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun längst verhallet ist. Das Grabmal schweigt und Rahel freuet sich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

Joseph und Zulika.

Als Potiphars Weib, die schönste Zulika, den Joseph ergriff und alle seine Sinnen reizte: siehe da stand dem Geiste des Jünglings die ehrwürdige Gestalt seines Vaters vor Augen.

„Die Namen deiner Brüder, sprach Jakob, werden auf zwölf Steinen des Brustschildes glänzen und in die Wohnung des Allerheiligsten zum Gedächtniß eingehen vor Jehovah. Du solltest auch mit ihnen geschrieben werden; willst du, daß dein Name vertilget sei und du ein Hirte der Ehebrecherin heißest?"

Alsobald kam Joseph zu sich und wand sich los. Sein Herz blieb vest in seiner Kraft; seine Händ' und Arme stärketen sich. Die goldenen Träume seiner Kindheit traten ihm vor Augen.

Und statt Eines kamen nachher Zwei Namen seines Geschlechts auf die glänzenden Steine ins Angesicht vor Jehovah. Der sterbende Vater pries ihn und sprach: ein blühender Zweig ist Joseph; der Sohn einer Blühenden, die über der Quelle steht. Seine jungen Zweige sprossen, sie sprossen die Mauer hinauf — ein Lohn seiner jugendlichen Gottesfurcht und Keuschheit.

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott sein Gesetz zu geben auf Sinai stieg, traten vor ihn die Geister der Berge im Lande der Verheissung. „Warum verschmähest du Uns, deine Erkohrnen; und wählest den fremden Berg, einen dürren Fels der heidnischen Wüstenei zu deines Fußtritts Schemel?“

„Wer seyd ihr, sprach Jehovah, daß ihr es wagt, der Schemel meiner Herrlichkeit zu werden? Schauet umher. Mein Tritt war dort auf jenen ersunknen Bergen, auf den zerfallenen Hügeln der alten Zeit; wo ist jetzt die Krone ihres Gipfels?“

„Aber auf Euch, fuhr der Gnädige fort, will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren: Du lachender Tabor, sollt das Antlitz meines Sohnes schaun und an ihn meine sanftere Stimme hören. Berg Gottes, du fruchtbarer Karmel, auf dir soll einst mein zweiter Knecht, Elias, wohnen und meinen Namen mit Feuer vom Himmel den Menschen kundthun. Du Libanon, sollt mein Heiligthum baun und du bescheidner, schweigender Zion, auf Dir, dem kleinsten der Berge soll einst dies Heiligthum ruhen, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, da das Haus Jehovahs ist, wird höher seyn als alle Berge der Erde, über alle Hügel erhaben.“

Freudig verließen die Berge das Angesicht Jehovahs: sie neideten den Sinai nicht mehr und der kleinste unter allen, der demüthige Zion ward in der Zukunft der Größeste der Berge.

Die Worte des Gesetzes.

Als Gott sein Gesetz zu geben auf Sinai hinabfuhr, trat Moses in die heilige Wolke vor ihn und sprach: „Allgütiger, du willst dein Gesetz Israel geben, daß alles Volk es vernehme; wie aber? werden auch die andern Völker und die kommenden Geschlechter Gottes Stimme hören?“

„Sie haben sie gehört, sprach der Allmächtige; jeder der Propheten und Weisen, selbst jedes Kind, wo es auf Erden lebt, hat daran seinen Theil empfangen. Ihre Seelen selbst sind ein Nachklang meiner Stimme, der Stimme, die alle Welten füllt.“ —

Gott sprachs und winkte dem Engel der Seelen, daß er den Fragenden ins Reich der innern Schöpfung führte. Hier sahe Moses, wie durch die Macht des ewigen Worts das Gebilde der Menschheit ward: jedes werdende Wesen war die Wurzel eines Baums voll göttlicher Gedanken.

„So viele, sprach der Engel, hier Menschenseelen sind, so viele sind Auslegungen der Stimme, die dieses Weltall schuf. Viele Seelen fassen viel der Stimmen und deine Seele, (fuhr der Engel zu Moses fort,) soll des Gesetzes Baum erfassen mit Wurzeln, Stamm und Zweigen. Jedwede Seele wird gerichtet werden, nach dem was in ihr war, nach dem Laut der Stimme, der sie zum Leben rief.“ —

Und der Engel nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Vorhöfe des Paradieses. „Siehe, sprach er, hier werden die Ungebohrnen erzogen und zu ihrem Leben auf der Erde bereitet. Nachdem eine Seele Folgsamkeit und

Treue erwiesen, steiget sie in dieses oder jenes Geschlecht hinab, zu ihrem Lohn oder zu ihrer Strafe. Doch ehe jede derselben niedersteigt, führet ihr Engel sie umher und zeigt ihr die Pforten der Hölle und des Paradieses. Dort siehet sie die Ungerechten gequält; hier die Gerechten getröstet. Welchen Eindruck nun das Kind bewahret und fest hält, nach solchem bildet es sich fürderhin im Leben. Wem nur die Hölle im Gedächtniß schwebt, der wird ein Knecht; wer aber die Freuden des Paradieses ahnend in sich empfindet, der wird ein Kind Jehovahs und findet auf der Erde schon den Trost des Paradieses. Wer nichts von beiden in sich erhält, verwildert ohne Gefühl und wird ein Thier des Feldes."

Da kam auch der Engel der Weisen und nahm den Moses bei der Hand und führte ihn in die Schule des Himmels. Siehe hier, sprach er, die Seelen versammlet, jedwede steigt hinauf in jedem stillen Augenblick, da sie das Wort des Ewigen in sich lieset. Sobald die Sinne schweigen und der Leib des Menschen schläft, geht sie zum Himmel empor und wird gewürdiget, den Sinn des Ewigen zerstreuungslos zu hören. Die höchsten Engel schweigen mit ihren Lobgesängen, bis alle Seelen versammlet sind, wie geschrieben steht:

Die Blumen sind entsprossen der Erde,
Die Zeit des Gesanges ist da,
Die Turteltaube lässet sich hören auf unsrer Flur —

Alsbald empfangen die Engel die Lobgesänge derselben und flechten sie dem Ewigen zur angenehmen Krone."

Da fiel Moses nieder und sprach:
Wie hat Jehovah die Menschen lieb!
All seine Heilgen sind um ihn her;
Sie sitzen ihm zu Füßen
Und lernen von ihm selbst sein ewiges Wort.

Die Bürgschaft des Menschengeschlechts.

Die Schuld der Eltern ist durch ihre Kinder bei Gott verbürget. Was der Vater sündigte, büßet oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott sein Gesetz auf Sinai gab, sprach er: „stellet mir Bürgen, daß ihr es haltet.“

Sie nannten ihm ihre gerechten Väter: allein Jehovah nahm die Bürgschaft nicht an. „Sie sind selbst Schuldner gewesen, gleichwie ihr; gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfand.“

Die Seelen der Ungebohrnen, die alle um den Berg versammlet waren, die Säuglinge an den Brüsten, die Kinder auf dem Schooße der Mütter erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgschaft. Da sprach der Ewige: heimsuchen will ich die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber segnen will ich in die Tausende der Geschlechter.

Anbetend neigete sich Moses und als Gott ihm vorüberging, rief eine Stimme: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, der du vergiebest Missethat, Uebertretung und Sünde, und wenn du die Missethat der Väter an den Kindern strafest bis ins dritte, vierte Glied, so segnest du dafür in die Tausende der Geschlechter.“

Aarons Entkleidung.

Mit schwerem Herzen entkleidete Moses seinen Bruder Aaron auf Hor am Gebürge. Er zog ihm seine heilige Kleider aus und zog sie Eleasar an; Aaron sammlete sich und starb; denn auch Er hatte gesündigt. Und Israel beweinete ihn dreißig Tage.

Am dreißigsten Tage saß Moses auf diesem Gebürge und sah im Traum seinen Bruder. Die Herrlichkeit Jehovahs glänzte auf seiner Stirn und ein schöneres Priestergewand umfloß seine neuverjüngten Glieder. Ein güldener Gürtel war um seine Brust; aber die zwölf Steine des Heiligthums waren nicht auf derselben. Der Stab, der im irdischen Heiligthum geblühet hatte, war nicht in seiner Hand.

„Warum ist der Stab deines Priesterthums nicht in deinen Händen, mein Bruder? sprach Moses im Traum; und warum glänzen auf deiner Brust nicht mehr die zwölf Steine deines Volks zum Andenken vor Jehovah?"

Sie waren mir schwer genug, antwortete Aaron, als ich sie auf Erden trug; jetzt ist meine Brust erweitert und meine Seele erleichtert. Auch der Stab meines Stammes ist nicht mehr in meiner Hand: denn vor dem Gott aller Welt sind alle Stämme und Völker. Ein Priester zu Salem bin ich anjetzt; im Lande des Friedens ein Priester höherer Ordnung.

Das Gesicht verschwand und Moses erneute die menschenfreundlichen, tröstenden Gesetze von der Ruhe des Sabbats nach der Arbeit und dem Sabbatjahr der Befreiung für Unterdrückte und Arme, für Verkaufte und Knechte und Thiere. Er erneute die Gesetze vom Laubhüttenfest und dem fröhlichen ewigen Jubeljahre.

Der Tod Moses.

Als Moses, der Vertraute Gottes, sterben sollte und seine Stunde herannahte, versammlete Gott die Engel um sich her. „Es ist die Zeit, sprach er, die Seele meines Knechtes zu mir zu fodern, wer will mein Bote seyn?“

Die Edelsten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen, die vor Gottes Thron stehn, baten und sprachen: „wir sind seine, Er ist unser Lehrer gewesen, laß uns nicht fodern dieses Mannes Seele.“

Aber der abgefallene Sammael trat hervor: „Hier bin ich, sende mich.“

Mit Zorn und Grausamkeit bekleidet, stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand und freuete sich schon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angesicht Moses. Seine Augen waren nicht dunkel worden und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Namen; sein Antlitz glänzete, bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menschen erschrack. Sein Schwert entsank ihm und er eilete hinweg. „Ich kann dir die Seele dieses Mannes nicht bringen, sprach er zu Jehovah: denn ich habe an ihm nichts unreines funden.“

Da stieg Jehovah selbst hernieder, die Seele seines Knechts von ihm zu nehmen und seine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen Engeln seines Angesichts, stiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moses ein Sterbelager und standen ihm zu Haupt

und Füssen und eine Stimme sprach: „fürchte dich nicht. Ich selbst will dich begraben.“

Da bereitete Moses sich zu seinem Tode und heiligte sich, wie Einer der Seraphim sich heiligt, und Gott rief seine Seele: „Meine Tochter, hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, im Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende ist gekommen: gehe heraus und säume nicht.“

Und Moses Seele sprach: „o du Herr aller Welt! Ich weiß, daß du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen und daß in deiner Hand sind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfing ich das feurige Gesetz und sahe dich in den Flammen und stieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Palast des Königes und nahm die Krone von seinem Haupt und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führete dein Volk hinaus und spaltete das Meer in zwölf Spalten und verwandelte das bittere in süßes Wasser und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuersäule und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet. Und nun, es ist genug! nimm mich, ich komme zu dir.“ —

Da küssete der gnädige Gott seinen Knecht und nahm ihm im Kusse seine Seele. Moses starb am Munde Gottes und Gott begrub ihn selber und niemand weiß die Stäte seines Grabes.

Dritte Sammlung.

CAROLI UNIVERSITAS

Die Opfertaube.

Fröhlich kam der rohe Krieger Jephthah von seinem Siege zurück. Er hatte vor der Schlacht ein unbedachtsames Gelübde gethan, dem Herrn zum Opfer zu bringen, was ihm aus seiner Hütte zuerst entgegenträte.

Und siehe da kam seine Tochter ihm entgegen, sein einziges Kind. Jauchzend trat sie heraus mit Pauken und Saitenspiel; doch bald war ihre Freude in Leid verwandelt. „Ach meine Tochter, sprach er, wie beugest du mich? aber ich habe gelobt und kann es nicht widerrufen.“

Vergebens trat der Hoheprieſter hinzu und belehrete ihn, daß Gott ein solches Opfer von seiner Hand nicht fodre, daß er verabscheue das Blut des Kindes, das von der Hand des Vaters vergossen werde auf Gottes Altar. Der harte Krieger blieb auf seinem Wort und kaum erlaubete er noch seiner flehenden Tochter, mit ihren Gespielinnen hinzugehen auf die Berge, und ihre Jugend daselbst zu beweinen.

Und als sie statt des Jubelgesangs, mit dem sie ihren Vater empfangen hatte, den Ton der Klage jetzt begann und ihren Tod bewillkommte: siehe, da gesellte eine Turteltaube sich zu ihr und verließ sie nicht und girrete in ihre Töne, als ob sie sie trösten wollte. Aber Naëmi vernahm die Stimme der tröstenden Taube nicht und nach zween Monaten kam sie zu ihrem Vater und sprach: „Hast du gelobet, mein Vater, so thue mir wie du gesaget hast“ und ging wie ein Lamm zum Altare.

Und als der Grausame das Opfermesser faßte und seine Rechte erhob: siehe, da stand mit zürnendem Blick Abraham bei dem Altare und griff in seine Rechte: „Unbesonnener, sprach er, thue der Jungfrau nichts: Gott will kein solches Opfer von deinen Händen. Er nahm das Meinige nicht an, das er einst prüfend selbst von mir verlangte; du aber, harter Mann, sollst ohne Kinder sterben.“ Er sprach es und verschwand.

Und siehe, da flog die Turteltaube hinzu und ward statt der erretteten Jungfrau durch die Hände des Hohepriesters für sie ein Opfer.

Freudig zog Naëmi jetzt mit ihren Gespielinnen wieder auf die Berge und dankte Gott für ihre neugeschenkte Jugend. Aber sie starb bald; und auf ihrem Grabe girrete die andere Turteltaube, der Geopferten Gatte; und alle Töchter Israels beweinten Naëmi und gingen jährlich hin zu klagen die Tochter Jephthah's und ihre Errettung zu feiren.

Die Gesänge der Nacht.

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß: da kam der Geist Jehovahs über ihn und seine Sinne wurden aufgethan, zu hören die Gesänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre und alle Sterne traten in ein Chor: der Klang von ihren Saiten berührte die Erde, zum Ende der Erde floß ihr stilles Lied.

„Licht ist das Angesicht Jehovahs," sprach die untergehende Sonne und die Abendröthe antwortete ihr: „ich bin der Saum seines Kleides."

Die Wolken über derselben thürmeten sich und sprachen: „wir sind sein Nachtgezelt" und die Wasser der Wolken im Abenddonner tönten: „die Stimme Jehovahs gehet auf Wolken: der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch."

„Er schwebet auf meinen Fittigen," sprach der säuselnde Wind; und die stille Luft antwortete ihm: „ich bin der Athem Gottes, das Weben seiner erquickenden Gegenwart."

„Wir hören Lobgesänge, sprach die verlechzte Erde, und ich bin still und stumm?" Der fallende Thau antwortete ihr: „ich will dich laben, daß deine Kinder neu erquicket jauchzen, daß deine Säuglinge blühen, wie die Rose."

„Wir blühen fröhlich," sprach die erquickte Au; die vollen Aehren rauschten drein und sprachen: „wir sind der Segen Gottes! die Heere Gottes gegen des Hungers Noth."

„Wir segnen euch von oben," sprach der Mond: „wir segnen euch," antworteten die Sterne. Die Heuschreck' girrete und sprach: „er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau."

„Und tränkte meinen Durst," antwortete die Hindin. „Er erquickte mich," sprach das aufspringende Reh.

„Und giebt uns unsre Speise," träumete das Wild; „und kleidet unsre Lämmer," blöckete die Heerde.

„Er erhörte mich, so krächzete der Rabe, als ich verlassen war." „Er erhörte mich, antwortete die Gemse, da meine Zeit kam und ich ausriß und gebar."

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel sprachen schlummernd nach: „wir haben unsre Nester funden, unsre Häuser; wir wohnen auf Gottes Altar. Und schlafen unter dem Schatten seiner Flügel, in stiller Ruh."

„In stiller Ruh," antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähte der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menschen und preiset Gott; der König der Ehren ist da."

Auf ging die Sonne, und David erwachte aus seinem Psalmreichen Traume; so lang' er lebete, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung, und er rief sie täglich aus seiner Harfe hervor.

Die Morgenröthe.

Hast du die schöne Morgenröthe gesehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach: ein Stral des unvergänglichen Lichts, die Trösterin der Menschen.

* * *

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermons Berge saß, den Trauervollsten seiner Psalmen spielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben und ich seh keinen Helfer!"

Siehe da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlassen seyst? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus grauenvoller Finsterniß wird Morgen."

Getröstet hing an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesangs, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm und dankte Gott für die Bedrängnisse, die er in früher Jugend überstand; und jedesmal kam mit dem Psalm ihm Morgenroth in seine düstre Seele.

* * *

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blickest täglich nieder und weihst den Himmel und die Welt — weih täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

Der Psalmensänger.

Der königliche Psalmensänger hatte seinem Erretter eben eins der schönsten Lieder gesungen, und noch rauschte das heilige Lüftchen, das beim Aufgang' der Sonne durch seiner Harfe Klang ihn täglich weckte, in dieser Harfe Saiten; als Satan gegen ihn stund, und das Herz des Königes zum Stolz über seine Gesänge neigte. „Hast du, sprach er, Allmächtiger, unter deinen Geschöpfen Eins, das süßer als ich dich lobe?"

Da flog im offnen Fenster, vor dem er seine Hände ausbreitete, eine Heuschrecke auf den Saum seines Kleides und fing ihren hellen Morgengesang an. Eine Menge Heuschrecken versammleten sich um sie: die Nachtigall flog heran und in kurzem wetteiferten alle Nachtigallen mit einander zum Preise des Schopfers.

Das Ohr des Königes ward aufgethan, und er vernahm den Gesang der Vögel, die Stimme der Heuschrecke und aller Lebendigen, das Murmeln der Bäche, das Rauschen der Haine, den Klang des Morgensterns, den entzückenden Klang der aufgehenden Sonne.

Verlohren im hohen Einklange der Stimmen, die unaufhörlich und unermüdet den Schöpfer loben, verstummete er und fand sich in seinen Gesängen selbst hinter der Heuschrecke, die noch auf dem Saum seines Kleides girrte. Demüthig ergriff er die Harfe und sang: lobet den Herrn, ihr alle seine Geschöpfe; lobe den Herrn, auch du, mein Innerstes, du meine verstummende Seele.

David und Jonathan.

Als von Sorgen seines Reichs und vom Kummer über seine Kinder verzehret, der Sohn Isai auf seinem Sterbelager entschlief; siehe, da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund seiner Jugend, Jonathan, ihm zuerst entgegen. „Unser Bund ist ewig, sprach er zur Gestalt des alten Königes; aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen: denn du bist mit Blut befleckt, mit dem Blut auch meines väterlichen Hauses und selbst mit Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach."

Und David folgete dem himmlischen Jünglinge.

„Ach, sprach er bei sich selbst, ein harter Stand ist das Leben der Menschen, und ein härterer noch das Leben der Könige. Wäre ich wie du gefallen, o Jonathan, mit unschuldigem Herzen, im Lenz meiner Jahre; oder wäre ich ein singender Hirt auf Bethlehem Flur geblieben! Ein schönes Leben hast du indeß im Paradiese gelebt; warum bin ich nicht mit dir gestorben?"

„Murre nicht, sprach Jonathan, gegen den, der dir die Krone seines Volkes gab und dich zum Vater eines ewigen Königreichs machte. Ich sah deine Arbeit und deine Leiden; und habe dich hier erwartet." — Damit führete er ihn zu einem Strom im Paradiese.

„Trinke, sprach er, aus dieser Quelle, und alle deine Sorgen werden vergessen seyn; wasche dich in diesem Strom und du wirst jung und schöner werden, als du in deiner Jugend warst, da ich dich liebgewann und wir einander den

Bund der Treue schwuren. Aber tauche tief in denselben: er fließt wie Silber, und muß dich wie Feuer läutern."

David trank aus der heiligen Quelle und wusch sich im krystallenen Strom. Der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde; aber die Welle des Stroms durchdrang ihn tief; wie Feuer glühete sie in seinem Innern, bis er entsündigt dastand, seinem himmlischen Freunde gleich.

Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe und süßer als hienieden sang er unter dem Baume des Lebens: „David und Jonathan, lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln. Ihr Töchter Israels; weinet um uns nicht mehr; wir sind gekleidet in unsrer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan: ich hatte drunten an dir Freud' und Wonne; doch hier ist deine Liebe nicht mehr als unsrer Jugend Liebe." Sie küsseten einander und beschwuren, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir was du willt: es soll dir werden.“

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehn habe ich schon: Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königes Tochter will ich bitten: denn sie liebet mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Vor allen auch das Herz meines gütigen Wohlthäters: denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater.“

Der Liebling bat und die Bitte ward ihm gewähret.

* * *

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „bitte was ich dir geben soll und ich will dirs geben.“

Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit, und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen.

Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch diesseit des Grabes.

Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinem prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere sprechen, (denn er verstand die Sprache der Thiere) und neigte sein Ohr, zu hören, was sie sagten.

„Siehe, sprach die Lilie, den König; er gehet mich stolz vorüber, und ich Demüthige bin herrlicher als Er.“

Und der Palmbaum webete seine Zweige und sprach: „Da kommt er, der Bedrücker seines Landes, und dennoch singen sie ihm, daß er ein Palmbaum sey. Wo sind dann seine Früchte, seine Zweige, mit denen er Menschen erquickt?“

Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht: so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebet.“

Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauern, wie ich dich klagen würde, mein Einiger!“

Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt und kam zum Neste des Storchs, der seine Jungen erzog und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut, sprach der Storch zu seinen Jungen, der König Salomo seinem Sohn Rehabeam nicht: darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen: Fremde werden herrschen in

dem, was er bauete.“ Da entwich der König in seine innerste Kammer und war still und traurig.

Und als er also im tiefen Nachdenken saß, da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit, unsichtbar vor ihn und berührete sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage.

Er sah durch die Antwort seines unweisen Sohnes sein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder. Verfallen sah er seine Häuser, seine Lustgärten durch ein Erdbeben versunken, die Stadt verwüstet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erschrocken fuhr er aus dem Schlaf empor.

Und siehe da stand mit weinendem Auge die Freundinn seiner Jugend sichtbar vor ihm und sprach: „Du hast gesehen, was nach diesem geschehen wird, und zu alle diesem hast du den Grund geleget. Es stehet nicht mehr in deiner Macht, das Vergangene zu ändern: denn du kannst dem Strome nicht gebieten, daß er sich wende zu seiner Quelle, noch deiner Jugend, daß sie zurückkehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpft, und ich, die Verlassene deiner Jugend, kann deine Gespielinn nicht mehr seyn im Lande des irdischen Lebens.“

Sie verschwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

Elias.

Feurigen Geistes war Elias und Feuerflamme war der Geist seines Prophetenamtes. Oft ließ er dieselbe niedersteigen vom Himmel und verzehrete im Eifer sein eigenes Leben.

Einst als er müd' und matt zum Berge Horeb ging, und in der dürren Wüste unter dem einsamen Wachholderbaum ruhte, da seufzete er: „es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele."

Und ein Engel Gottes stärkte ihn, daß er zum Berge gelangte, wo Gott die Last seines Prophetenamtes von seinen Schultern nahm und ihm befahl, einen andern an seiner Stelle zu salben.

Und als mit dem gesalbeten Elisa Elias am Jordan ging: da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und scheidete die beiden von einander, und Elias fuhr im Wetter gen Himmel.

Die erste Gestalt, die ihm in jener Welt erschien, war Moses, sein Vorbild. „Du hast geeifert, sprach er, (indem er in die läuternden Flammen des Feuerwagens ihm seine Rechte reichte;) du hast geeifert, mein Bruder, mit Feuereifer und hast viel erlitten von deinen Brüdern. Ich habe gelitten wie du; aber dennoch bat ich für ihr Leben und opferte meine Seele an ihrer Seelen statt. Indessen komm zum Throne des Richters, des Allerbarmers." Elias ging mit bebenden Schritten zur Wolke des Thrones.

„Was willt du hier, Elias?" sprach die Stimme aus der Wolke, und Elias sprach: „Ich habe geeifert um Je-

hovah, den Gott Zebaoth, und war allein überblieben und sie standen mir nach dem Leben.“ Da ging ein Feuer aus der Wolke; aber der Herr war nicht im Feuer: und ein starker, die Felsen zerreissender, Wind ging vor Elias her; aber der Herr war nicht im Winde. Und nach dem Feuer und Wind kam ein sanftes Sausen, in welchem Jehovah war. Durchdrungen von ihm fühlte der Prophet sein Innerstes, daß schnell die Flamme seines Geistes wie Morgenröthe strahlte. „Ruhe, sprach die Stimme, und erquicke dich hier: denn der Herr ist barmherzig und freundlich. Oft sollst du niedersteigen zu den Menschen und sie sanfter belehren, und liebreich retten und trösten.“

Seitdem besucht Elias die Menschen oft, aber in einem andern, als seinem ehemaligen Feuergeiste. Unsichtbar oder in fremder Gestalt mischet er sich in das Gespräch derer, die nach Weisheit forschen und vereinigt ihre Seelen. In häuslichen Geschäften kehret er das Herz der Väter zu den Kindern, und das Herz der Kinder zu den Vätern! er errettet aus Gefahren, und antwortet dem Betenden erquickend und tröstend. In der Person Johannes gieng er als Morgenstern vor der aufgehenden Sonne her; ja den Sohn der Liebe selbst stärkete er auf jenem heiligen Berge der Entzückung und Verklärung.

Der Wunderstab des Propheten.

„Gürte deine Hüften, sprach Elisa zu seinem Diener Gehasi, als ihn die Sunamitinn um die Erweckung ihres Sohnes anflehte, und nimm diesen Stab in deine Hand. So dir jemand begegnet, so grüße ihn nicht; und grüßet dich jemand, so danke ihm nicht, und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz: so wird seine Seele wieder zu ihm kehren.

Freudig eilte Gehasi mit dem Wunderstabe des Propheten, nach welchem er so lange getrachtet hatte: denn längst hatte er ein Wunder zu thun begehret. „Wo eilest du hin, Gehasi? rief Jehu, der Sohn Nimsi, ihm zu. Einen Todten zu erwecken, antwortete Gehasi: denn hier ist der Stab des Propheten.“

Neugierig versammlete sich die Menge und lief hinter ihm her; aus allen Flecken und Dörfern, durch welche er zog, eilete das Volk ihm nach, zu sehn die Erweckung des Todten.

Und mit leichten Schritten gieng Gehasi vor ihnen her, und als sie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrete den Stab um und legete ihn anders, rechts und links, oben und unten; der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehasi ward von der Menge verspottet. Beschämt kehrete er zurück zum Propheten und zeigete ihm an und sprach: „der Knabe ist nicht aufgewacht.“

Da nahm Elisa den Stab und eilete gen Sunem und gieng hinein in das Haus und schloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn und stieg hinauf und legete sich auf das Kind, seinen Mund auf des Kindes Mund, seine Augen auf des Kindes Augen, und breitete sich über dasselbe, bis daß des Kindes Leib warm ward. — Womit erwärmte er den Todten? Mit seinem stillen, demüthigen Gebet, mit dem Athem seiner uneigennützigen, selbstlosen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn," sprach er zur Mutter, und der eitle Gehasi stand beschämt.

Der Thron der Herrlichkeit.

Zu sehr vertiefte sich ein frommer Betrachter in die Anschauungen des Unerschaffnen, und vergaß darüber die Geschäfte seines Berufs, die nothwendige Bürde eines Sterblichen der Erde.

Einst als er in tiefem Nachsinnen vor seiner mitternächtlichen Lampe saß, entschlief er, und es eröfneten sich ihm im Traum die Pforten des Himmels: er sah, was er so lange zu sehen gewünscht hatte, den ewigen Thron. Um und um mit Feuer umgeben, schwebte derselbe auf siebenfach-dunkeln Wolken, aus denen Blitze fuhren, in denen Donner krachten; und vor und hinter ihm war Nacht.

Erschrocken wachte er auf; aber noch nicht belehret. Er sehnte sich, die Gestalten des Throns zu sehn, und sank abermals in seinen anschauenden Schlummer. Die vier Lebendigen trugen den Thron: mit ihren Angesichtern blickten sie und mit ihren Flügeln schwebten sie nach allen vier Seiten der Schöpfung, vollbringend die Befehle Jehovahs. Feuriger Schweis rann in Strömen von ihnen herunter, und von der rastlosen Bewegung waren sie so betäubt, daß sie nicht wußten, wie nahe sie dem Thron ständen und welche die Herrlichkeit sey, die sie trugen. Eben wollte die menschliche Gestalt des heiligen Wagens zu ihm treten, als plötzlich sein Traumgesicht verschwand, so daß er noch unruhiger war, als er vorher gewesen.

Er wünschte die anschauenden Engel zu sehen, und der prophetische Schlaf umfing ihn zum drittenmale. Die Seraphim standen da, zunächst dem flammenden Throne;

aber ihre Angesichte waren verdeckt, verdeckt ihre Füsse und ihr Gesang war ihm unvernehmlich; bis Einer derselben zu ihm trat und ihn mitleidig anredete: „Und du Sterblicher wagest es, anschauen zu wollen, was wir nicht anzuschauen vermögen? Genüge dich an dem Gesicht, das dir die Träger des Thrones gaben: denn auch du bist mitten unter ihnen.“ Er sprachs und der Träumende erwachte.

Eben flog eine Mücke vor seiner Lampe daher; sie wagte sich in die Flamme und sank mit versengten Gliedern nieder. „War ich nicht thöricht, sprach er zu sich selbst, daß mich ein Engel belehren mußte, wovon mich diese verbrannte Mücke belehret?“ — Er entsagte fortan den Betrachtungen der Seraphim, und ward das, wozu der Mensch hienieden erschaffen ist, ein arbeitendes Lebendiges unter dem Throne.

Das heilige Feuer.

Als Jeremias die Verwüstung des Tempels betraurete, waren alle dienstbaren Engel des Heiligthums um ihn und halfen ihm trauren. Auch Davids und Salomo's Seelen stärkten ihn und gaben ihm die süßen Gesänge, mit welchen er die Verwüstung ihres Werkes und ihres Volkes beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes, rief er, ist von hinnen gegangen; der Herr ist hingewichen an seinen Ort."

„Willst du nicht, sprach der Engel des Feuers, die Flamme des Heiligthums bewahren; vielleicht daß sich Jehovah erbarme und kehre wieder zurück zum Thron seines Hauses."

Und Jeremias nahm sieben Priester zu sich und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube, darinnen kein Wasser war.

Nach wenigen Tagen kam er hinzu und suchte dasselbe; er fand aber kein Feuer, sondern ein dickes Wasser, und traurete sehr. Und der Engel des himmlischen Lichtes stand vor ihm und sprach: „warum traurest du, Mühseliger? Nie wird das Feuer des Herren wiederkehren an diesen Ort. Aber aus dem Schlamm dieses Wassers werden lebendige Ströme entspringen, die die ganze Erde befruchten. Es kommt die Zeit, da man nicht mehr wird zum Berge des Herren gehen, noch zu dem Ort seiner irdischen Wohnung: denn sein ist die Welt. Aller Himmel Himmel mögen ihn nicht verbergen, und die Erde ist seines Fußtritts Schemel. Aber ein Licht wird aufgehen vom Herren und alle Völker werden im Glanz desselben wandeln, daß niemand seinen

Bruder frage, wer Gott sey? sondern sie sollen ihn alle erkennen, klein und groß, und alle schöpfen aus dem Strome des Lebens."

Der Engel verschwand und Jeremias starb in der Verbannung. Als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demselben und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme, den Herrn zu fragen: das Allerheiligste stand leer. Aber aus der finstern Leere des Heiligthums entsprang ein Licht, und aus der trüben Quelle dieses Tempels flossen Ströme der Erquickung für alle Völker der Erde.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rath der Wächter zu ihm sprach: „gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in Deinem Theil am Ende der Tage.“

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zum Mann im leinenen Kleide, der neben ihm stand: „meinest du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?“ Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele, sprach er, so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.“ Er sprachs und berührte ihn mit seiner Rechte; und Daniel entschlief unter dem Anblick des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

Vierte Sammlung.

Treue.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinehas, der Sohn Jair, ein armer, aber redlicher Mann wohnte in einer Stadt gegen den Mittag. Es kamen Männer zu ihm, die ihm Getraide aufzuheben gaben; sie vergaßen es abzuholen und reiseten weg. Was that Pinehas? Er ließ das Getraide alle Jahr säen und ernten und in die Scheune sammlen. Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder und forderten ihr Getraide. Pinehas erkannte sie bald und sprach zu ihnen: „kommt und nehmet die Schätze, die der Herr euch gesegnet hat; siehe da habt ihr das Eure.“

* * *

Simeon, der Sohn Schetach kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelgestein hing und sprach zum Vater: „Vater, der Segen des Herren macht reich.“ — „Nicht also, antwortete Simeon; den Esel habe ich gekauft, aber den Edelgestein nicht“ und gab ihn dem Ismaeliten wieder.

Der afrikanische Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegne goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schaalen dar, voll goldner Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei Euch! sprach Alexander; ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führeten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten; und Ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von Dir zu nehmen? Ich habe Dir den Sack verkauft, nebst allem was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!“

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan, sprach der König, ihr seyd beide rechtschaffene Leute: verheirathet Eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe; das ist meine Entscheidung.“

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fernen Landes, daß Du also erstaunest?" „Mit nichten, antwortete Alexander, aber in unserm Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikanische König. „Beide Streitende, sprach Alexander, verlöhren ihre Häupter und der Schatz käme in die Hände des Königes."

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „scheinet denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen?" Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen seyn, die in Eurem Lande leben: denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen."

Weingefässe.

Eines Kaisers Tochter sprach zu einem Weisen: wie eine große Geschicklichkeit ist in dir, und du bist so häßlich! Wie eine so große Weisheit in einem so schlechten Gefäß!

„Sage mir, sprach der Weise, in welchen Fässern habt ihr euren Wein liegen?“ „In irdenen, sagte sie.“ „Und seyd so reich! Bitte deinen Vater, daß er den Wein in silberne Fässer lege.“ Sie thats, und der Wein ward Essig.

„Warum hast du meine Tochter zu solcher Thorheit vermocht?“ fragte der Kaiser; der Weise sagte ihm die Veranlassung und behauptete, daß in einem und demselben Menschen Weisheit und Schönheit selten beisammen wohnen.

„Ei, sagte der Kaiser, es giebt doch auch schöne Menschen, die gelehrt und gescheid sind!“ „Wenn sie nicht schön wären, wären sie wahrscheinlich gelehrter und gescheider. Ein schöner Mensch ist selten demüthig; er denkt an sich, und vergißt darüber das Lernen.“

Die Schlange.

„Was hast du davon? sprach der Mensch zur Schlange, daß du unser Geschlecht verwundest, da du doch die bösen Folgen deines Zahns kennest? Du stichst meine Ferse; und schnell brennet das Gift durch alle meine Adern."

„Fragest du mich darüber? antwortete die Schlange. Frage die Afterredner, die bösen Verläumder deines Geschlechts darum, was denn sie für Lohn haben? Das kleinste Glied deines guten Namens verwunden sie; und dein ganzes Glück leidet. Sie züngeln und zischen zu Rom; und in Syrien thut man dir Quaal an."

Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „was Gott schickt, ist gut; es dünke mir gut oder böse.“

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen: hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „was Gott schickt, ist gut,“ und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschete sein Licht aus: ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschonet. Sagte ich nicht, sprach er, daß „alles, was Gott schickt, gut sey?“ nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worinn du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls giebts mehrere derselben als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefodert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch, sprach er, will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden und der König zürnet.“

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen andrer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

* * *

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fodert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester sprach: „nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges: nie schritt ich anmaasend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden."

Der Andre, ein Kaufmann, sagte: „nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert: nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenket."

Der dritte, ein Richter des Volks, sagte: „nie nahm ich Geschenke: nie bestand ich starr auf meinem Sinn: im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet."

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küssten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie und sprachen: „wie eure Jugend sey auch euer Alter! Eure Kinder seyn Euch, was Ihr uns seyd, auf unserm greisen Haar eine blühende Rosenkrone."

* * *

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Der Ueberwinder der Welt.

Im fernsten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieses. Er trank von seinem erquickenden Wasser und labete sich sehr: er wüsch darinn sein Antlitz und schien verjüngt: er verfolgete den Strom durch ferne Wüsten und kam an die Pforte des Paradieses. „Thut mir auf, sprach er, denn ich bin der Ueberwinder der Welt, der König der Erde.“ Aber ihm ward zur Antwort: „du bist mit Blut befleckt, weiche! Dies ist die heilige Pforte, wo nur die Gerechten hineingehn.“

„So gebt mir, rief der König, wenigstens ein Andenken, daß ich hier gewesen;“ und man reichte ihm einen Todtenschädel.

Unwillig nahm er denselben; der Schädel in seinen Händen ward immer schwerer, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, ja daß ihn zuletzt alles Gold seiner Eroberungen, die Schätze Persiens und des Indus nicht aufzuwiegen vermochten. Bekümmert rief er einen Weisen und fragte ihn, was das bedeute? „Das Menschenhaupt bist du, antwortete der Weise. So lange deine Augen offen stehen, kannst du nicht gesättiget werden mit Gold und Silber; aber siehe! hier streue ich Staub auf den Schädel und bedecke ihn mit einer Handvoll Erde: der Todtenschädel wird leicht werden, wie jeder andere Schädel.“ Er thats und es geschah.

Und bald ward der Spruch erfüllet. Alexander zog zurück mit seinem Heer und starb in Babel. Sein Reich zerfiel und des Ueberwinders Haupt lag da, wie ein anderer Schädel.

Der Tag vor dem Tode.

Ein Weiser spricht: „thue Buße Einen Tag vor deinem Tode.“ Welcher ist dieser Tag, und wer weiß, wann er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit ein, sagte ihnen aber nicht die Stunde, wann die Mahlzeit seyn würde. Die Klugen bereiteten und schmückten sich: denn sie sprachen: „es gebricht nichts in des Königs Hause: jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereit seyn, daß wir gerufen werden.“ Die Narren aber unter den Knechten zerstreuten sich und sagten: „es ist noch lange hin, und ehe der Ruf geschieht, haben wir Zeit genug, uns zuzuschicken und anzukleiden.“

Plötzlich geschah der Ruf; die Geschmückten gingen zum Feste; die Narren wurden zurückgewiesen. Sie hatten die Ehre sich selbst geraubet.

* * *

Salomo sagt: „Laß deine Kleider immer weiß seyn?“ Auch deine Sterbekleider sind weiß; bereite dich und kleide dich in sie täglich. Sei weise Einen Tag vor deinem Tode.

Der frühe Tod.

Frühmorgens ging ein Mädchen in den Garten, sich einen Kranz zu sammlen aus schönen Rosen. Sie standen alle noch in ihrer Knospe da, geschlossen oder halbgeschlossen, des Morgenthaues duftende Kelche. „Noch will ich euch nicht brechen, sagte das Mädchen. Erst soll euch die Sonne öfnen: so werdet ihr schöner prangen und stärker duften.“

Sie kam am Mittage und sah die schönsten Rosen vom Wurm zerfressen, vom Strahl der Sonne gebeugt, erblaßt und welkend. Das Mädchen weinte über ihre Thorheit, und am folgenden Morgen sammlete sie sich ihren Kranz früh.

* * *

Seine liebsten Kinder ruft Gott früh aus diesem Leben, ehe der Strahl der Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie berühret. Das Paradies der Kinder ist eine hohe Stuffe der Herrlichkeit; der gerechteste Fromme kann sie nicht betreten: denn seine Seele ist befleckt gewesen.

Der Lohn der zukünftigen Welt.

Richte nicht den Weg deines Lebens, alle seine Fußsteige sind gut, ob du gleich das Ziel eines jeden nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: dies Gebot ist groß, darum will ichs halten: denn sein Lohn wird groß seyn. Gott hat dem Menschen nicht offenbaret, welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein; er ließ einem jeden seine Arbeit frei und fragte am Abende nur, woran er gearbeitet habe. Jeder zeigte, was er gethan; dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der die Cypresse, dieser den Palmbaum, den er gepflanzet. Der Hausvater gab einem jeden den Lohn nach seiner Arbeit und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzet. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größesten Lohn brächte: so wäre des Hausvaters Absicht nicht erreicht worden: der Garten wäre nicht mit mancherlei Bäumen bepflanzet.

* * *

Ein Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben? „Weil ich die kleinste Pflicht wie die größeste that, antwortete er, darum hat mich Gott also gesegnet.“

Die Rose unter Dornen.

Ein frommer Mann, der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in seinen Garten, an den Wegen der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten, blieb er vor einem Rosenbusch stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: „Belebe ich nicht ein schönes Gewächs? einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche dem Herrn im Namen aller Blumen, sein Weihrauchopfer. Und wo erblickest du mich? Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht; sie beschützen mich und geben mir Säfte. Eben dies thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und vester, als eine hinfällige Blume?“ Gestärkt ging der Mann von dannen; seine Seele ward ein Kelch der Danksagung für — seine Feinde.

Der Engel des Todes.

Furchtbar erscheint dem Scheidenden der Engel des Todes. Von seinem flammenden Schwert triefen bittre Tropfen; sein Anblick ist schrecklich.

Ist nichts, das uns davon zu erretten vermöge? Kann niemand das Paradies schaun, er schaue denn vorher den Engel des Todes? Nicht also. Wer Werke der Liebe und Güte gethan, wer Menschen erfreuet hat und ihren Segen empfangen, der siehet den Tod nicht. Wie Auen des Paradieses schweben die guten Thaten seines Lebens und erquicken sein Herz und holen sanft hinüber seine Seele.

So ward Elieser, Abrahams treuer Knecht, von seinem Herrn dazu gesegnet, daß er den Tod nicht sähe, für die Freude, die er ihm im Leben bereitet. Auch Sarah, Assers Tochter, als sie dem Altvater Jakob die Nachricht brachte, „dein Sohn lebet!“ sprach er: „der Mund, der mir dies sagt, erquicket werde er dafür in der Stunde des Todes.“ Und als Bitja, die Tochter Pharao's sterben sollte; damit man nicht spräche: „was hatte sie zum Lohn für ihre Gutthat, daß sie den Moses erzogen,“ trat in ihrer letzten Stunde das Bild Moses mit allen seinen Thaten ihr herrlich vor Augen; das Bild des Todes verschwand vor diesem Anblick.

Wie man den Faden aus der Milch zieht, so scheidet die Seele des Guten von ihrem Körper, im Andenken dessen, was sie durch ihn Gutes vollbrachte; die Seele des Bösen scheidet hinweg, wie man spitzige Dornen aus der Wolle reißet.

II.

Das Rosenthal.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

lung deutscher Sinngedichte übergegangen. Da indessen diese Uebersetzung selten ist, und in Ansehung der Sprache manchen unlesbar seyn möchte, so konnte sie mich nicht hindern, daß ich aus Gentius Ausgabe nicht einige dieser Blumen nach meiner Art pflegte. Gentius, dem wir die ebengenannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutscher.

Wenn man in den Rhapsodischen Gedanken des folgenden Stücks einigen Enthusiasmus für diese Lehrart findet, so bedenke man, daß Lust und Liebe zur Sache selten ohne Begeisterung für dieselbe sey, die man dem Liebhaber billig auch verzeihet, ja gar von ihm fodert.

Erstes Buch.

Lob der Gottheit.

Lob sey dem Ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
Wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
Wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

* * *

Seinem Knechte, dem wärmenden Ostwind' hat er geboten,
Daß er des Hauses Flur köstlich belege zum Fest
Mit smaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke befohlen,
Daß sie mit Ammenbrust Kräuter und Pflanzen erzieh',
Zartgebohrne Kinder. Zum neuen Jahre des Frühlings *)
Bringt er den Blumen ein Kleid, Zweigen den blumigen Hut.
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker,
Hebet den Dattelkern sprießend zur Palme empor.
Wolken und Wind und Himmel und Mond und Sonne beeifern
Sich zum Dienste für Dich; diene mit ihnen, o Mensch.

* * *

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und feiren,
Sprechen: „wir ehren Dich nicht, Höchster, wie Dir es gebührt."
Die des Erhabenen Glanz in seiner Schöne beschreiben,
Klagen, in Schrecken gehüllt: „Herr, wir erkennen Dich nicht."
Fragete mich nun Einer nach seinem Lobe; was soll ich,
Ich Geistloser von Ihm sagen, der zeichenlos ist?
Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Geliebten,
Und das Opfer verstummt —

*) Bei den Persern fängt das neue Jahr mit dem Frühlinge an. Die Gewohnheit der morgenländischen Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenossen Geschenke und Kleider zu geben, ist bekannt.

* * *

Niedergebeuget das Haupt, saß einst ein Verehrer der Gottheit
Tief in den Ocean seiner Betrachtung gesenkt;
Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,
Fragt' ihn traulich ein Freund: bringest du uns ein Geschenk
Aus dem Garten, in dem du gewesen? Ich war in dem Garten,
Sprach er, wo glänzend umher Rosen, die vollesten, blühn.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schoos und Busen zu füllen,
Meinen Freunden und Dir, Freund, zum erquickenden Gruß.
Aber betäubt und trunken vom Duft der himmlischen Blumen,
Ließ ich sinken das Kleid, sank mir die brechende Hand.

* * *

Die du die Liebe singst, o Nachtigall, lerne die Liebe
Von der Mücke, die sich stumm in der Flamme verzehrt.

* * *

O Du, höher als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
Höher als jedes Bild, jegliche Rede von Dir,
Siehe, wir hörten und lasen, was je von den Vätern gesagt war,
Sprachen darüber lang'; aus ist nun unser Gespräch.
Unser Leben am Ziel und unsre Beschreibung am Anfang.
Draußen der Pforte zu Dir stehen und staunen wir noch.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn, ein Käufer handelt um Waare,
Sey im Gebet vor Gott weder ein Käufer, noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige mir, Höchster,
Was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.

Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund. Dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit Schweigen ist lauteres Gold.

Die Rede des Weisen.

Was nützet Ali's Schwert in seiner Scheide?
Was nützet Sadi's Zunge, wenn sie schweigt?
Was ist, o weiser Mann, die Zung' im Munde?
Ein Schlüssel ist sie zu des Kaufmanns Schatz.
Unaufgeschlossen kannst du nimmer wissen,
Ob edle oder schlechte Stein' er hegt.
Vor weisen Männern schweigen, ist oft Tugend;
Oft ist mit Reden sich hervorthun, Noth.

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß, was das Herz des Sterblichen einschließt?
Wer als der Schreiber versteht eine versiegelte Schrift?
Schmähe mich also nicht mit falschem Lobe von außen;
Lob, was ich selbst mir gab, dieses erfreuet mich nur.

Staub und Edelgestein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er im Staube;
Flög er gen Himmel empor, bleibet der Staub, was er ist.

Das Aeussere und Innere.

Gab dem Zucker das äußere Rohr die liebliche Süße?
Oder war sie des Rohrs innrer verborgener Saft?
Duftet der Balsam wohl, weil Dir ein Krämer es sagte?
Oder erquicket er Dich selber in eigner Natur?
So der Weise. Der Plauderer gleicht der hallenden Trommel
Draußen ein fremdes Fell, drinnen ein leeres Gefäß.

Die Abkunft.

Rühme dich nicht des Stammes, von dessen Natur Du nicht mehr bist;
Was von dem glänzenden Feu'r stammet, wird Asche genannt.

Vortheile der Schönheit.

Schönheit ist eine göttliche Kraft; sie raubet die Seelen,
Zieht das Gemüth an sich, daß es so willig ihr dient.
Schönheit ist eine Salbe dem schwer verwundeten Herzen,
Schließet das Innere auf; nichts ist verschlossen vor ihr.

Wohin ein Schöner tritt; er wird mit Ehr'
Und Gunst empfangen, hätten ihn auch selbst
Die eignen Eltern von sich weggebannt.

* * *

Eine Pfauenfeder lag zwischen Blättern des Korans,
Stolze, sprach ich, zu hoch ist diese Stelle für dich!
„Nicht! antwortete sie. Wohin die schöne Gestalt kommt,
Ist sie an ihrem Platz: jeder vergönnet ihn ihr."

* * *

Ein schöner, artiger, folgsamer Jüngling,
Wär' auch sein Vater widrig und verschmäht;
Er ist wie eine Perle, die man gern
Aus ihrer Muschel zieht, und köstlich schätzt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit ist ein mißlich Geschenk. Sie machet den Liebling
Eitel, und wenn sie entflieht, läßt sie ihn traurig und leer.

Die gute Gesellschaft.

Im Bade reichete mir einst
In meine Hand des Knaben Hand
Ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
„Bist Du, sprach ich, Ambra? bist du Muskus?
„Denn trunken entzündet sich an Dir mein Herz."

Ich bin, antwortet sie, nur schlechte Erde;
Doch war ich ein'ge Zeit der Rose nah,
Und ihre süße Kraft ging in mich über;
Für mich bin ich nur Erde, was ich bin.

Lockmanns Weisheit.

Von den Thoren hab' ich, sprach Lockmann, Weisheit gelernet;
Was mir an ihnen mißfiel, hab' ich mir nimmer erlaubt.

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft versagt ist, kann er ihr folgen?
Wen fortziehet das Glück, wird er nicht folgen dem Glück?
Lieblingen Gottes allein wird Nacht zum hellesten Tage;
Keines Armes Gewalt schaffet die Helle sich selbst.

Der Weg zur Wissenschaft.

Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest?
„Dadurch, daß ich mich nie andre zu fragen geschämt."

Der Edelste.

Als Chatem-Tai, der Freigebige,
Gepriesen ward, er sey der Edelste
Der Menschen, über ihn sey keiner mehr!
Sprach er: „Der bin ich nicht. Als Ich einmal
Vierzig Kameele meinen Gästen gab,
Fand auf dem Feld' ich einen armen Mann,
Der Dorn und Disteln sammelte, dafür
Sich Mittagbrod zu kaufen. Unbekannt
Sprach ich ihn an: „Warum, Mühseliger,
Arbeitest du, und gehest lieber nicht
Zu Chatem-Tai's Haus, wo jeder jetzt
Im Ueberflusse speiset?" „Wer das Brod,
Antwortet' er, sich selbst erwerben kann,
Hat Chatem-Tai's Haus nicht nöthig." Der,
Ihr Freunde, war ein Edlerer als ich.

Haus und Hof.

Kleider, die uns ein König verehrt, sind herrliche Kleider;
Aber ein eigen Gewand, auch ein geringeres, ziemt.
Köstlich schmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren;
Aber ein eignes Mahl, sicher und fröhlich, ernährt.

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speise dir süß, die du durch Betteln erkauft hast?
Zieret das Kleid dich wohl, das dir die Schande gereicht?

Salz.

Nuschirvan, der Gerechte, speist' einmal
Auf seiner Jagd im freien Felde. Salz
Gebrach ihm. Holet, sprach er, Salz,
Im nächsten Hause; doch bezahlt das Salz.
„Wie? sagten seine Diener, großer König.
Bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?"
„Aus solchen Kleinigkeiten, sprach Nuschirvan,
Ist aller Druck entstanden, der die Welt drückt."
Alles Uebel der Welt ist aus dem Kleinsten entsprossen;
Klein war der Anfang stets jeder unedlen Gewalt.
Brach der König nur Einen Apfel vom Baume des Armen;
Hieben die Knechte sofort, nieder zur Wurzel, den Baum.
Eignete er fünf Eier sich zu; sie nahmen der Hennen
Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten,
Schmerz und Freude verrauscht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unsere Quaalen entfliehn; seine begleiten ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es ist der Koran vom Himmel gekommen,
Daß er die Menschen erzieh', nicht um bemahlet zu seyn
Mit des Apostels Bilde. Der Priester sonder Erkenntniß
Gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Sehenden Haupt.
Löblicher ist der Sünder, der reuig zum Boden die Stirn neigt,
Als der Andächtige, der stolz in die Wolken sich hebt.

Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur;
Aber der Weise hilft, wem und worinn er es kann.

Das Kleid des Geistlichen.

Wisse, mein Sohn, ein geistliches Kleid ist das Kleid des Erbarmens
Und der Geduld; ihm ziemt Zorn und Gehäßigkeit nicht.
Kannst du nicht Unrecht dulden, so lege das Priestergewand ab;
Oder du lügest ihm, und es wird Schande für dich.
Würde das Weltmeer trübe von Einem geworfenen Steine?
Trübet ein Steinwurf dich, bist du ein sumpfiger Pfuhl.

Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt;
Der ists, der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht.

Der Papagai und Rabe.

Ein Papagai und Rabe fanden sich
In Einem Vogelbauer eingesperrt.
Der Papagai erschrack vorm häßlichen
Gesellen, und sprach voller Unmuth so:

„Welch eine widrige Gestalt! Sein Blick,
Und seine Art, wie sie abscheulich sind!
O Rabe, wäre zwischen mir und dir
Ein Raum von Orient zu Occident.“

Wer dich am Morgen erblickt, dem wird die Schöne des Morgens
Nacht. Er beginnt mit dir einen unseligen Tag.
Ein Unholder gehört nur mit Unholden zusammen;
Aber wo fändest Du irgend noch Einen, wie Dich?

Und wie dem Papagai des Raben, war
Dem Raben auch des Papagai Gesellschaft.
Er streicht die Klauen, klagt sein Schicksal an,
Und wünschet sich, in Würde zu spatzieren
Mit Seinesgleichen auf der Gartenmau'r.

„Gütiger Himmel, was hab' ich verübt, daß diesem Unedlen,
Diesem Thoren du mich, Ihm zum Gesellen erkohrst?
Wäre sein Bild an der Mauer gemahlt; ich flöge von dannen,
Wär' er im Paradies, flög' ich zur Höllen hinab.
Einem geistlichen Mann, dem Raben, o schändliche Strafe,
Die ihn mit Papagai'n, Schwätzern und Buben gesellt!"

* * *

So fand sich einst ein ernster Derwisch im
Gelag der Lustigen. Er saß betrübt
Bei ihren Schwänken, bis ein Freier sprach:

„Findest du dich beleidigt von Uns? So beleidigst du uns auch:
Warum kommst du hieher? da wir nicht kommen zu dir.
Hier bist du wie ein dürres Holz im Garten der Anmuth,
Wo eine Blume sich fröhlich der andern vermählt;
Bist ein widriger Wind für unsre Segel, der Schnee bringt,
Bist ein unschmelzbar Eis mitten in schmelzender Luft."

Verschwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche;
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verschwende nicht die Zeit mit schlechten Menschen;
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannst du ein gutes Schwert aus weichem Thone dir schmieden?
Aendert, von Menschen gehegt, je sich des Wolfes Natur?
Ists nicht einerlei Regen, der hier auf salzigem Boden
Distel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Also verschwende du dir nicht Samen und köstliche Wartung:
Böses den Guten, und Guts Bösen erzeigen, ist Eins.

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene sich vorsetzet zum Lehrbild,
Daß er der Zukunft nicht selber ein Warnender sey.
Also scheuet der Vogel den Ort, wo Vögel berückt sind;
Nimm Beispiele, damit du sie nicht anderen giebst.

Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppige Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Zweites Buch.

Der Redner und Zuhörer.

Tadle den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr dir
Fehlet; der Lehrer giebt Lehre, nicht Herz und Verstand.
Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
Daß er mit Blumen und Frucht fröhlich besäe das Feld.

Unwissenheit.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.
Lebend'ge Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

Scherz und Ernst.

Sage dem Klugen ein Wort; er wirds zur Lehre sich nehmen;
Selbst dein spielender Scherz wird ihm ein warnender Ernst.
Lies dem Thoren dagegen auch tausend Kapitel der Weisheit;
Seinem unweisen Ohr dünken sie nichtiger Scherz.

Wissenschaft für Andre.

Wer für Andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die
Fackel,
Leuchtet voran, und geht selber in ewiger Nacht.

Die Rüstung.

Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen das Laster;
Du, ein gewaffneter Mann, willt sein Gefangener seyn?
Irrt der Blinde, so zeigt mitleidig jeder den Weg ihm;
Stürzet der Seher hinab, wird er von Allen verlacht.

Wissen ohne That.

Ohne die That ist Wissen, wie ohne Honig die Biene:
Sage der Stolzen: „warum schwärmest du müßig und stichst?"

Die Schlinge.

Eine Schlinge kenn' ich; sie fängt den schnellesten Vogel:
Eine Fessel, sie zwingt auch den gewaltigsten Mann.
Lieb' ist diese Schlinge; das Haar der Geliebten, die Fessel,
Die uns Gedanken und Muth, Willen und Tugend bestrickt.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß und den Flügel
Vor dem Honig der Lust; oder du klebest daran.

Unglückliche Krankheit.

Unglückseliger Kranker, der Honig und Zucker verlanget,
Wenn ihm die Aloe nur Rettung und Hülfe verleiht!
Kann das Auge genesen, das haftend am Auge des Andern
Nach dem Pfeile verlangt, der es mit Schmerze durchbohrt.

Das Schwere.

Leichter ist es der Seele, die schwersten Schmerzen zu dulden,
Als dem Auge, sich selbst seinem Geliebten entziehn.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Pallaste redet' einst
Die Kriegesfahne so den Teppich an:
„Wir, Eines Herren Diener, Ich und Du,
Wie anders gar ist unser Dienst und Lohn!
Ich, matt von Zügen, und mit Staub bedeckt,
Bin ohne Rast und Ruh, auf Reisen stets,
Und allenthalben der Gefahr voran.
Du, fern von Wüsten, Staub, Gefahr und Müh,
Von Schlachten fern und von Belagerung,
Weilst hier am Hofe unter Jünglingen
Und Jungfraun, schöner als der schöne Mond
Von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
Und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
Der Diener, jetzt der rauhen Winde Spiel,
Jetzt eingefesselt und dahin gestellt. —"

Der weiche Teppich sprach: „dagegen hebst
Du auch dein stolzes Haupt zu Sternen auf;
Ich liege hier zu meines Herren Fuß
Und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer ehrsuchtvoll sein Haupt erhebet, der
Sucht in der Höhe selbst Gefahr und Sturm."

Königes Dienst.

Rühme dich nicht des Dienstes, den du dem König erzeigest,
Gnade hält er es dir, daß er zum Dienst dich gebraucht.

Könige und Weise.

Weisere Männer bedörfen minder der Könige Freundschaft,
Als der König des Raths weiserer Männer bedarf.

Der taube König.

Stelltest du taub dich, König? O zieh aus den Ohren die Wolle;
Uebe Gerechtigkeit; oder dein Richter erscheint.
Alle des Adams Söhne sind Glieder unter einander;
Leidet ein einiges Glied, jedes empfindet den Schmerz.
Bist du allein nicht, der ihn empfindet, so nenn', o du Einz'ger,
Dich nicht unsres Geschlechts, nenne nicht König dich mehr.

Die zertretne Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuße zu Muth sey?
Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Das Kameel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kameel dem leitenden Kinde,
Daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führet der Weg das Gebürg' hinunter zum Abgrund,
Reißet den Zügel es kühn, sich zu erretten, hinweg.
Löblich ist es den Menschen, dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund' hinab, wehe den Folgsamen dann!

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätiger Milde
Seinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel er aus.
Willt du von seinen Zweigen dereinst die Früchte genießen,
Haue den Stamm nicht um, rücke die Milde nicht auf.

Stolz und Güte.

Süß ist der koloquintene Trank, den Güte dir darreicht;
Bitter der Zucker, den uns murrend der Stolze verehrt.

Frohe Milde.

Nicht leichtsinnig eröfne die Thür freigebiger Milde;
Aber geöfnet schleuß nimmer mit Härte sie zu.
Nicht zum salzigen Pfuhl, es eilt der durstende Pilger,
Vogel und Ameis' eilt hin zum erquickenden Quell.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch seinen Liebling erlangest,
Also des Ewigen Huld, wenn du die Menschen erfreust.

Schonung des Namens.

Der große Alexander ward gefragt,
Wie er so gröss're Kön'ge übermocht?
„Durch Gottes Schickung, sprach er; aber nie
Beleidigte ich Einen Ueberwundnen,
Daß ich von seinem König' übel sprach."

Groß zu achten ist nicht, wer große Namen verkleinert;
Strafe, Befehl und Macht, Reichthum und Hoheit vergeht.
Aber der Name bleibet! Und willt du, daß deiner geehrt sey,
Sey der Verstorbenen Ruhm dir auch im Namen geehrt.

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir ist jeder Schmeichler dem Lamm gleich,
Der abwesend dich selbst gleich einem Wolfe zerreißt.
Traue dem Manne nie, der fremde Gebrechen dir aufdeckt;
Wisse, daß eben so gern andern er Deine verräth.

Der Verläumder des Freundes.

Achtest du werth den Stein, der deinen Spiegel zertrümmert?
Und ein verläumdender Feind machet den Freund dir verhaßt?

Feinde und Freunde.

Freund' und Feinde kommen von Gott; wie rinnende Bäche
Hat er in seiner Hand ihrer Gesinnungen Lauf.
Trifft dich ein böser Pfeil: den Pfeil schnellt freilich der Bogen,
Aber bemerke die Hand, welche den Bogen regiert.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehen kannst du durch reuige Beßrung;
Aber der Menschen Schmach tilget auch Besserung nicht.
Dulde den Vorwurf still, und danke Gott für die Wohlthat,
Daß du dich besser fühlst, als dich ein Sterblicher wähnt.

Gott und der Mensch.

Gott sieht die Fehler, und decket sie zu; der menschliche Nachbar
Sahe sie nicht, und erzählt, was er nicht sahe, der Welt.
Wüßten die Menschen, o ewiger Gott, von Menschen, was du weißt,
Niemand der Lästernden mehr hätte vor Lästernden Ruh.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber; er gehet
Schonend vorüber, und deckt seine Gebrechen nicht auf.
„Hab' ich gefehlet, warum willt du auch, Heiliger, fehlen?
Daß du mich stolz und kalt, wie ein Ungütiger, schmähst."

Die Lüge.

Im Unmuth hieß ein König Augenblicks
Den Sklaven tödten, der ihm mißgefiel.
Beraubet aller Hoffnung, stieß verzweifelnd
Der Arme Lästrung aus. So greifet der,
Der nicht entfliehn kann, selbst ins scharfe Schwert.

„Was spricht er?" fragt der König. „Herr, er spricht:
(antwortet ein verständger Mann am Thron)
Das Paradies ist derer, die den Zorn
Bezähmen, und dem Sterblichen verzeihn!"

„So sey ihm dann verziehen!" sprach der Fürst.

„Nicht also!" fiel ein Höfling ein. Monarchen
Muß man die Wahrheit sagen. „Herr! er schalt!"

„Und hätt' er auch gescholten! sprach der König.
Die Lüge dieses guten Mannes war
Mir nützlicher, als deine Wahrheit. Sie
Besänftigte mein Herz; du bringst es auf."

* * *

Des Menschenfreundes Lüge in der Noth
Ist edler, als des Menschenhassers Wahrheit.

Der langsame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben, ist leicht; wiederzugeben, so schwer!

Wirkung des Zornes.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des Zornes
Erst auf dich; auf den Feind, wenn sie ja treffen, zuletzt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerschneidet das scharf-einhauende Schwert nicht;
Stärker als alle Gewalt ist ein nachgebender Geist.
Güte bezwang die Welt. Mit sanften freundlichen Worten
Magst du den Elephanten leiten am Einzigen Haar.

Die Beleidigung.

Schmettre den Stein nicht gegen die Mauer; er prallet zurück dir;
Oder es reißt sich ein Fels los von der Mauer auf dich.

Der Beleidigte.

Wen du beleidiget hast, und hätt'st du ihm, zur Versöhnung,
Tausend Gutes erzeigt, traue dem Manne nie ganz.
Zogst du den Pfeil aus der Wunde, so bleibt doch lange der Schmerz nach;
Und im tiefen Gemüth wohnet am tiefsten ein Groll.

Der Mürrische.

Mensch von böser Natur, du bist in feindlichen Händen;
Wo du auch seyst, du entgehst deinem Gefängnisse nicht,
Nicht den Klauen, die fest dich halten. Und stiegst du gen Himmel,
Nimmst du den quälenden Geist, nimmst du die Hölle mit dir.

Der aufsteigende Seufzer.

Nicht vom Walde, der brennt, steigt so zum Himmel der Rauch auf,
Wie des gepreßten Manns Seufzer gen Himmel sich hebt.

Die Bestimmung.

Thränen und Seufzer löschen nicht aus die Tafel des Schicksals;
Bitten und Schmeicheley'n ändern kein Pünktchen auf ihr.
Kümmerte sich der Engel, der über die Winde gesetzt ist,
Ob sein brausender Hauch irgend ein Lichtchen verweh'?

Das Roß und der Esel.

Hurtiger Reuter, gedenke doch auch des leidenden Lastthiers,
Das, mit Dornen bedeckt, ächzend im Pfuhle verdirbt.

Zufriedenheit.

Willt du dir Hoheit wünschen; du kannst nichts höheres finden,
Als der Zufriedenheit unüberwindliche Macht.
Habe der Reiche Gold; die Geduld des Armen ist mehr werth,
Als sein goldener Schatz, welchen die Sorge bewacht.
Theile Biram *) den Armen das größte Wild zum Geschenk aus:
Wieget der Halm doch mehr, welchen die Ameise bringt.

*) Ein großer Jäger Orients.

Drittes Buch.

Morgengesang der Nachtigall.

Weißt du, was die Nachtigall singt? An jeglichem Morgen
Singt sie: „wer bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe, das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt sich neu gestärket und jung.
Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch?“

Der nächste Freund.

Näher als ich mir selbst, ist mir die Güte des Schöpfers;
Wie dann, daß ich von ihm öfter mich fühle so fern?
Kann ich den Freund, der in Armen mich hält, abwesend beweinen?
Kann ich mich dem entziehn, der mir mich selber geschenkt?

Gottes- und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so, wie wir die Könige fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Himmel die Welt.

Die heitere Stirn.

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit heitrem Gesicht sie;
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem vertrauen,
Gehe zum Heitern, er ist auch der barmherzige Mann.

Der Verstoßene.

Allenthalben irret umher, wen Gott von der Thür stößt;
Wem er sie öfnet, den nimmt jeder mit Gütigkeit auf.

Die eigene Weise.

Jeglichem dünkt sein Witz und seine Weise die beste,
Wie sein eigenes Kind Jedem am schönsten gefällt.
Wäre Verstand und Geist von unsrer Erde verschwunden;
Glaubete Jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück.“

Vernunft und Sprache.

Reden erhöhet der Menschen Geschlecht hoch über die Thiere;
Sprichst du ohne Vernunft, stehet das Thier dir voran.

Kunst und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren und Reichthum;
Mehr als alle Gewalt fördert ein günstiges Glück,
Hingen hundert der Künste dir auch an jeglichem Haupthaar;
Alle hangen umsonst, kränzet das Schicksal sie nicht.

Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu säen vergißt.

Der Lechzende.

Dem Lechzenden, der in den Wüsten irrt,
Was hilft ihm Edelstein und Perle? Nur
Ein Tropfe Wassers, ihn erquickend, wär'
Ihm mehr als alle Perlen Orients.

„Wollte der Himmel mir, noch eh ich sterbe, nur Eine
Bitte gewähren: (so sprach ächzend ein Durstiger einst.)
„Einen rinnenden Strom, der bis an die Kniee mir reichte,
Daß ich mit Freuden in ihm füllte den trockenen Schlauch."

Er sahe nicht den Strom; und als man ihn,
Verschmachtet in der Wüste liegend fand,
Lag vieles Gold vor ihm, und diese Schrift:
„Was half dem Tsafer Edelstein und Gold?
Verschmachtet liegt er hier — "

Leben und Gut.

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern;
Nicht das Leben, um uns schwer zu beladen mit Gut.
Glücklich ist, wer genießet und sä't; wer stirbt und zurückläßt,
Hieß ein reicher, und war nur ein unglücklicher Mann.

Der Handelsmann.

Ein Kaufmann, der zweihundert lastbare
Kameel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
Und zahllos Gut besaß, nahm einst mich in
Sein Haus und sprach die ganze Nacht hindurch:

„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf so viel
Besitz: hier eine Handschrift auf so viel
An Geld, mit guter Bürgschaft. Dieser ist

Mein Handelsfreund in der Türkei; ich denke
Nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Luft ist da gesund; nur fürcht' ich mich
Vorm Meer bei Magrib. Immer aber muß,
Eh ich zur Ruhe mich begeben kann,
Ich doch noch Eine Reise thun."

„Wohin?"

Sprach ich.

Ich führe Parthischen
Schwefel zum Indus: denn da gilt er viel.
Sinesische Geschirre bring' ich dann
Zurück nach Griechenland; und Seidenzeug
Von da nach Indien. Aus Indien
Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel
Nach Yemen in Arabien; von da
Kamlot nach Persien und andres mehr. — —
Dann geb' ich meinen schweren Handel auf
Und setze mich in Ruh. Nun, Sadi, sage
Auch du mir, was du Guts gehöret hast.

„Ich hörte, sprach ich, auf dem Felde Gur,
Als einer Karawane Führer vom
Kameele fiel und todt am Boden lag,
Jemanden sagen: „eines Menschen Auge,
Die enge Höhle, füllt nur Zweierlei:
Genügsamkeit, und wo nicht die, das Grab."

Das Unersättliche.

Weißt du was nie zu ersättigen ist? Das Auge der Habsucht: Alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus.

Falschheit und wahrer Werth.

Ein verständig-nützlicher Mann ist die güldene Münze;
Wo sie erscheinet, kennt Jeder der Köstlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen, sie sind geprägetes Leder;
Ueber der Grenze hinaus gelten sie das, was sie sind.

Der Reiche und Arme.

Siehe den stolzen Reichen, den übergüldeten Erdklos;
Siehe das gute Gold, schmählich mit Staube bedeckt.
Und doch wundre dich nicht. Einst stand in dürftigen Kleidern
Moses; es prangte vor ihm Pharao's goldener Bart. *)

Das Gold.

Leichter gewinnest du Gold tief aus dem Schoose der Erde,
Als vom Reichen; er läßt eher die Seele von sich.

Mäßigkeit.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung: wäre der Reiche
Billig; die Erde säh keinen Bedrängeten mehr.

O Mäßigkeit, du, ohne die kein Reichthum
Auf Erden ist, o mache du mich reich.
Der Winkel der Geduld war Lockmanns Winkel;
Denn nie wird Weisheit ohne durch Geduld.

*) Die Morgenländer erzählen viel von diesem prächtigen mit Gold und Edelgesteinen durchflochtenen Königsbarte, der jedermann Entsetzen eingeflößt haben soll.

Wünsche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr.
Hätte, was Jeder wünscht, Jeder; wer hätte noch Was?

Lied eines Wanderers.

Trägt ein Kameel mich nicht; so trag' ich auch nicht wie ein Lastthier;
Glücklich bin ich; ich bin weder ein König, noch Knecht.
Weiß vom Kummer der Noth, weiß nichts von Sorge des Reichthums,
Athme den Athem frei, lebe mein Leben mir selbst.

Die Dornen am Wege.

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand Eines Mitwanderers Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann ist am wohlsten mir, so sprach ein prassender König,
Wann mich auf Erden nichts, Gutes und Böses nicht kränkt."
Mächtiger, sprach ein Bettler, der nackt lag unter dem Fenster,
Ist dies Königes Glück, bin ich so glücklich wie du.

Joseph.

Als der Hunger Aegypten drückte, speisete Joseph
Wenig, und wußte stets, wie es dem Hungrigen sey.

Gebrauch der Güter.

Aloëholz, das der Kasten verschließt, ist jeglichem Holz gleich;
Auf die Kohle gelegt, athmet es süßen Geruch;
Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab;
Wer nicht säet, dem wächst nimmer ein fröhlicher Halm.

Die lieblichste Traube.

Willt du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Das offne Auge des Todten.

Ein König sah im Traum einst seiner alten
Vorfahren Einen, der vor hundert Jahren
Regieret hatte. Asche war sein Leib;
Doch seine Augen, offen in dem Sarge,
Sie blickten hell umher. — Er fragt die Weisen,
Was das bedeute? Und ein Frommer sprach:
„Mit offnen Augen siehet er sein Reich
In fremden Händen, ohne Rast und Ruh."

O wie viele, wie hochberühmte decket die Erde;
Und sie verließen auf ihr keine wohlthätige Spur!
Aber Nuschirwan lebt, noch unvergessen im Tode,
Er, der gerechte Fürst, Er, der gutthätige Mann.
Folge Nuschirwan Du, und gewinne das Leben zum Wohlthun,
Ehe die Stimme ruft: „nun ist auch Dieser nicht mehr."

Umschrift der Krone des Königes Kosru.

Was sind viele Jahre? was ist das längeste Leben?
Sterbliche gehen stets über Gestorbenen hin.
Diese Krone, sie trugen vor uns so viele Monarchen,
Auf wie viele nach uns gehet sie künftig hinab!

Die nutzlose Mißgunst.

Niedrige Seelen wünschen dem Glücklichen Jammer und Unglück,
Schauen die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
Doch, wenn Eulen und Fledermäus' am Mittag erblinden
Und verwünschen das Licht; dunkelt die Sonne darum?

Feindes Rath.

Frage den Feind um Rath; doch nicht um dem Rathe zu folgen:
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg.

Der Lehrer und Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der Künste, die du kannst;
Eine behalte dir vor, würde der Schüler dein Feind.
Mancher lernte die Kunst des Bogens; sie zu beweisen
Nahm er den Lehrer zuerst, nahm ihn vor allen zum Ziel.

Verstand und Gemüth.

Mannes Verstand zeigt oft auch Eine flüchtige Stunde;
Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst.

Der Zufall.

Ein seltnes Glück macht keine Regel. Einst
Gefiel dem Perserkönig seinen Ring,
Den schönsten Edelstein, auf einer Kugel
Zum Preise dem zu setzen, der ihn traf.
Es schoßen alle Kunsterfahrenste;
Und keiner traf den Ring. Ein Knabe traf ihn,
Der unerfahren und von ungefähr
Vom Dache schoß. Das Glück gab ihm den Preis.

Schnell warf er Pfeil und Bogen hin ins Feu'r;
„Daß, sprach er, ungekränkt mein Ruhm mir bleibe,
Soll dieser erste Schuß mein letzter seyn."

Langsames Glück.

Langsam-kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;
Schnelle Vortreflichkeit stehet am ehesten still.
Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind was sie sollen von Anfang;
Langsam wächset der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Freundschaft der Könige.

Traue des Königes Huld, wie der hellen Stimme des Knaben:
Jene zerstöret ein Wahn, diese verändert ein Traum.

Gelegenheit.

„Wärst du mit einer Schönen still allein;
Verschlossen sind die Thüren; alles schläft,
Und deine Lust erwacht. Die Dattel, sagt

Der Araber, ist reif, und niemand ist,
Der sie zu brechen wehrt; wie? bliebe dann
Noch dein Gewissen unbefleckt und rein?"
So fragte man einst einen frommen Mann.

„Und blieb' es, sprach er, rein; entging' ich auch
Der bösen That; Nachreden und Verdacht
Wär' ich doch nicht entgangen. Also flieh
Die That nicht nur; flieh die Gelegenheit."

Anfang des Uebels.

Das junge Bäumchen eh es Wurzel schlägt,
Entnimmst du seinem Ort mit leichter Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein stark Gespann
Mühsam entreißen seinem vesten Platz.

Diese Quelle bedecket ein Krug; doch laß sie ein Strom seyn,
Watet der Elephant selber mit Mühe durch sie.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des Liebenden Seele,
Und das Wasser im Sieb' eilet und fliehet davon.

Alte Bekanntschaft.

In einem Blumenkruge hatt' ein Kraut
Den Rosenbusch umschlungen. „Wie dann? sprach ich,
Kommst du hieher?" „O laß mich, sprach das Kraut,
Ich bin der Rose Miterzogene
Vom Garten her, und alte Freundschaft pflegt
Nach Treue man zu schätzen, nicht nach Werth."

Viertes Buch.

Der Trauerbote.

Sey kein Trauerbote. Die liebliche Nachtigall singet
Fröhlichen Frühling, und läßt Eulen den Leichengesang.

Der Gesang der Nachtigall.

Höre, die Nachtigall singt: der Frühling ist wieder gekommen!
Wiedergekommen der Frühling, und deckt in jeglichem Garten
Wohllustsitze; bestreut mit den silbernen Blüthen der Mandel.
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Gärten und Auen schmücken sich neu zum Feste der Freude;
Blumige Lauben wölben sich hold zur Hütte der Freundschaft.
Wer weiß, ob er noch lebt, so lange die Laube nur blühet?
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Glänzend im Schimmer Aurorens erscheint die bräutliche Rose;
Tulpen blühen um sie, wie Dienerinnen der Fürstin:
Auf der Lilie Haupt wird Thau zum himmlischen Glanze;
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Wie die Wangen der Schönen, so blühen Liljen und Rosen;
Farbige Tropfen hangen daran wie Edelgesteine.
Täusche dich nicht; auch hoffe von keiner ewige Reize.
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Tulpen und Rosen und Anemonen, es hat sie der Sonne
Strahl mit Liebe geritzt, blutroth mit Liebe gefärbet;
Du, wie ein weiser Mann, genieße mit Freunden den Tag heut,
Und sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Denke der traurigen Zeit, da alle Blumen erkrankten,
Da der Rose das welkende Haupt zum Busen hinabsank;
Jetzo beblümt sich der Fels; es grünen Hügel und Berge.
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Nieder vom Himmel thauen am Morgen glänzende Perlen;
Balsam athmet die Luft; der niedersinkende Thau wird,
Eh er die Rose berührt, zum duftigen Wasser der Rose.
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Herbstwind war, ein Tyrann, in den Garten der Freude gekommen;
Aber der König der Welt ist wieder erschienen, und herrschet,
Und sein Mundschenk beut den erquickenden Becher der Lust uns.
Jetzt sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Hier im reizenden Thal, hier unter blühenden Schönen
Sang, eine Nachtigall, ich der Rose. Rose der Freude,
Bist du verblühet einst, so verstummt die Stimme des Dichters.
Drum sey fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Anmuth des Gesanges.

Süßer Gesang, er hält die rollenden Wellen im Lauf auf:
Fesselt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süßer Gesang, er fängt das Gemüth der Menschen. Sie haben
Gerne den Mann um sich, der ihre Sinnen erquickt.

Verlohren lauscht das Ohr dem süßen Ton:
„Wer ist es, der zwo Saiten ihm entlockt?“
Er redet, wie der Wein beim Abendroth,
Und Ohr und Seele schlürfen sanft ihn ein.

Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib; sie ist der Seele Gewalt.

Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
Tulpen entschließen sich, es entknospt die Rose dem Dornbusch,
Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kameele,
Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht rührt.

Die Liebe.

Sey gegrüßet, o Liebe, die uns so lieblich entzündet,
Alle Verlangen uns stillt, alle Gebrechen uns heilt,
Unser Plato und unser Galen. Der Sterblichen Zuflucht
Und Erquickung, ihr Arzt, selber auch ihnen Arznei.
Himmel erblicket um sich das Auge, das Liebe belebet,
Hüpfen sieht es umher Hügel und Berge für Lust.
Könnt' ich berühren anjetzt die Lippe meiner Geliebten,
Klang' ich, ein Saitenspiel, hellen und fröhlichen Klang.
Aber entfernt von ihr, und hätt' ich tausend der Stimmen,
Jede schweiget in mir; Zung' und Gedanke verstummt.
Ist die Rose verblüht, ist ihre Schöne vorüber,
Hörst du der Nachtigall lockende Stimme nicht mehr.

Die laute Klage.

Turteltaube, du klagest so laut und raubest dem Armen
Seinen einzigen Trost, süßen vergessenden Schlaf.
Turteltaub', ich jammre wie du, und berge den Jammer
Ins verwundete Herz, in die verschlossene Brust.
Ach die hartvertheilende Liebe! Sie gab dir die laute
Jammerklage zum Trost, mir den verstummenden Gram.

Die Blume des Paradieses.

Bringst du den lieblichen Hauch von meiner Geliebten, o Zephyr?
Mir ein süßes Geschenk; sage, wer gab es dir? Sprich!
Hüte dich, Räuber, entwend' ihr nichts. Was hast du mit ihrem
Aufgelöseten Haar, was mit der Locke dein Spiel?
Schöne Rose, was bist du zu ihr? Du blühest in Dornen,
Sie ist der Freuden Kelch, ferne von Dornen und Weh.
Duftende Knospe, was bist du zu ihrer Lippe? Du welkest
Morgen; es blüht ihr Kuß ewig in rosigem Thau.
O Narcisse, was bist du zu ihrem trunkenen Auge?
Du verschmachtest, und sie blicket den Himmel umher.

O Cypresse, was bist du zu ihrem geschlankigen Wuchse?
Strebet in Edens Hain zarter ein Bäumchen empor?
O Verstand und o Liebe, was wähltet ihr, könntet ihr wählen?
Einzig wähltet ihr sie, einzig und ewig nur sie.

Die Perle.

Hin ist unser Nosami, die edle Perle. Der Himmel
Schuf sie aus reinstem Thau, schuf sie zur Perle der Welt.
Stille glänzete sie, doch unerkannt von den Menschen;
Darum leget sie Gott sanft in die Muschel zurück.

Die Labende.

Als ich in meiner Jugend einmal, (noch wohnet das Bild mir
In der Seele,) von Durst und von der Hitze gedrückt,
Lechzend im Schatten saß, und meine Leiden erwägte;
Da ging eine Gestalt, gegen mir über, hervor,
Wie in der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Sie reichte
Freundlich dem Lechzenden süßen, erquickenden Trank.
War er mit Rosen gemischt, wie? oder trof von den Wangen
Ihr die Rose, die mir jede Erinnerung nahm
Meiner vergangenen Leiden? O, sprach ich, seliges Auge,
Das solch eine Gestalt jeglichen Morgen erblickt.
Wärst du von Weine berauscht, du wirst nach Stunden erwachen;
Trunken von diesem Trank schlummerst du ewigen Schlaf.

Der Abschied.

Bitter und süß ist der Abschiedskuß an der Lippe des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Trennung gemischt.
Also röthet der Apfel sich hier am Strahle der Sonne;
Weggewendet von ihr, blasset und trauret er dort.
Mitten im letzten Kuße den Athem sanft zu verhauchen,
Wäre der Liebenden Wunsch, wäre der Scheidenden Trost.

Das Unersetzliche.

An nichts Geliebtes mußt du dein Gemüth
Also verpfänden, daß dich sein Verlust
Untröstbar machte.

Innigst liebt' ich einst
In jungen Jahren einen schönen Freund.
Sein Antlitz war mir wie das Heiligthum
Zu dem man im Gebet sich wendet. Süß
War sein Gespräch; und seine Freundschaft schien
Mir meines Lebens köstlicher Gewinn.

Unter den Engeln vielleicht, nicht unter den Menschen ist Einer,
Einer an Treue wie Er, Einer an Sitten wie Er!

Er starb. Da lag ich Tag' und Nächte lang
Auf seinem Grabe, seufzete und sprach:

„An dem Tage, da dir des Schicksals Dorn in die Ferse
Stach, o wäre mir auch niedergeschmettert mein Haupt!
Daß mein Auge die Welt, die meinen Geliebten entbehret,
Nicht mehr sähe, daß ich unter der Erde mit dir
Läge, wie jetzo weinend auf deinem Grabe mein Haupt liegt.
O des unglücklichen Manns! denk' ich der seligen Zeit,
Da, auf Rosen gebettet, mir kam der Schlummer: die Rosen
Sind verblühet; sein Grab ist mir mit Dornen bedeckt."

Nun schloß ich zu mein Herz, und hielt es Untreu,
Nach Ihm mir einen Freund zu wählen: denn
Wer unter allen Menschen wär' ihm gleich?

* * *

Freilich winket das hohe Meer mit reichem Gewinn dir;
Aber die Welle des Sturms droht mit dem Tode dir auch.
Mit der Rose zu leben, ist süß; doch stachliche Dornen
Stehen umher, und Sie welket im schönsten Genuß.
Gestern ging ich einher wie ein Pfau im Garten der Freundschaft;
Heute wind' ich mich ein, wie ein gekrümmeter Wurm.

Der gesellige Schmerz.

Turteltauben im Haine zu Irak, girrende Tauben,
Wen betrauret ihr? wen rufet dies sehnende Ach?
Uns sind auch die Herzen verwundet, und unsere Augen
Weinen; es nahm uns Gott unsre Geliebten dahin.
Täubchen, klaget mit uns; wir wollen mit euch auch klagen;
Süß ists, werden im Schmerz Einer dem anderen Trost.

Das Grab.

„Geh zum Grabe der Freundin, so sprachen meine Gespielen,
„Weine daran, vielleicht findest am Grabe du Trost."
Laßt mich, sprach ich zu ihnen, o ihr unselige Tröster,
Hier nur in meiner Brust hat sie ihr einziges Grab.

Das Leben der Menschen.

Süß ist das Leben, doch ach, das Leben währet nicht ewig;
Wenige Tage, so ists wie ein Gedanke dahin.
Immer wanket die bittere Fichte des menschlichen Hieseyns;
Glaub' es, und immer trägt Blüthe der Jugend sie nicht.
Schön ist die Rose, sie duftet mit zart-entknospetem Kelche
Lieblich: jedoch du weißt, daß sie in kurzem verblüht.
Also auch du, im zärtlichen Schooße der Mutter Erzogner,
Traue der Mutter Natur sanften Verzärtelung nicht.
Geh nicht sicher dahin, wie das Lamm mit hangendem Haupte
Sorglos weidet; es sind Heere der Wölfe dir nah.
Braucht es, des Weisen Ohr zu betäuben mit langer Erinnrung?
Wer dann kennet sie nicht, Wechsel und Fluthen der Welt?
Athme der Frühlingswind; wo irgend auf Erden er wehe,
Treibet der Herbstwind ihn stürmend und schleunig hinweg.
Hättest du alle Reiche der Welt, mit alle den Reichen
Kaufte st nimmer du dir Einen zu lebenden Tag.
Also heste das Herz, Freund Pilger, nicht an die Herberg';
Bauet der Reisende sich mitten im Reisen ein Haus?

Haschest du nach Begierden hienieden; o glaube, Geliebter,
Nieden ist nicht der Ort, der die Begierde vergnügt.
Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienst hoch;
Denn er weiß es, sie giebt keinen gesicherten Tritt.
Thue du, was dir gebührt. Vor Allem zähme die Zunge;
Glaub' es, auf Erden giebts keinen verderblichern Feind.
Pflege der Wissenschaft; kein Pfad ist sichrer dem Menschen
Als den lange der Fuß weiserer Menschen betrat.
Hebe die Hände zum Thron, den Alle betend umringen,
Nichts ist dem reinen Gemüth süßer, als beten zu Gott.
Meide den Schmerz, je Einen der Freunde gekränket zu haben,
Aber vor allen den Freund, welchem kein Anderer gleicht.

* * *

Sadi, du hast die Welt mit dem Schwert der Rede gewonnen,
Danke; du thatst es nur zu des Unendlichen Ruhm.
Deiner Gesänge Ruf hat alle Länder erfüllet,
Schnell wie der Tygris strömt, mächtig und stürzend wie Er.
Aber nicht Jeder, o Freund, erobert im Sturm, was er wünschte;
Glück und Gedeihen, es wird selten in Kämpfen erlangt.

Trost des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu sehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Lust für Gram.
Wie oft begann ein giftger Wind, und schnell darauf
Erfüllete der leiblichste Geruch die Luft!
Oft drohte dir ein schwarz Gewölk; und ward verweht,
Eh es den Sturm ausschüttete aus dunkelm Schoos.
Wie mancher Rauch, der sich erhob, war Feuer nicht!
Sey also stets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar sind
Die Güter, die du hoffen kannst, vom großen Gott.

Dank des Sterbenden.

Unter des Tygers Zahn hört' ich den Leidenden beten:
„Dank dir, Höchster, im Schmerz sterb' ich, doch nicht in der Schuld."

Müh' und Belohnung.

Willt du den Honig kosten, und Bienenstiche nicht ausstehn?
Wünschest Kränze des Siegs, ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
Wenn er, den Krokodill scheuend, am Ufer verzieht?
Also wage! Was Gott dir beschied, wird niemand dir rauben;
Doch er beschied es dir, dir dem beherzeten Mann.

Reichthum und Tugend.

Warum wird vor der Rechten die Linke mit Ringen gezieret?
Weil sich die Rechte mit Kraft und der Behendigkeit ziert.
Der die Schicksale theilte, der sonderte Tugend und Reichthum.
Wem er das Eine verlieh, wollt' er nicht Alles verleihn.

Die Cypresse und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypresse; sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie stehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannst du, so sey ein nährender Palmbaum; kannst du es nicht seyn,
Sey ein Cypressenbaum, ruhig, erhaben und frei.

III.

Spruch und Bild,

insonderheit

bei den

Morgenländern.

Einige rhapsodische Gedanken.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth, als Sprüche; wie bald, denkt man, ist ein Spruch gesagt! wie bald eine sogenannte Weisheitslehre vorgetragen! Man verlegt sie also in die Kindheit des menschlichen Geschlechts; man läßt sie höchstens als ersten Unterricht, als eine Verstandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon ist wahr; und die Zeit ist allerdings längst vorüber, in der man, durch räthselhafte oder scharfsinnige Sprüche, den Ruhm eines Salomo, oder des achten Weisen Griechenlandes erlangen könnte. Indessen hatte auch in den ältesten Zeiten die Sache eine andre Beschaffenheit, und es lassen sich Gründe anführen, warum insonderheit die Morgenländer so viel auf diese Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nemlich setzt Weisheit, Weisheit setzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum, was das menschliche Leben dem Verstande für eine bessere Ausbeute liefern könnte, als eben diese aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn diese nun ein Spruch heißt: so sind Sprüche gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes; nur muß man Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben, die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand, daß an jedem Gegenstande Jeder dasselbe sehe und wahrnehme; sonst würde es keine verschiedene Meinungen in der Welt geben. Glaube niemand, daß jede verwickelte Aufgabe im menschlichen Leben Jeder auf gleiche Weise sich auflöse oder vielleicht nur irgend aufzulösen, die Besonnenheit und geläufige Uebung habe:

denn wäre dies, so würde es keine Blödsinnige, keine Sklaven der Gewohnheit, keine gedankenlose Nachsprecher geben. Je mehr man die Menschen in ihrer Gedanken- und Handlungsweise verfolget, desto mehr wird man inne, wie wenige unter ihnen selbst denken, und wie schwer es auch diesen Wenigen werde, immer zu denken. Man rechnet so gern mit Ziffern; man bringt so gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer allgemeinen Lehre, einer entweder von uns oder von andern gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichtesten Mühe der rohen Materie gleichsam Gestalt und Form wird. Die hellsehenden Geister, die solche Gestalten der Beobachtung erschufen und auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten; sie waren, in welcher Zeit und unter welchem Volk sie lebten, die Lockmanns, Sadi, Aesops, oder wenn man will, die Salomonen und Solons ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus dem Grunde des Meers geholt; sie hatten aus einer rohen Masse geläuterte Goldmünzen gepräget, deren innerer Werth von Verständigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Resultat des Verstandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geschätzt ward; ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten sie nicht also geschätzt werden sollen? Besitzt unser Verstand eine edlere Gabe, als diese Formenschöpfung? Ist es nicht ein Trug, wenn wir glauben, daß in einer Erfahrung jener allgemeine Satz, diese sittliche oder politische Lehre schon liege? Sie liegen darinn, aber nur nach der Materie; die Form muß ihnen der menschliche Geist erst geben; da man dann eben so sicher sagen kann, daß der menschliche Geist sie in die Begebenheit hinein-, als daß er sie herausdenke. Wie selten sind nun, (nochmals gesagt,) diese eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern An-

drer Rath, sieht, auch wenn man mit eignen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache. Für Viele ist es also das Höchste, anzuwenden, was sie gelernt haben; und das höchste Verdienst um sie bestehet darinn, daß man sie nur das Wahre, das Richtige lernen lasse, und sie dies wahr und richtig anwenden lehre.

Immer also sind mir die Erfinder seiner Sprüche, die Formenschöpfer richtiger und feiner Resultate, in jeder Art der Beobachtung und Erfahrung als die wahren Gesetzgeber und Autonomen des menschlichen Geschlechts vorgekommen, die, indem sie selbst dachten und treflich sprachen, zugleich für andre dachten, und ihrem Gesetz also zu denken, als einem schweigenden Imperativ, durch die Form ihres Ausdrucks gleichsam Sanction gaben. Unter den Morgenländern findet sich eine Menge dieses geprägten Goldes verständiger Beobachtung und Erfahrung; woraus dann auch, wie aus so vielem andern, erhellet, wie alt die Cultur unsres Geschlechts im Orient sey! Ich denke noch der Zeiten mit Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo, oder als Knabe den Aesop, griechische und lateinische Gnomologen, und nachher in oder aus mehrerern Sprachen scharfsinnige Gedanken, schöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobachtungen, Sinnsprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vortrages las. Es schien mir, daß man nicht aus, sondern mit ihnen denken lernen solle, und ich bemerkte mit Freuden, daß unter allen Nationen mehrere der würdigsten Männer dieselbe Liebhaberei gehabt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern gesammlet, oder übersetzt, theils ihre Gedanken selbst in dergleichen Form zu bringen gesucht haben. Ein Verzeichniß derselben zu geben, ist dieses Orts nicht; mir gnüget es an-

jetzt, da ich blos meine vorstehende Sammlung der Sprüche Sadi's, und andrer morgenländischen Dichter zu rechtfertigen habe, Einiges anzuführen, das den Ursprung derselben, ihren Werth oder Unwerth, sodann auch ihren Gebrauch näher erläutert.

I.

Unter dem Namen der morgenländischen Dichtkunst begreift man gewöhnlich die Poesie so verschiedner Völker und Zeiten Asiens, als man in Europa schwerlich unter Einem dergleichen Hauptnamen begreifen möchte.

Die Poesie der Ebräer, als die älteste, faßt schon einen Zeitraum vielleicht von mehr als einem Jahrtausende in sich, und gehet der Litteratur der Araber, Griechen und Römer größtentheils ganz vorher. Sie ward in einer Sprache geschrieben, die sich zur eigentlich wissenschaftlichen Cultur nie ausgebildet hat, weil ihr lebendiger Gebrauch als einer Nationalsprache zu schnell unterging; man kann also diese Poesie nicht anders als ein frühverblühetes Kind, die Tochter der Jugend eines zerstreueten Volks betrachten, das seitdem nie seine Sprache hat fortbilden können. Ihr Eindruck aufs menschliche Gemüth ist, mit andern verglichen, kindliche Naivetät, Religiosität, Einfalt 1).

1) Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorstehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen ist, theils weil ich von der Gnomologie dieses Volks an einem andern Ort zu reden habe.

Die Poesie der Syrer übergehen wir ganz: sie waren Versmacher, aber keine Dichter 2).

Desto merkwürdiger ist die Poesie der Araber worden, die Eine der Hauptrollen in der Welt gespielt hat, ob sie gleich an Schönheit der Formen im Ganzen jeder Dichtart, an die Poesie der Griechen schwerlich reichet. Aus eigenthümlicher Wurzel entsprossen, ist sie der reine Abdruck des Volkes, das sie erfand, seiner Sprache, Lebensart, Religion, und Empfindungsweise. Fast ein Jahrtausend hin hat sie, und zwar eine Zeitlang unter den glücklichsten Umständen, geblühet; ja ihre Wurzeln sind noch nicht ausgestorben, sondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet 3). In einem so grossen Zeitraum, so weit umher verbreitet, und mit stolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte sie allerdings eine so künstliche Gestalt gewinnen, daß gegen sie die Poesie der Hebräer wie ein Kind dastehet. Das Volk der Wüste, nachher Ueberwinder und Besitzer der Welt, ward auch in seinen Bildern stolz, reich und heftig; ihre Beschreibungen sind prachtvoll und glänzend, ihre Sentenzen gedrängt, künstlich, und, dem Islamismus zu Folge, andächtig und erhaben 4). Oft ward ein Scharfsinn auf den andern gepfropft, und aus einer feinen eine feinere

2) Eichhorns Vorrede zu seiner Ausgabe von Jones commentar. poeseos Asiat. Lips. 1777. Imgleichen die Syrer, ein Fragment in Meusels Geschichtforscher. B. 5. S. 117.

3) Citata siehe in Dahlers Handbuch der Litteraturgeschichte an den gehörigen Orten. Es wäre schön, wenn Eichhorn eine charakteristische Geschichte dieser Poesie, sofern sie in Europa bekannt ist uns in seinem Gesichtskreise gäbe.

4) Die Sammlung dieses Theils hat nur wenig arabische Stücke; S. 88. 89. 91. 97. (die Liebe; die laute Klage; die Perle; der gesellige Schmerz.)

Wendung dergestalt sublimiret, daß für uns Europäer eben der Geist ihrer weisen Sprüche und Reden, auf den sie es am künstlichsten anlegten, gewöhnlich zuerst verrauchet. Da überdem nun diese Nation im Ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche sie, seitdem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Besitz nahmen, noch tiefer hinab sank: so wird selbst in ihrer Poesie ein sonderbarer Contrast von Rohheit und Feinheit merkbar. Hohe Beschreibungen, edle Empfindungen wechseln mit harten Gesinnungen, insonderheit des Stolzes und der Rache, dergestalt ab, daß man oft nicht weiß, ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen oder einen Wahnsinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der Verschiedenheiten in dieser Dichtkunst giebt auch ein Erdstrich von Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohamed bis auf unsre Zeiten, ein Abstand von dem feinsten Hofdichter zur Zeit so vieler Khalifen und Fürsten, die der Poesie huldigten, bis zu einem Beduin der Wüste, der auch seine weisen Sprüche im Munde führet. Ueber eine Menge solcher Verschiedenheiten ist ein allgemeines Urtheil sehr mißlich.

Die Poesie der Perser endlich, eine Tochter der Arabischen, ist die jüngste und feinste. Als Persien von den Arabern unter den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poesie unter diesem Volk, das von einer leichtern Natur war, und Artigkeit, Musik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; insonderheit ward Schiras in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer berühmtesten Dichter. Scheikh Moslaeddin Sadi, dem die meisten Blumen unsrer Sammlung zugehören, war unter diesen; daher es nicht unangenehm seyn wird, auch nur Etwas von seinem wenig-bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193. gebohren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von Einer, der Türkenanfälle von der

andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er sogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Festungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo) kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr, als Brautschatz für seine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören, was der liebliche Dichter selbst davon saget:

Aus meines Freundes zu Damaskus Armen
Ging unmuthsvoll ich in die Wüstenei
Jerusalems, und lebte da mit Thieren;
Bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie schleppten mich nach Tripolis, wo ich
Mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So steckt' ich lang' im Koth, bis aus Aleppo
Ein Mächtiger, einst mein Bekannter, mich
Anredete: „wohin, o Musladin,
„Bist du gerathen? Lebst du hier?

Ich sprach:

Als ich die Menschen floh und auf den heiligen Bergen
Gott nur suchte, gerieth unter Unmenschen ich hier.
Leichter, des Freundes Fessel ertragen, als außer dem Garten
Freiheit suchen, die uns ärgere Bande gewährt.

Mitleidig sah er meine Sklaverei,
Und kaufte mich mit zehn Dukaten los,
Und führte nach Aleppo mich, und gab
Mit seiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Dukaten. Ob nun Sadi glücklich war?

Die Tochter war herrschsüchtig, harten Sinns,
Von frecher Zunge, meinem Rathe stets
Zuwider; also daß die Ehe mir
All' meines Lebens Süßigkeit verdarb.

Suchst du die Höll' hier unter dem Himmel: so suche die Wohnung
Eines friedlichen Manns, dem sich ein Dämon gesellt.

„Bist du nicht, sprach sie, jener Sklave, den
Mein Vater sich mit zehn Dukaten kaufte?“
Ja, sprach ich, ja! Mit zehnen kauft' er mich;
Mit hundert hat er mich an dich verkauft.

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
Und am Abend es sich selber zum Bissen erkor,
Sprach das Lamm: „o ich dacht' es nicht, daß du, mein Erretter,
Der mich vom Wolfe befreit, selber mir wärest ein Wolf.“

Sonst wissen wir wenig von Sadi's Lebensumständen. Er führte das Leben eines Derwisch, und brachte es größtentheils auf Reisen zu. Er gedenkt an seine Flucht aus Schiras vor den räuberischen Türken, an seine Wallfahrten nach Mekka, an eine Reise nach Kaschgar in Indien, wo er einen schönen Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht von sich lassen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geschichte, und beehrte seinen Abschiedskuß mit einem sehr zarten Spruch auf den Abschiedskuß der Freundschaft 5). In seinem wandernden, freien Zustande lernte er, wie sein Rosen- und Fruchtgarten davon gnugsame Proben giebt, die Sitten aller menschlichen Stände und Lebensalter seiner Gegenden, in Persien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie sein erstes Buch zeiget, in dessen herzlicher Zueignung an Abu-Bekr, König in Persien oder in Damaskus, er sich sehr demüthig entschuldigt, warum er so selten an seinem Hofe erscheine. Kurz, Sadi scheint die Blüthe der moralischen Poesie für seine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geschrieben haben soll, gebrochen

5) S. der Abschied.

zu haben, wie denn seine Poesie für eine Rose derselben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt also mit Recht, trotz der Unfälle seines Lebens, den Zunamen des Glücklichen: denn dies bedeutet Sadi. Sein erstes Buch schrieb er im fünf und achtzigsten Jahr seines Lebens, da gewiß seine Erfahrung reif geworden war, und soll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen Ferdusi ihren ersten heroischen, Enweri, ihren ersten elegischen, Sadi ihren ersten lyrischen Dichter; und obgleich Haphyz, von dessen Gazellen oder Liebes-Oden wir zu einer anderen Zeit Proben geben werden 6), hundert Jahre nach ihm in lyrischen Gedichten den höchsten Ruhm erhalten: so ist doch des Sadi Ruhm und Werth in seiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben 7), und er wird als ein Heiliger mit

6) Das Stück, die Blume des Paradieses ist von Haphyz.

7) Es wird nicht unangenehm seyn, die Beschreibung dieses Grabes aus einer der neuesten Reisen über Persien hier zu lesen: Eine englische Meile östlich vom Garten Dill Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges, der Schiras gegen Nordost begränzt und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Neskhi-Buchstaben eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünf hundert und funfzig Jahren, und seine Werke stehen wegen ihrer Moralität und wegen der darinn enthaltenen vortreflichen Lehren, bei allen orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel, von schwarzem, mit Gold gemahltem Holz, woran eine von

Recht verehret. Auch in seinem Buch von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt, daß, wenn Leila und Metznun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Gränzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und Edelgesteinen;
Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und schön.
Aber verband sie die Kunst; so werden in Königes Krone
Oder im Armband sie Männern und Frauen zum Schmuck.

* * *

2.

Ob also gleich über die Poesie der Morgenländer mit mancher Unterscheidung gesprochen werden muß: so hat und behält sie doch allerdings ihren allgemeinen Hauptcharakter, der aus der Sprache dieser Völker, aus ih-

den Oden des Dichters in den modernen Nustalihk-Buchstaben steht: und wenn man dieses Bret wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg, worinn er begraben ward. Diesen bestreuen Sadis Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu Jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadis Werken, und an den Mauern sind verschiedene Persische Verse von denen Personen angeschrieben, die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommer Leute, die hier auf ihr eignes Verlangen beerdigt worden sind. (Siehe William Franklin's Bemerkung auf einer Reise von Bengalen nach Persien. Seite 48.)

ter gemeinschaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweise, zum Theil auch aus ihrer Geschichte und Abkunft sehr wohl zu erklären stehet. Da wir uns hier blos an ihren spruchreichen, paraboliſchen Ausdruck zu halten haben: so dünkt uns ein einziges Wort zureichend, den Charakter desſelben in ſeinem Urſprunge und in ſeiner Natur zu bezeichnen 8). Im vielartigen Gebrauche dieſes Worts, das prägen, ein Bild aufdrücken, vergleichen, d. i., ein Gleichniß oder Bild durch das Gewicht eines Spruches ausdrücken, nachmals herrſchen, d. i. ſein Wort aufdrücken, mit ſeinem Befehl bezeichnen heißt, liegt die ganze Geneſis, Kraft und Anwendung deſſen, was ein Spruch, eine paraboliſche Rede ſeyn ſoll.

„Poeſie," ſagt ein Autor, den der Geiſt des Alterthums, inſonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte 9). „Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen „Geſchlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Mahlerei als Schrift, Geſang als Deklamation, Gleichniſſe „als Schlüße, Tauſch als Handel. Ein tieferer Schlaf „war die Ruhe unſerer Urahnen, und ihre Bewegung ein „taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillſchweigen des „Nachſinns oder Erſtaunens ſaßen ſie, und thaten ihren „Mund auf zu geflügelten Sprüchen."

„Sinne und Leidenſchaften reden und verſtehen nichts „als Bilder. In Bildern beſteht der ganze Schatz menſchlicher Erkenntniß und Glückſeligkeit."

„Leidenſchaft allein giebt Abſtraktionen ſowohl als „Hypotheſen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen „Geiſt, Leben und Zunge. Allenthalben in der menſchli-

8) משל.

9) Kreuzzüge des Philologen. S. 163. f.

„chen Gesellschaft zeigt sich die Wirkung der Leidenschaften; „wie alles, was noch so entfernt ist, ein Gemüth im Af„fect mit einer besondern Richtung trift; wie jede einzelne „Empfindung sich über den Umkreis aller äußern Gegen„stände verbreitet; wie wir die allgemeinsten Fälle durch „eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen, und „jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele „Himmels und der Erde ausbrüten. Kurz, die Vollkom„menheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; die „Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Aus„drücke; die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und „sein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Lei„denschaften vor unsern Sinnen vergraben."

Was unser Autor so überströmend und selbst paraboliſch sagt, hat Bako, haben andere Philosophen auf ihre Weise behauptet; und es wäre schön gewesen, wenn der gelehrte und sprachenreiche Commentator der asiatischen Dichtkunst, Wilhelm Jones, darauf nähere Rücksicht genommen hätte. Er würde uns in seiner Gallerie orientaliſcher Bilder 10) jedesmal im Zusammenhange gezeigt haben, wie nur der Verstand das Bild prägt, Leidenschaft oder Empfindung dasselbe überträgt, ausmahlet oder schnell verläßt, und sich zu einem andern wendet. Dies geschieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themse; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geschmack, in gleichem Maas, auf gleiche Weise.

Die Sprache des Morgenländers, selbst ihrem Bau und Genius nach, will Kürze; dies hilft den Sentenzen, den Machtsprüchen des Verstandes und der Leidenschaft, sehr auf; es macht sie zu Blitzen, zu Pfeilen. Eben daher

10) Von der Rose und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. s. f. Cap. V—VIII. Comment. de poesi Asiat.

aber muß es auch geschehen, daß Pfeil dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu schnell nachfliegt; da sich denn unsre kühlere Phantasie bald an der Widerwärtigkeit, bald am Uebermaas der Bilder stößt, und Gold auf Silber, Silber auf Gold gesetzt findet. Hier sollten wir bedenken, daß bey allen Völkern, bey denen die Prose, zumal durch Geschichte, Redekunst und Philosophie, nicht ausgebildet war, immer derselbe Fall eintrat, und daß sich überhaupt die leidenschaftliche Sprache, das os divinum, magna sonaturum ein viel Mehreres erlaubt halte, als z. B. der erzählenden oder der schildernden Poesie zustehet. Auch bei den Griechen, wie schnell läuft Pindar selbst bei seinen Sprüchen aus einem Gleichniß ins andre! wie kühn setzt er oft die widerwärtigsten Bilder zusammen, so daß unsre Sprache, die sich sehr kühne Zusammensetzungen erlauben darf, ihm dennoch nicht nachfolgen kann. So ists mit mehreren lyrischen Dichtern der Griechen; so mit dem spruchreichen Chor ihrer Tragödie, wenn man es mit der Sprache der handelnden Personen vergleicht; und warum sollte es in der Poesie der Morgenländer anders seyn müssen, da sie in Rundung und Composition der Bilder Lehrer unsres Geschmacks zu seyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi ist der Fall solcher Bilderhäufung viel seltner, als in andern, zumal arabischen Dichtern; und doch zweifle ich, ob er, ganz übersetzt, für uns ein durchhin lesbares Buch seyn würde. Eben die Zusammenreihung scharfsinniger Gedanken und Sentenzen, die die Morgenländer als eine Perlenschnur lieben, ist uns fremde; wir lösen lieber die Schnur auf und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt, wie in Kleidern, so auch in Sprüchen, helle Farben: sein heiterer Himmel verlangt dieselbe; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der Geschichte webt er also helle Bil-

der, z. B. der Nacht, des Morgens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die Geschichte des Nadir-Schach, des Tamerlan u. a. zeiget. Bei Sadi ist dies zwar der Fall nicht häufig; er erzählt so einfach, als Aesop und Lockmann seine Geschichte; wo er indessen die Stimme erhebt, mahlt er seine Gleichnisse, seine Lehren mit eben so lebhaften Farben. Ob ich nun diese gleich geschwächet genug habe, so bittet er dennoch jedes schwache Auge, das an sanftere Verflößungen gewöhnt ist, um Verzeihung; er schrieb nicht für uns, sondern für Perser. Ist die Einfassung nicht gut: so ändere man sie, und nutze den Edelgestein seiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer so oft und gern über Hinfälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens, Wechsel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüstigen Mann oder Jünglinge dies eine verderbliche Predigt scheinen könnte. Hier entschuldigt sie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Religion und ganze Verfassung. Gehen sie nicht auf den Trümmern der größesten Königreiche, der reichsten Staaten, der prächtigsten Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen diese anders, als Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der Weltherrschaft? Vom Gebürge Kaf an bis zu den Grenzen des Meers, von diesen bis zu den Wüsten Arabiens und der Thebaide sehen sie Gräber der Könige, Ruinen von Tempeln und Königsstädten, bis sich ihr Blick abermals mit Pyramiden und Gräbern der Könige endet. Der Verständige, der diese Dinge erblickt, siehet Völker um sich, jenen so ungleich, die einst diese herrlichen Werke bauten. Sie sind hinunter; ein träges Volk bewohnt ihre Gräber, und zerstört, vom Joch der Armuth, der Unwissenheit und des Despotismus gedrückt, täglich mehr an diesen köstlichen Trümmern. Mich dünkt, diese Ansicht könne uns schon

Weisheit-Sprüche über die Vergänglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem Muhamedaner, der in einer Religion, und unter einer Regierungsform lebt, welche eben beide die größten Zerstörerinnen dieser alten Weltherrlichkeit gewesen, der unter einer Regierungsform lebt, in welcher nichts heilig und sicher, alles der Willkühr, dem schnellsten Wechsel, dem albernsten Ungefähr unterworfen ist, und das Höchste immer ans Niedrigste grenzet; einem solchen ist es wohl zu verzeihen, wenn er sich seine Weisheit zum Ruhekissen macht, und sich über die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit tröstet. Gut, daß wir Europäer in einem jüngern Lande und einem jüngern Menschenalter leben; gut, daß wir uns nicht durch ein Opium solcher Lehre, „daß doch alles nichts, alles hinfällig, unvollkommen und eitel sey" in den gefährlichen Traum wiegen lassen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvollkommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget. Gut, daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zu Folge, unser Schicksal von oben erwarten, indeß Verschmitzte oder Verwegne, Scheinheilige oder Freche, die Genien sind, die unser Schicksal hienieden schreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menschheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unser Schicksal uns selbst einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwisch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles, was einen Anfang hat, doch auch sein Ende finden muß, und nur ein Thor oder ein Kind sich dieses verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauspiels, einer Musik und Handlung uns den Schlüssel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines schönen Grabmahls lesen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen

möchte. Auch in diesem Punkt ist Sadi kein trauriger Rabe, sondern eine Nachtigall, singend der vergänglichen Rose. Lasset uns hören, wie er sein Werk schließt:

Vollendet ist mein Blumengarten nun
Mit Gottes Huld. Was ich hineingepflanzt,
Gehöret mir; ich stahl es andern nicht.
Rühmlicher stehet uns an ein eignes Kleid, das ergänzt ist,
Als ein neues, so wir bettelnd von andern erborgt.
Und ob nun Sadi seiner Lehre gleich
Die holdanziehendste, die lieblichste
Einkleidung suchte; dennoch wird der Stumpfsinn
Mit kecker Zung' ihn brausend also schmähn:
„Kein Kluger ists, der an so leere Müh
„Des Geistes Saft verschwendet, und den Rauch
„Der Lampe, Nächte durch, dafür verschlingt."
Ihr Guten und Verständigen, ihr kennt
Den Werth der Perlen, die ich hier verband,
Der Arzenei, die ich mit Honig mischte.
Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom eigenen Leben
Manchen guten Theil; Freund, zur Erinnerung Dir.
Willt du folgen, wohlan! Wo nicht, so hab' ich erinnert:
Sadi wünschet dir Glück; wünsche du Sadi die Ruh.

* * *

3.

Ich kann diese rhapsodische Abhandlung nicht schliessen, ohne meine Gedanken, oder wenigstens meinen Traum über den Werth vortreflicher Sprüche geäußert zu haben. Wie wirs auch verbergen mögen, wir müssen, wenn wir Menschen seyn wollen, nach Grundsätzen handeln. Auch der Pöbel kann sich ihnen nicht entziehen, so verderbt sie bei ihm auch oft seyn mögen; ja wir finden

solche

solche eben bei der Gattung von Menschen, die nach bloßen Vorurtheilen handelt, am unverholensten und stärksten. Von Sancho-Pansa an kennen wir eine Classe Personen, deren ganze Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern ist; und was sind Sprüchwörter anders, als kurze, kräftige, oft sehr sinnreiche Volkssprüche, die als Grundsätze der Denk- und Lebensart, als unzweifelhafte Axiome des gesunden Verstandes und der Sittenweisheit gelten. Diese, wenn sie gut sind, verhöhnen zu wollen, finde ich ungerecht und unmenschlich; vielmehr sollte man das Gold in ihnen von den Schlacken läutern, sie sodann, wie man kann, zu Ehren bringen, und durch sie unmerklich die wahre Bildung des größesten Theils einer Nation fördern. Durch fremde, unverständliche, oder zu feine und gelehrte Grundsätze kann dies nicht geschehen; es geschieht aber dadurch, wenn man in Reden ans Volk oder in Schriften, die zunächst für dasselbe geschrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken seiner Seele, die geheimen Freunde seines Herzens und seiner Handlungsweise zu seiner Fortbildung gleichsam entwendet. In allen guten Volksschriften, im Landpriester von Wakefield z. B., und in einer der lehrreichsten Schriften, die unsere Sprache besitzt, Lienhard und Gertrud ist dieser natürliche Kunstgriff sehr wohl gebraucht. Benjamin Franklin, ein hochachtungswürdiger Name, hat ihn in seinen periodischen Blättern und Kalendern für Nordamerika vortreflich anzuwenden gewußt und sein einziger Aufsatz „die Wissenschaft des guten Richards" enthält einen solchen Schatz von Lebensregeln, daß man in mancher Rücksicht fast aufs ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines andern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen seines Standes, mithin oft in schlechten Grundsätzen und Lebensregeln

erzogen, nach solchen am schädlichsten handelt, sehe ich, wenn dessen Umbildung möglich ist, kein andres Mittel als dieses: „man kehre die seinigen gegen ihn selbst, oder bringe ihm bessere Führer seiner Gedanken bei, als die sind, nach denen er sonst handelt."

Niemand, der auf sich selbst aufmerksam gewesen, auch der gebildetste Mann, wird an der Wirksamkeit dieser Busenfreunde seiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die Menschen sich selbst oder einander gewähren können, dahin, solchen innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verschaffen, ohne welche sie schädliche Rathgeber werden. Welcher moralische Mensch hat nicht bei sich bemerkt, daß bei mancher Krise seiner Gedanken ihm ein entschiedner vortreflicher Grundsatz, der Spruch und das Beispiel eines standhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu statten kam, und ihm zur stärkenden oder heilenden Arznei, zur Gesundheit und Labung diente? Jetzt erhob sich dadurch seine niedergedrückte Seele, sein Fuß trat fester an solchem Stabe einer guten Erinnerung auf, sein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt stählte sich die Brust gegen die Pfeile des Neides oder der Verführung, wie durch einen dargereichten Schild der Minerva; jetzt sank die auflodernde Glut des Hasses, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths schnell nieder, wenn, wie heilige himmlische Tropfen, einige kraftvolle, von uns anerkannte Worte eines Weisen, als eines Engels in Menschengestalt, sie berührten. Dies war das Zaubermittel, wodurch jene alten Helden, die Weisen der Vorwelt, auf ihre Schüler und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr sie wirkten, desto kürzer waren ihre Sprüche und Lehren. Zeugnisse davon geben die Pythagoräische und Stoische Schule, von welchen,

insonderheit von der letzten, wir noch einen Reichthum der edelsten Saamenkörner besitzen, deren die menschliche Seele und Sprache nur fähig seyn kann. Epiktets, Seneka's, Mark-Antonin's und so vieler Anderer Schriften sind Schatzkammern dieser, der vortreflichsten menschlichen Sprüche und Sentenzen; der Geist derselben theilte sich der ganzen Litteratur der Alten dergestalt mit, daß Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Kunstrichter und Rechtsgelehrte daran Theil nahmen, und sich dadurch jenen grundsatzreichen Ausdruck schufen, ohne welchen alle Kunst und Gelehrsamkeit ein leerer Schatten bleibet. Man durchgehe die Sprüche, die Stobäus, Erasmus, Lipsius, Grotius, Neander und mehrere aus den Alten gesammlet, und denke an Sokrates, der, auch zu diesem Zweck, des Euripides Schauspiele als eine Schule des thätigen Unterrichts anempfahl; ja man denke an den Stifter des Christenthums selbst, dessen Evangelien, außer wenigen Begebenheiten und Wundern, fast ganz aus kurzen Sprüchen und paraboliſchen Einkleidungen bestehen, wodurch sie eben aufs menschliche Gemüth so sonderbar wirkten. Noch jetzt erholen sich alle Menschen von religiöser Erziehung und Bildung an kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geistlicher Lieder; diese sind gleichsam die Muskeln und Nerven, durch welche sich der ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und so wird auch ein ächter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter seyn will, nach Grundsätzen derselben, als ein klaſſiſcher Weiser, handeln *).

Mich dünkt also, wer zur Bildung einer Nation auch auf diesem Wege beytragen will, der folge den alten Wei-

*) S. Heyne's schöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der Pythagoräiſchen Sprüche: Sententiosa vetustissimorum gnomicorum quorundam poëtarum opp. Lips. 1770.

sen und bringe Grundsätze in menschliche Seelen; oder er beßre die darinn vorhandenen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbestechliche Wahrheit: denn ungebildet muß jeder Mensch, jedes Volk heißen, dem es entweder an diesen Grundsätzen fehlet, oder das sie geringe hält und nicht ausübet. Wie sehr es nun manchen Zeiten und Völkern an ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte Grundsätze liegen so fern ab von unsrer Lebensweise, daß, weil wir sie nirgends geübt sehen, wir zuerst ihnen, zuletzt allen Grundsätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen, nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt ist, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundsätzen, wenn gleich nach schlechten Vorurtheilen, handeln; wozu dieser Unglaube an jede edlere Form der menschlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben so sehr, als er das Herz verenget und lähmet. Laß es seyn, daß andern die schönsten Sprüche und Maximen blos Worte bleiben; dir bleiben sie das nicht, wenn du ihren Werth erkennest, dich an ihnen freuest, und in ihnen lebest. Nein, ihr habt nicht vergebens geschrieben, auch ihr Weisheit- und Sittenlehrer neuerer Nationen, Montagne und Charron, St. Pierre und Fenelon, Racine und Diderot, Montesquieu und Rousseau; jenseit des Meeres Bako, Sidney, Shaftesburi, Addison, Pope, Fielding, Sterne und so viele andre andrer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundsätze, Maximen ins Licht gestellet, oder in Gang gebracht; sondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich klassische Anmuth und Präcision gabet, seyd ihr damit Vernunft- Spruch- und Sittenlehrer der Menschheit auf eine Reihe von Geschlechtern hin geworden. Je mehr eure Denkart die

die Denkart andrer wird, desto mehr berichtigen, stärken und verfeinen sich gerechte, gütige, edle Menschengedanken: das Richtmaß ihrer Urtheile wird einstimmiger und gerader, die Bleiwage ihrer Handlungen sicherer und feiner. Auch in Gesprächen der Gesellschaft gebt ihr bei denen, die euch verstehen und lieben, den Ton an, und bringet dadurch, statt eines scythischen Geschreies, bei dem jeder Vogel nach seiner Weise singet, melodische Harmonie in die Grundsätze und Gedanken der Menschen. Denn, wie man sich auch geberden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigennutzes und der Leidenschaft, die barbarischen Feinde unsres Geschlechtes und Wohlseyns, sie bestehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundsätze, den Kanon ächter Menschlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verschlägt mein Nachen? Er findet sich auf der Höhe des Meers, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen besäetes Ufer halten sollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unsrer Nation in diesem Felde betrifft, noch dieses hinzufügen.

Von jeher hat sich die Denkart der Deutschen durch moralische Sprüche und biedere Grundsätze dergestalt ausgezeichnet, daß wir ihnen sogar manches andre dagegen aufgeopfert haben, und nur neulich von diesem Wege abgekommen zu seyn scheinen. An unsere alten Renner, Freidank, Waldis, Reineke u. a., deren Sprache leider veraltet ist, nicht zu gedenken, schlugen Opitz, Logau, Hagedorn, Haller, Gellert, Utz, Leßing, Gleim, Cronegk und andre noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieselbe philosophisch-moralische Bahn ein, so daß wir gewiß an schöngesagten Lehren keinen Mangel haben; um so mehr aber fehlet es uns vielleicht daran, daß die Gesinnungen und Sprüche dieser Dich-

ter auch in die Erziehung und Denkart, wenigstens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzosen ihre vorgenannten Schriftsteller zehnfach besser, als wir die unsern kennen, lesen, anführen und gebrauchen. Ueber die Ursachen davon ließe sich ein langes Kapitel schreiben; besser wäre es, wenn man sie wegräumen könnte. Dem moralischen Genius unserer Nation also, der die alten Alexandriner seines Opitz, Logau, Hallers, Hagedorns, Käſtner ziemlich vergessen zu haben scheint, widme ich, wie einer Indischen Gottheit, auch diese wenigen, vielleicht schon welken Hexameterblumen zu gleichem Schicksal, und werfe sie demüthig in den königlichen Hauptstrom unsres Vaterlandes, den ehrwürdig-schleichenden Lethe.

IV.

Gedanken einiger Bramanen.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

Zwei Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte,
Blühn zwo Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut.
Dichtung die Eine, sie labet den Geist mit Wasser des Lebens;
Freundschaft die Andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz.

Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier seyn;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sey dir ja nicht einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segenreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.

Freundschaft.

Wie der Schatte früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatte,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Edle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdengefäße;
Leicht zerbricht es, und schwer wird es von neuem ergänzt.
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schaale, die nie bricht;
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold.

Der Freund.

O wer erfand den Edelstein der Sprache,
Die kurze Sylbe Freund? Er nannt' in ihr
Des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
Von Gram, und Furcht, und Selbstbetrug, und Noth;
Den treuen Schatz von unserm Leid und Freuden,
Der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
Des Herzens Arzt, von uns das beßre Selbst.

Die Kohle.

Flieh ein schwarzes Gemüth; wirf weg die garstige Kohle,
Glühend brennet sie dich; glutlos beschmutzt sie die Hand.

Der treulose Freund.

O wie tiefer schmerzet uns der Unfall,
Wenn uns süße Worte schlau betrogen,
Wenn uns Freundesdienst in Unglück lockte,
Wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuschten!
Mutter Erde, kannst du Menschen tragen,
Die, wenn Unschuld ihnen sich vertraute,
Sie mit süßer Freundschaft Milch vergiften?

Treulosigkeit.

Hältest du es für Witz, den vertrauenden Freund zu betrügen?
Wer den andern im Schlaf mordete, ist er ein Held?

Die Trennung.

Jedes Ding, indem es auf die Welt tritt,
Trägt in sich den Samen der Zerstörung.
Ist es Wunder, ist es zu bedauren,
Daß ein Leib, der Elemente Kunstbau,
Wiederkehrt in seine Elemente?
Kannst du nun mit deinem eignen Körper
Unzertrennlich nicht zusammen wohnen;
Wie, daß du mit Freunden es verlangtest?
Wie zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
Finden sich und trennen sich die Menschen.
Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz dir.
Ach! und Trennung von geliebten Freunden
Ist uns, wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit giebt es keinen Arzt mehr.

Die Verstorbenen.

Freund, du klagest um die, die keiner Klage bedürfen;
Weder um Lebende klaget der Weise, noch um die Gestorbnen.
Fand in dieser Umhüllung die Seele Jugend und Alter,
Wird sie es einst auch finden in jeder andern Umhüllung.
Kält' und Hitze, Vergnügen und Schmerz sind Körper-Empfindung;
Alle das kommt und geht, und hat nicht bleibende Dauer.
Trag' es geduldig, o Bharats Sohn. Der Weise, den nichts stört,
Dem Vergnügen und Schmerz Ein Ding ist, der ist unsterblich;
Was die Gestalten formt, ist unvergänglich und ewig.

Dreifacher Zustand.

Was gebohren ward, muß sterben;
Was da stirbt, wird neu gebohren.
Mensch, du weißt nicht, was du warest;
Was du jetzt bist, lerne kennen;
Und erwarte, was du seyn wirst.

Bestimmung der Natur.

Was uns die Natur zu seyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden,
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Vorsehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papageien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün; hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
Bis in der Mutter Brust Fülle der Nahrung ihm quillt.

Zwecke des Lebens.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
Das Leben uns gegeben. Fehlen die,
Was hat der Mensch am Leben? Hat er sie,
Was fehlte ihm; worüber wollt' er klagen?

Religion.

Als in den alten Tagen der Herr der Schöpfungen Menschen
Bildet' und lehrete sie, die Götter verehren, da sprach er:
„Denkt der Götter, o Menschen, so werden sie Eurer gedenken;
Aber gedenkt auch Euer einander, und schaffet das Glück euch.
Wer von den Göttern Gaben erhält, und weihet der Gaben
Keine zum Danke zurück, der begeht an den Himmlischen Diebstahl."
Also wer nur für sich das Mahl bereitet, der isset
Brot der Sünde. Was lebt, empfing vom Brote das Leben,
Brot erzeugte der Regen, den Regen gaben die Götter,
Huld der Götter erwarben der Menschen gütige Werke,
Gütige Werke kommen von Gott; so lebet die Gottheit
Allenthalben in Allem mit ewig-rollendem Kreise.
Wer dem göttlichen Kreise nicht folgt, der lebet vergeblich.

Unerbetene Wohlthat.

Sieh, wie die goldene Sonne die Blume öffnet am Morgen,
Sieh, wie der silberne Mond milde mit Thau sie erquickt,
Ungebeten; so strömt der erfrischende Regen zur Erde
Ungebeten; so thut auch der Gutmüthige Guts.

Die Sache der Menschheit.

„Dies ist einer von Uns; dies ist ein Fremder!" So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein Einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sie die Aeste freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt;
Neigt er sich, damit er andern helfe.

Die Weihe des Fürsten.

Badest im Strome du dich? O König, die innere Seele
Wäscht kein Wasser; sie will einen lebendigern Strom.
Treue heißt er, er rollt voll Mitgefühles die Wellen,
Zwischen Ufern des Rechts, und der wohlthätigen Huld.

Der Welteroberer.

Wer von Weiberliebe nicht zerflieſſet,
Und von Zornesfeuer nicht entflammet:
Wen die stürmige Begier nicht fortreißt,
Wer die karg-verschloßne Hand nicht kennet,
Drei der Welten möchte Der erobern. —

Der Mann von Werth.

Trägst du einen Edelstein am Fuße?
Und der Mann von Werth ist dir verachtet?
Setze den und diesen in die Krone
Dir, o Fürst; nicht ihnen, dir zur Zierde.
Roß, Gewehr, ein Buch und eine Laute,
Wort und Mann wird nach Verdienst gewürdigt.

Edelstein und Glas.

Möge der Juweel im Staube liegen,
Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
In des Künstlers, in des Käufers Händen
Wird erkannt, was Glas und was Juweel sey.

Zierde.

Die Perle zieret nicht das Ohr;
Die kluge Rede zierets.
Der Demant zieret nicht die Hand;
Sie zieren gute Thaten.
Der Ambra macht dich nicht beliebt;
Gefälligkeit macht Liebe.

Die Blume.

Ein gütiger und weiser Mann
Ist immer eine Blume.
Wird sie erkannt, so pranget sie
Im Diadem des Fürsten;
Wo nicht, so blüht und duftet sie
Sich selber in der Wildniß.

Verführerinnen.

Reichthum und Jugend und hohe Geburt und Mangel an Kenntniß,
Jede von ihnen allein ist zum Verderben genug;
Sind sie nun alle vereint, und jede von ihnen mit Arglist
Und mit Stolze gepaart; weh dem Beglückten da!

Stand und Umgang.

Nicht der Stand entscheidet über Gaben;
Aber über Sittlichkeit der Umgang.
Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
Mischen; und er ist fortan untrinkbar.

Wahre Lebensart.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth, der ist der freundliche Mann.

Die verständige Natur des Menschen.

Auch ein Thier verstehet Worte;
Roß und Elephant verstehet
Seinen Führer; aber Menschen
Finden aus, was nicht gesagt ward,
Sehn Bedeutung in einander,
Sehn Gedanken ohne Wort.

Der Liebling des Glückes.

Die Glückesgöttinn ist ein junges Weib;
Sie liebet keinen alten Ehgemahl,
Der träg' und müßig aufs Verhängniß hofft,
Und seiner Sünden Schuld entkräftet trägt.

Der Mann von edler Seele, von Entschluß
Und Kraft, der seine Thaten richtig wägt,
Und fremde gütig richtet; unbefleckt
Am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
Und Freund, Er ist der Göttinn Liebling.

Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt;
So vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Der geworfene Ball.

Wenn dem guten Menschen ein Leid unschuldig begegnet,
Ist er in Schicksals Hand wie ein geworfener Ball;
Nieder prallt er zu Boden, damit er über sich steige,
Da, wie ein Erdenklos starrend der Böse zerfällt.

Sache und Erfolg.

Was dich reget, sey die Sache,
Die du thust, nicht ihre Folgen.
Elend wird, wer sie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Betrübniß des Gemüthes.

Bei sieben Dingen wird mein Herz betrübt,
Wenn ich den schönen Mond am Tage dunkel sehe,
Und welken sehe eines Weibes Schönheit,
Und ohne Blumen sehe See und Wiesen,
Und einen schönen Mann unweise handeln,
Und einen Mächtgen nur nach Gelde streben,
Und einen Guten immer arm erblicke,
Und einen Günstling nur verläumden höre.

Gedeihen der Menschheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied mehr;
Menschen von Menschen getrennt, sind ein entfallenes Haar.

Armuth.

Armuth macht den Mann beschämet,
Schaam und Unglück macht ihn muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich;
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben;
Ach so senkst du, böse Armuth,
Endlich in das tiefste Weh.

Der fallende Tropfe.

Wie ein fallender Tropfe, so ist das Leben der Menschen;
Kaum einen Augenblick, — hält ihn das Lüftchen empor.

Herrschende Sinnlichkeit.

Wer den Sinnen wird gefangen,
Der gefället sich in ihnen.
Aus Gefallen wird Begierde,
Aus Begierden Angst und Thorheit.
Er verlieret das Gedächtniß,
Die Vernunft und mit ihr Alles.

Wie der Sturm auf Meeres Wellen
Mit dem schwachen Kahne spielet,
Spielt Begierde mit Gedanken.
Glück und Ruhe sind verschwunden:
Denn nur der, o Mensch, ist glücklich,
Dem zerfliessen die Gefühle,
Wie ins stille Meer die Ströme.

Wissen und Thun.

Kinder sprechen von Wissen und Thun als doppelten Dingen;
Beide werden nur Eins in des übenden Mannes Gemüthe,
Dessen Seele des Ewigen Sinn, die Seele der Welt ist.
Hören und Sehen, Gefühl und Bewegung, Essen und Trinken,
Schlaf und Wachen, Handeln und Ruhn, und welche Vermögen
Sonst er übe, sie trüben ihm nicht die Stille des Geistes,
Wie von der Meereswelle der Lotos nimmer befleckt wird.

Verschwendeter Werth.

Wer auf dieser Welt gebohren,
Nicht nach edeln Werken trachtet,
Um dereinst im weitern Leben
Dieses Lebens Frucht zu sammeln:
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühsam einen dürren Boden,
Nur um Unkraut drein zu säen.
Einen Krug von Edelsteinen
Setzet er zum Sandelfeuer,
Schlechte Hülsen drein zu kochen.
Einen schönen Dattelgarten
Haut er ab, daß statt der Palmen
Er darinn sich Nesseln pflanze.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrner dich verlachte,
Und ob sich Unglück dir entgegen stellte,
Du sterbest über lang' und kurze Jahre;
Verfolge kühn dein klugbegonnen Werk.

Als Geister einst am Berge Meru drehten,
Wiewohl sie Edelstein' und Kostbarkeiten fanden,
Wiewohl sie Gift in wilden Strömen schreckten,
Sie ruhten nicht, bis daß die Götterspeise
Ambrosia *) in ihren Händen war.

*) Amortam bei den Indiern. Die Geschichte davon, eine Episode des Epischen Gedichts Mahabharat stehe in Wilkins Anmerkungen zum Bagat-Gita S. 146. u. f.

Milde Gesinnungen.

Wer freundlich mit den Menschen lebt,
Dem wird das Feuer Kühlung,
Das Salzmeer wird ihm Labung seyn,
Der Löwe wird ihm dienen,
Die Schlange wird ihm Blumenkranz,
Das Gift zur Götterspeise.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall ist der Nachtigall liebliche Stimme;
Schönheit des Weibes ist sanfte, gefällige Treu'.
Sie ist das Herz des Mannes, des Hauses Seele, die Mutter
Ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige Zeit.

Andacht.

Von Begierden frei und frei von Lohnsucht
Thut der Weise Guts und weiß es selbst nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
Weiht er sie der Andacht reinem Feuer.
Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
Und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

Religion.

Niemand schaden, Allem Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

Abschied des Einsiedlers.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

V.

Vermischte Stücke

aus verschiedenen

morgenländischen Dichtern.

Meist ungedruckt.

Al-Hallils Klagegesang.

Laßt mich weinen! das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
O Humane *)! wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

Schaut, o schauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Thal des Todes führten.
Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder
Eu[illegible]ren Bruder. Ich seh' ihn freundlich lächeln
Mitten im Todesthal. Er warf die Hülle
Leicht von sich und er sah den offnen Himmel.
Laßt uns folgen, ihr Brüder! — Beider Welten
Vater, wird uns auch dort die Hütte bauen. —
O Humane, wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer mag sie sprechen?
Heil der keuschen Mutter, die dich gebohren!
Denn sie mehrte die Zahl der Engel mit dir.
Wie der Bach, der das Paradies durchschlängelt,
War dein Herz; wie der Morgenstern dein Innres.
Sanft wohlthätiges Licht der Sonne, freundlich
Wie die Sommernacht, wie der Silbermondstrahl.
Auge warst du dem Fürsten, wie dem Armen;
Eins nur kanntest du nicht, das Gift der Schlangen.
Worte des Trostes gabst du uns, nicht Wermuth:
Heucheltest nie uns Demuth, nie uns Freundschaft.
Ungesehen auch warst du edel, übtest
Im Verborgenen Guts, wie Gott, dein Vater.
Nie erwartetest du, was du nicht selber
Leisten konntest, o du der Menschheit Zierde.

*) Al-Halil nennet ihn Houmana.

Und gewelket so bald sind deine Blüthen!
Deine Zweige, wie sinken sie zur Erde!
Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!
Seine schöne Gestalt ist uns entnommen!
Nie eröfnet sich uns sein holder Mund mehr.

Die mähende Zeit.

Wo ist deine Mutter? wo ist dein liebender Vater?
Wo die Freunde, die einst mit dir die Jugend getheilt?
Wo so viele, die um dich lebten? Sie blühten wie Bäume,
Hart am Ufer; der Strom riß mit dem Ufer sie hin.
Also mähet die Zeit; sie mäht zur Rechten und Linken,
Dir vor den Augen, und du, Sterblicher, siehest es nicht?

Werth des Kleinsten.

Wenig zu wenig gelegt, wird bald zum steigenden Haufen;
Tropfe nach Tropfe wird einst mit den Jahren ein Strom.

Worte.

Tugend und Kunst sind Worte, wo ihnen fehlet der Schauplatz;
Ueber der Kohle nur giebt Aloe süßen Geruch.

Das wechselnde Glück.

Aus zweien Tagen nur besteht die Zeit;
Aus Einem heitern, Einem stürmischen.
In zweien Ordnungen besteht die Welt,
In Einer sichern, Einer wechselnden.

Sag' also dem, der mit dem Glücke zürnt:
Den Tapfern drückt das Ungemach zuerst.
Leichname schwimmen oben auf dem Meer,
Indeß die Perle tief am Grunde ruht.
Siehst du nicht, daß der Sturm, wenn er ergrimmt,
Die Ceder bricht und das Gesträuch verschont?
So manche Bäume trägt der Erde Schoos;
Und dennoch steinigt man den Fruchtbaum nur.
Am Himmel sind der hellen Sterne viel;
Doch Mond und Sonne werden nur verdunkelt.
Du hieltest viel vom Glück, da dir es gütig war,
Und fürchtetest nur seine Uebermacht.
Es schläferte dich ein, und täuschte dich;
Auf helle Nächte folgen dunkele.

Feindschaft zwischen Freunden.

Fache den Funken nicht an, der zwischen Freunden erglimmt ist;
Leicht versöhnen sie sich, und du bist beiden verhaßt.

Alhallil's Rede an seinen Schuh.

Mit tausenden von meinem Volke zog
Ich auch einher am Tage jenes Zorns,
Der alle Ebnen Ubeda's mit Blut
Und Rach' erfüllte. Rosse wieherten
Beim Schalle der Trommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächt'gen jubelten;
Die Ketten klirrten, die vor Abend noch
Der Ueberwundnen Thräne netzen sollten.
Einmüthig reichten Untergang und Tod
Die Hände sich, und schritten vor dem Heer.
Da schlug in mir das Herz noch eins so stark:

„O Rüstung zum Verderben! sprach ich, tief
Im Winkel meiner Brust. — Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erschaffen, und
Wir tödten Menschen. Blut vergießen wir,
Und loben dich.“

Mein Herz schlug stärker; ich
Trat in den Sumpf. Vergeblich mühte sich
Mein Fuß den Schuh hinaus zu ziehen. Vest
War er. Die tapfern Heere schritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeschrei, ein wüstes Sausen füllte
Mein Ohr; ich stand betäubt und sprach also
Zu meinem Schuh:

Wie? mein Begleiter, jetzt
Verläßest du mich, und erwartest lieber
Den Moder hier? Und soll ich dich denn auch
Verlassen, wie in dieser Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du Guter, gingest freilich
Nie mit mir böse Wege; keinem Pfade
Der Frevler drücketest du je dich ein.
Die Augen, die von Blute strömen, blieben
Uns fremd; dem zügellosen Sieger eiltest
Du nimmer nach. Wir gingen sanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn' im Abendmeer ersank,
Jetzt in den Schatten der friedselgen Nacht,
Der Ruhegeberin, der Reichen, die
Uns ihre Schätz' am weiten Himmel zeigt,
Und nieden uns der Freuden schönste schenket.
Dann sagte leise mir der Mond ins Ohr:
„Sohn der Aëscha, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich.“ —

Die Wege gingen wir; nicht jene, denen
Du strenge jetzt unwillig dich entziehst.
Ich folge deinem Rath. Gehabt euch wohl,
Ihr Helden jetzt durch Mord und Todschlag! — Mögen

Die Löwe eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger seine Klaun dazu; es singen
Erschlagne Heere drein, und Drachen zischen
Aus Wüsteneyn zerstörter Wohnungen. —
„Du stiller Mond, den sie mit Mordgeschrey
Erschrecken, scheine nicht auf sie; und nie
Umfange sie mit deinem sanften Arm,
Die sie verscheuchen, du friedselge Nacht.“

Eigener Glaube.

Suche, was deiner Natur gemäß ist. Jegliches Wesen
Wirkt in eigner Natur, in ihr nur ruhig und glücklich.
Wer sich der äußeren Wirkung ergiebt, wird Feinden gefangen;
Auch in Religion. Der Glaube, der deines Gemüths ist,
Ist dir besser, o Freund, als des Fremden besserer Glaube.

Wahrheit und Recht.

Wie die Strahlen der Sonne, so können des Rechts und der Wahrheit
Strahlen verlöschen nie; prob' es, sie zünden von selbst.

Lob und Lüge.

Wer die Wissenschaft der Güte vorzieht,
Wird nie glücklich seyn; und wer den Menschen
Loben liebet, dient gewiß der Lüge.

Wasser des Lebens.

Könnt' ich des Lebens Trank mit feigen Thränen erbetteln,
Lieber gestorben, als ihn schnöde mit Thränen erkauft.

Der Unwissende.

Wer nicht besitzet ein Buch, das seine Zweifel zerstreuet,
Und wie im Spiegel die Welt ihm mit Belehrungen zeigt,
Und den verborgenen Schatz in seiner Seele nicht aufschließt,
Bleibet, so lange er lebt, stets ein unwissender Mann.

Die schweigende Nachtigall.

Warum, o Nachtigall, hörst du schweigend den krächzenden Raben?
„Weil eine Nachtigall gern neben dem Raben verstummt."

Nutzlose Kraft.

Ohne Gelegenheit ist die Hand des Starken in Fesseln;
Nützet dem Löwen die Kraft, dem man die Klaue geraubt?

Das leuchtende Gestirn.

Wie das erhabne Gestirn dem Wanderer leuchtet im Thale,
Und dem Schiffbrüchigen glänzt; also erhebe du dich.
Nicht wie der niedrige Rauch, der emporsteigt, um in der Höhe
Zu verschwinden; er ist auch in der Höhe nur Rauch.

Was in deiner Gewalt ist.

Niemand der Sterblichen je zu kränken, das hab ich in Händen;
Doch zu verhüten den Neid, steht nicht in meiner Gewalt.

Misbrauch.

Tugend zu misbrauchen, ist gefährlich,
Weit gefährlicher als keine haben.

Dem Namenlosen.

Al-Hallils Rede.

O daß mein Ohr dich hörte! Daß ich dich
Zu meiner Rechten mit mir wandeln sähe,
Denn in mir weint mein Herz vor Unmuth, ich verhülle
Mein Angesicht dem Lästrer deiner Lehre.

Wind ist sein Wesen, ein versengender
Wind aus der Wüste, der den Hauch erstickt,
Und jede Pflanze tödtet.

Trau ihm nicht,
Dem Höhner der Religion, o Jüngling!
Er scherzt dir Thränen zu, und sendet Pest umher.

Wie klapperndes Gebein am Rabenstein
Zu Nacht den Wanderer mit Grausen füllt;
So tönt, so hängt zusammen seine Lehre,
Ein Pfuhl in Mittagshitze — bleib ihm fern.

Wer naht dem Lager eines Drachen? Wer
Stürzt in den Abgrund sich? Und sahst du je
Den Adelaar im Sumpfe wohnen? Hörtest
Du aus Rauchfängen je die Nachtigall?

Der eigne Schatten.

Al-Hallils Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh rüstig fort,
Daß dich die Nacht nicht übereile.

Sieh
Dort jenen Knaben, der sich seines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendsonne,
Frohlockend freut. Er klopfet in die Hände,
Daß dies sein Wahnbild ferne Hügel deckt,
Und stehet still und säumt. Indessen sinkt
Die Sonne; finstre, kalte, schwarze Nacht
Stürzt aus Frohlocken ihn in Herzensangst,
Aus Angst des Herzens in Verzweifelung.
Er höret Stimmen, Todesstimmen.

Jüngling,
Wenn du dich deines eignen langen Schattens
Erfreuest, weh dir! so ist deine Sonne
Dem Untergange nah. So lange Licht,
Ein hohes Licht dich führt, vergissest du
Des Wahnes hinter dir und eilest fort.

O Herr der Welt, die Menschen vor dir spielen,
Wie Kinder in dem Sande, nennens Weisheit,
Und hochberühmte Kunst; und messen sich,
Und zanken über ihres Schattens Schatten —
Indessen du auf Wettern fährst und Welten
Zehntausendmal zehntausend ordnend lenkst.
Wer sagt vor dir: hier bin ich? Sind wir doch
Ein nichts, das du zu Etwas, und o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zweck erschufst.

Das Aeußere und Innere.

Hängst du Tapeten von sieben Farben über der Thür auf,
Und dein inneres Haus ist mit der Matte belegt?

Dein Bruder.

Wer ist ein Bruder mir? Der in der Noth mir zu Hülf kommt.
Wuchsest du denn vom Baum, daß du es andern nicht bist?

Die Krähe.

Wer nicht trachtet nach Gut, damit er auch andre beglücke,
Wer für Kinder und Weib, Vater und Mutter nicht lebt,
Wer sich der Menschen nicht, nicht ihrer Freuden erfreuet,
Ist wie die Krähe; sie lebt arm von erstohlenem Gut.

Mitgefühl.

Fremde gesellen sich gern. Wer nie verlassen gewesen,
Weiß im Innersten nicht, wie's dem Verlaßenen sey.

Falsche Hofnung.

Wer auf dem Wagen der Hoffnung fährt, hat Eine Gefährtin
Sicher zur Seite. Das Glück? Nein doch! Die Armuth,
o Freund!

Der schlafende Tyrann.

Einen Tyrannen sah ich am hellen Mittage schlafen;
Pest des Menschengeschlechts, schlummere, schlummere fort,
Sprach ich. Wer im Schlaf mehr als im Wachen der Welt nützt,
Dem wünscht jeder so gern ewigen Schlummer, den Tod.

Strafe der Unschuld.

Sich des Bösen erbarmen, das heißt, den Guten verabscheun.
Wer dem Verbrecher verzeiht, strafet die Unschuld für ihn.

Verrath.

Löblich ist es, verzeihn. Doch Menschenquälern die Wunde
Zu balsamen, es ist gegen die Menschheit Verrath.

Unmäßigkeit.

Nähre den Leib zu sehr; so werden die Bande der Seele
Sanft von einander gehn, dünner und dünn wie ein Haar.
Füttere deine Begierden; du nährest hungrige Wölfe;
Reißen sie einst sich los, wirst du ihr Opfer zuerst.

Der Zorn.

Zähle dich nicht zu Menschen, so lange Zorn dich empöret;
Nur in der Ruhe gedeiht Menschheit des Menschen, Verstand.

Der Adler.

Sprich, warum ist der Adler der König aller Gefieder?
Weil er kein Thier zerreißt, und an Gebeinen nicht nagt.

Die Gegenwart.

Ein persisches Lied.

Dunkler Ocean umgürtet
Unsre Erd' und unser Leben.
Fluten rauschen über Fluten,
Auf den Fluten ruhen Wolken,
Dunkler Abgrund ist die Zukunft.
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieße sie.

Siehe, dort auf Kafs Gebürgen
Schwingt sich Anka *) in die Wolken.
Jeder Staub entsank der Schwinge,
Und man sagt, er sey unsterblich.
Wohin schwang er sich? Wo ist er?
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieße sie.

Wie der Tag, so glänzt dein Antlitz,
Wie die Nacht ist deine Locke,
Deine Lippen Morgenröthe.
Morgenroth und Tag und Nächte,
Auch die schönsten, fliehn vorüber.
Nur die Gegenwart ist sicher,
Jüngling, auf! genieße sie.

*) Anka, ein fabelhafter großer Vogel der morgenländischen Dichter das Sinnbild großer Anstrebungen und der menschlichen Seele selbst. Kaf, das höchste Gebürge Asiens.

Verschwiegenheit.

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimniß!
Foderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?

Wahre Wohlthat.

Speise mit Wohlthat du den Bedürfenden; himmlisches Manna
Kostet er; rück' es ihm auf, wird es ihm Aloe, Gift!

Insekten.

Wie Ameisen den Löwen, zernagen die Neider den Edlen. —

Der unerkannte Feind.

Nie verachte den Mann, eh du sein Innres erkannt hast;
Wähne den Busch nicht leer, den wohl ein Tiger bewohnt.

Unnütze Rede.

Was nutzt dem Thoren weise Rede? was
Nutzt ihm ein Zuspruch, der ihn bessern will?
Denn kommt es hoch, so stützet er das Haupt
Auf seine Rechte, nickt und gähnet: Ja!
Und dehnet sich, und möchte gern hinweg.

Zur Rechten und zur Linken sieht er Reichthum,
Und vor ihm Ehrensäulen; hinter sich
Jungfrauen.

So der Thor. Er kennet alles,
Versteht und weiß. Was Weisen Zweifel macht
Ist ihm gewiß.

Wie durch ein Loch des Daches
Das Mondlicht scheint, so scheint des Weisen Rede
In eines Thoren Herz.

Gleichgültig ist
Der trocknen Thierhaut Sonnenschein und Regen;
Selbst Glück und Unglück wirkt auf Thoren gleich.

Schaamlosigkeit.

Ein schaamloses Gesicht ist eine erlöschende Lampe.
Ein schaamloses Gesicht ist ein entrindeter Baum.

Adler und Eule.

Wäre denn auch kein Adler im weiten Reich der Gefieder;
Müßte die Eule darum ihre Gebieterin seyn?

Trommel und Laute.

Rühre die Laute nicht, wenn ringsum Trommeln erschallen;
Führen Narren das Wort, schweiget der Weisere still.

Der Zuträger.

Wer dir zubringet, nimmt. Wer fremdes Geheime dir zuträ
Wisse, der will von dir deine Geheimnisse, Freund.

Schwere des Goldes.

Wer Gold siehet, und wär' Er selbst der Gerechtigkeit Waage
Mit dem eisernen Arm, neiget sich nach dem Gewicht.

Trüglicher Weg.

Willt du mit Nachbars Gunst zum Paradiese gelangen;
Findest am Ende du dich sicher zur Hölle geführt.

Königsdienste.

Der Feuranbeter habe hundert Jahr
Dem Gott gedienet, und ihn angefacht;
Ergreift die Flamm' ihn Einen Augenblick,
Vergessen ist sein Dienst; er wird verzehrt.

Geduld.

Dulde, mein Freund, Geduld ist die schönste Zierde der Edeln.
Weißt du? der Freude Thor schliesset Ein Schlüssel, Geduld.
Freund, der Geduldigen Thor ist stets geöfnet; es ziehet
Durch dasselbe hinein — wer? der Geduldigen Schaar.
Drücket dich Unfall; stehe beherzt; Geduld ist ein Panzer.
„Aber mein Weg ist beengt." Dulde! dort weitet er sich.

Das geduld'ge Kameel.

Uebereile dich nicht; das laufende Roß überwirft sich,
Und das geduld'ge Kameel kommet im Schritte zum Ziel.

Zu früher Genuß.

Wer seine Saat aufisset im Keim, der nehm' in der Ernte
Statt der Aehren denn auch einzeln mit Stoppeln vorlieb.

Der heilige Wahnsinn.

Einst ließ ein König in Arabien
Sich Meznu's Liebe zu der Laila lesen, *)
Wie Er, ein kluger und beredter Mann,
Sich seiner so vergessen, daß er liebend
Der Welt entsagt und lebt in Einsamkeit.

Der König ließ ihn kommen. Meznu sprach:
„O König, sähest du nur meine Laila!"

Der König ließ sie kommen. Laila trat
Vor ihn, ein blaßes hagres Angesicht.
„O, rufte Meznu, sieh, o König, Laila
Mit meinen, nicht mit deinen Augen an!"

Die ihr nimmer geliebt, kennt ihr die Qualen der Liebe?
Da ja keinem der Schmerz ohne die Wunde sich naht.
Gib mir Einen, o Fürst, der selber erfahren, was Ich litt,
Daß mein Leiden ich ihm Tage nach Tagen vertrau.
Könnte die Turteltaube mich hören, sie seufzete mit mir;
Aber dem Glücklichen dünkt Leid des Unglücklichen Traum.

Der König wandte sich und sprach gerührt:
„Der Liebe Wahnsinn ist ein heilger Wahnsinn."

*) Eine sehr berühmte Liebesgeschichte bei den Morgenländern.

Wiedervergeltung.

Wer des Gefallnen nicht schonet, der fürchte Vergeltung!
Ihm dem Gefallenen reicht keiner den helfenden Arm.

Der kleine Feind.

Wer einen kleinen Feind der Schwäche wegen verachtet,
Läßet den Funken glühn, weil er kein Feuer noch ist.

Das Ungleiche.

Zehn Arme liegen ruhig
Auf Einer Streu beisammen.
Zwei Königen ist immer
Das weirste Reich zu eng.

Veränderung des Orts.

Reise! Verändre den Ort. Des Lebens reifeste Frucht wird
Durch Erfahrung, die dir Sinn und Gedanken erneut.
Siehe das stehende Wasser, und schau die rinnende Quelle;
Jenes modert, und dies strömet den hellesten Trank.
Bliebe die Sonne des Himmels an Einem Orte; der Perser
Und der Araber säh bald mit Verdruße sie an.
Ginge der Mond nie unter; er brächte Schaden der Erde:
Flöge der Pfeil nicht ab; nimmer erreicht' er das Ziel.
Gold in der Grube wird wie leere Stoppel geachtet;
Aloe, wo sie wächst, gleicht dem gemeinesten Holz.

Die Probe.

Der ist nicht vollkommen gut, ihr Brüder,
Der nicht gut seyn kann, auch unter Bösen.

Der Mächtige.

Wär's dem Pöbel erlaubt,
Daß er betrügt;
Keinem der Edeln ziemts.

Glauben stellet man zu
Fürstlichem Wort,
Dem man die Treu gelobt.

Und doch traue dich, Freund,
Selten der Huld
Süßer Versprechungen;

Trau der lächelnden Stirn
Traue dem Blick
Gnädiger Augen nicht.

Was der Mächtige will,
Nicht was er spricht,
(Schwür' und gelobt' er auch)

Was der Mächtige will,
Merke; du hörst:
„Pflüge den Sand mir hier!"

Der gute Name.

Der ist nicht groß, der große Namen schmäht.
Glück, Hoheit, Macht und Reichthum gehn vorüber;
Ein guter Name der Verstorbnen bleibt:
Den ehr' auch du, daß man einst Deinen ehre.

Der Strom.

Wie ein Strom ist die Begierde,
Unsre Wünsche seine Wellen,
Unvergnüglichkeit das Unthier,
Das in seiner Tiefe ruht.

Wie die Vögel auf den Wellen,
Treiben vorwärts unsre Sinnen;
Sie verachten was sie haben,
Bis das Unthier sie verschlingt.

Und die brünstig-tolle Liebe
Ist der Wirbel in dem Strom,
Seine beiden Ufer heißen,
Bittre Reu und Traurigkeit.

Nur der Mensch von reinem Herzen,
Jeglicher Begier entsagend,
Bleibet sicher stehn am Lande,
Watet sicher durch den Strom.

Die Abkunft.

Kanaan war ein Knecht, und stammte vom göttlichen Noah,
Abram, des Ewigen Freund, der doch von Heiden entsproß.
Also die schöne Rose; sie wächst aus stachlichen Dornen,
Also ein schönes Gemüth, edel in eigner Natur.

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durst nach äußerem Gut, du getäuschter Mensch!
Entzaubere dir Verstand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten
Nur dieser beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg;
Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faß' es in dein Herz.

Wie ein zitternder Wassertropf' an der Lotosblume,
Unaussprechlich-leise gleitet das Leben hinab.
Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der tugendhaften Genossenschaft, in stiller Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling scheiden und kehren zurück.
So spielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil du bist!
Denke, woher du kamest?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schoos?
Bedenk es oft.

Die sieben Meere der Welt, die acht Urberge werden bleiben;
Brama, Indra, die Sonn' und Rudra dauren fort *);
Nicht du, nicht ich. Ob dies und jenes Volk
Fortdaure, ängstet dich das?

In dir, in mir, in jedem Wesen ist Wischnu **);
Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubst.
Sieh jede Seel' in deiner eignen Seele,
Und banne den Wahn des Verschiedenseyns hinweg.

Auch deine Neigung setze nie zu vest,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn.
Sey gegen alle gleichgesinnt,
Wenn du erreichen willt des Ewigen Natur.

Dein Leib ist kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechte zittert der Bambusstab.
Und noch ist deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausschöpfen willt du mit deiner Scherbe den Ocean?

*) Die Elemente der Welt.

**) Die Gottheit, die die Welt erhält.

Grab eines Edeln.

Begraben haben wir bei Merwa jetzt,
Der Fremden Vater in der stürm'gen Nacht,
Den Mühlstein jedes Feindes, der mit ihm
Zu kämpfen unternahm.

Begraben haben wir den Mann, an dem
Der Hunger oft erfahren, (der das Land
Feindselig drückte,) daß er mit ihm rang
Und ihn erwürgte.

Von Ansehn war er dünne wie ein Schwert,
Nur seine Brust und seiner Hüfte Sennen
Sie waren nimmer welk noch matt.

War er bei Ernsten ernst; sein Ernst gefiel;
Und wolltest du's, ergötzte dich sein Scherz.
Du littest Unrecht; er erfreute dich
Als Rächer; zog mit dir, wohin du gingst,
Trug willig, was du ihm nur legtest auf.

Besuchten Freunde seine Wohnung, trieb
Er strenge sein Gesind an, daß das Mahl
Bereitet würd', und nahm sie fröhlich auf.

Klage eines Vaters um seinen Sohn.

Fraget ein Mann dereinst von seinem Bruder: wer ruht hier?
O so ströme du Grab, ströme die Thränen ihm zu,
Die ich weinte; der Vater beweint den einzigen Sohn hier.
Klagend rief er: warum nahmest, o Gott! du ihn mir?

Gesetz der Natur.

Der Gebohrene wird zum Tode gebohren! der Himmel
Hat es geordnet so; keiner entgehet dem Schluß.
Moses starb; selbst Moses, der Freund des göttlichen Ausspruchs,
Und so gehen auch wir, Einer und alle dahin.
Lebe du rein, o Mensch! der Reine wandelt zum Himmel,
Und dort gilt es ihm gleich, lebt er hier kurz oder lang.

Des Heiligen Grab.

Schreibt mit eisernem Griffel auf diamantenen Felsen;
Grabet den großen Riß tief in das innerste Herz:
Daß in der Grube hier der Weisheit Quelle versiegt ist,
Daß in das Dunkel hier unsere Sonne versank.
Klagt ihr Kinder von Zion und weinet: die heiligen Tafeln
Sind zerbrochen; sie ruhn hier in des Heiligen Gruft.

VI.

Ueber ein morgenländisches Drama.

Einige Briefe.

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala Dich, und so ist alles gesagt.

Goethe.

Vorrede
zur
Sakontala. a)

Längst wußte man, daß die gelehrte Caste der Indier alte dramatische Gedichte besäße; aus dem großen Reichthum ihrer Mythologie und epischen Mährchen war solches auch leicht zu vermuthen; eine Blume aber, wie die Sakontala, erwartete, und zwar beim ersten Funde, wohl niemand. Dem reich- und vielverdienten W. Jones war dieser glückliche Fund beschieden; sein Name wird mit der Sakontala blühen, wenn manche seiner andern Bestrebungen vergessen seyn werden: denn auch darinn waltete über dies indische Drama ein gutes Schicksal, daß W. Jones es nicht, wie er es mit andern Erzählungen und Poesien gemacht, anglisiren, sondern treu darstellen wollte. Wörtlich übersetzte er es zuerst in Latein, (und es wäre kein übel angewandtes Papier, wenn man diese wörtliche Uebersetzung öffentlich machen wollte) dann ins Englische treu und einfach.

a) Zur zweiten Ausgabe, Frankfurt am Mayn 1803. bei August Hermann dem Jüngern. Anmerk. des Herausgebers.

Ein zweites gutes Schicksal waltete über die Sakontala, da sie zur deutschen Uebersetzung dem gleichfalls vielverdienten und auch wie Jones zu frühe dahingegangenen G. Forster in die Hand kam. Er, beider Sprachen und der Naturgeschichte Indiens kundig, dabei ein Mann von Geschmack und zartem Gefühl, bereicherte seine Uebersetzung mit Erläuterungen, deren das englische Original entbehret; treffende Erläuterungen auch für andre Poesien der Indier, die ohne Kenntniß der Naturgeschichte dortiger Gegend einen großen Theil ihrer Anmuth verlieren. Uns Deutschen wird G. Forsters Name eben auch mit der Sakontala in lieblichem Andenken leben.

Eben deshalb ist bei dieser Ausgabe an seiner Uebersetzung nichts geändert, auch seinen Erläuterungen nichts hinzugefügt worden. Deutschland hat an ihr viel Freude genossen, und so bleibe sein Kranz unberühret. Die jüngere Generation lerne auch hier von dem Indier, immer vertrauter mit dem Geiste der Natur werden und genieße ferner an dieser Sakontala Freude.

Denn sie verdienets. Das einfache Mährchen des entscheidenden Ringes beut in der größten Mannichfaltigkeit eine Reihe Scenen dar, die von der sanftesten Idyllen-Anmuth im Hain der Einsiedler, zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken reichen. Mit Blumenketten sind alle Sce-

nen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehauchet.

Im indischen, nicht europäischen, Geist muß man also auch die Sakontala lesen. Die Idyllenscenen z. B. mit der Sanftmuth und Naturliebe dieses Volks, das in einer vom Himmel mit Naturgeschenken so reich ausgestatteten Gegend lebt und sich derselben erfreuet. Ihm werden Scenen der Natur, der Vertraulichkeit mit Pflanzen und Thieren, endlich der sinnlichen Liebe selbst nicht langweilig. Ihr Blut sprudelt nicht wie das Blut der von Gährung erhitzten Völker. Die Götterverehrung, die man dem Könige erweiset, so ganz in indischen Sitten und indischer Denkweise, wird man sich gefallen lassen; nicht nur, weil, wie der Theaterdirektor beim Eingange zu vernehmen giebt, das Drama ein Hof-Divertissement seyn soll, sondern auch weil eben hieraus, aus dem Vornehmen und Göttlichen der Königswürde, die höchsten Schönheiten des Drama entspriessen; auf einem niedrigern Boden konnten sie nicht entwickelt werden. Dahin gehört der Anstand des Königes im Haine sowohl als im Pallast, in der Liebe sowohl als in seinen Geschäften; dahin, die

Zauberdecke, die auf seinen Fehl, die Vergessenheit seines Versprechens gelegt wird; eine höhere Macht hält ihm die Sinne gefangen, ein Fluch hat ihm, jedoch nur auf kurze Zeit, sein Gedächtniß geraubet; und auch diesen Fehl büßet er eben so edel als schmerzlich. Dahin endlich gehört sein Erwachen aus einer Traurigkeit, die zu nichts führet, seine Fahrt auf dem Wagen des Donnergottes, seine Belohnung — das Wiederfinden der Sakontala und seines heldenmüthigen Knaben. — Auf der andern Seite, Sakontala, das Kind der Natur, aufgeblüht im reinsten Aether, einem Schutz- und Erziehungsort der Frauen. Wald und Blumen, die geheiligte Einsamkeit sind das umzäunte Paradies, worinn diese unbekannte Hochgebohrne, als eine Blume, verborgen und ungestört sich entfaltete, ihre unschuldige Seele gebildet und gepflegt von der Hand der Weisheit ihres Pflegevaters; — und für wen? für den edelsten Mann; Er, der hochverehrte, angebetete König — Sie, die von der ganzen Natur gefeierte weibliche Unschuld und Liebe.

Ich zweifle, ob menschlich zartere und zugleich vornehmere Ideen unsres Erdenweltalls können gedacht werden, als diese königliche Würde, diese Natur und Liebe, Indiens Heiligthümer. Das Epische in ihnen ist unübertreflich.

Und zugleich allenthalben das Wunderbare höchst

natürlich. Alles ist in der indischen Natur belebt; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung ist — Erscheinung, des und des Gottes, in dieser und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geister auf Geister; die sie umgebenden, darstellenden Hüllen und Formen sind — Maja, eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der alles sich so leise und zart berühret, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt; der innere Sinn, der es am tiefsten, innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede.

Sehr zu wünschen wäre es also, wenn mehrere dramatische Stücke der Indier, von Kalidas und anderen Dichtern, treu übersetzt würden: ja es ist zu verwundern, daß, statt anderer weniger nutzbaren Bemühungen, dies noch nicht geschehen, da W. Jones in seiner Vorrede zur Sakontala, und Fra Paolino da San Bartolomeo in seiner Reise nach Ostindien a), deren eine Reihe anführen, solches nicht schon geschehen sey. Begierig schlug ich in W. Jones Werken b) den Titel auf: „die

a) Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, übersetzt von J. R. Forster, Berlin 1798. B. 2. Kap. 2. S. 375. u. f.

b) The Works of W. Jones. Vol. 6. p. 431.

Jahrszeiten, ein beschreibendes Gedicht von Kalidas;" und fand beim Umschlagen des Blattes nichts als ein Avertissement, daß dies das erste im Sanskrit gedruckte Buch und dieser Ehre werth sey, in jeder Zeile. Lieber hätte ich aus einer Uebersetzung dies Lob ihm selbst gegeben. So ist wohl auch niemand, der sich nicht, aus W. Jones englischen Reimen hinweg, jede indische Erzählung, jeden indischen Hymnus in die einfachste Prose wünschte: denn, nach einem Gleichniß aus der Sakontala selbst, paßt sich die englische Reimkunst zur indischen Dichtung, wie zehrendbrennendes Wasser auf die zarte Mallikablume, die es (wie die Engländer die Hindu's selbst) sengt und zerstöret. Lieset man die Verzeichnisse indischer Handschriften in W. Jones Werken und in Ouseley's Collectionen, die sich in den Händen sprachgelehrter Britten befinden, und siehet, was aus ihnen übersetzt worden, so hat man freilich zu mancher Verwunderung Anlaß a).

a) What has been done for Major Ousely, sagt ein Engländer selbst, who so a perfect acquaintance with classical literature, unites a knowledge of Hebrew, Syriac, Turkish, Arabic and Persian, which properl'y encouraged would make his Oriental Collections a fund of elegans and useval information? Nothing. Jonathan Scott. Schluß der Vorrede zum Bahar-Danusch, or Garden of Knowledge. Vol I. 1799.

Doch, was nicht ist, wird werden. Genug, daß diese Geistes- und Gemüthsschätze der friedseligsten Nation unsers Erdballs sammt ihrer Sprache, der kaufmännischen Nation desselben Balles anvertraut sind; früher oder später werden sie solche doch auch auf Gewinn anlegen. Du legtest solche nicht darauf an, guter William Jones; dein Name, Präsident indischer Literatur, bestehe ewig.

Uebrigens ist Sakontala, oder der entscheidende Ring, seiner Abweichungen vom Griechischen, Französischen und Englischen Theatercostume ungeachtet, ein Drama, wie irgend Eins es seyn mag, eine wahre, ja ich möchte sagen, die zarteste Schicksalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe sind so treu geschildert die Karaktere so fest und zart gehalten; unmerklich und unauflöslich den Sterblichen, wird der Knote zusammengezogen und königlich-göttlich gelöset. Die Sprache ist geschmückt, blumenreich und nie doch übertrieben, das Betragen der Personen und Stände gegen einander, seyen sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem diesem das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemischten Stimmen der Musik, die Züge der Mahlerei, des Schmuckes, des Scherzes sind eben so original als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des

Paradieſes, ſind (wer darfs läugnen?) ſelbſt paradieſiſch. Finde Sakontala auch in dieſer Ausgabe, wie in der erſten, viele Freundinnen und Freunde, empfange ſie auch bald aus den reichen Schätzen Indiens dramatiſche Geſchwiſter, die ihr gleichen.

Weimar den 2. May 1803.

J. G. v. Herder.

Erster Brief.

Sind Sie auch des Glaubens, daß kein morgenländisches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe; eine Behauptung, der man viele Ursachen unterzulegen wußte; so werden Sie wohl diesem Glauben absagen müssen, wenn ich Ihnen ein morgenländisches Schauspiel, unter allen Schauspielen der Welt eins der ersten seiner Art, anzeige. „Doch nicht ein Tsinesisches? etwa eine Schwester jenes Waisenkindes, das Voltaire in französischer Kleidung auf seine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der Tsinesischen besten Schauspiele, die du Halde anführet und um die sich von Europa aus Niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus diesem Lande.“ Sakontala heißt mein Drama: ein Indisches Schauspiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones herbeigeschafft, und ins Englische, aus dieser Sprache von G. Forster ins Deutsche so gut übersetzt, daß es sich fast besser als das englische Original lieset a). Säumen Sie nicht, zum Genuß dieser unerwarteten Blume zu gelangen; eine schwache Zeich-

a) Sakontala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von G. Forster. Mainz und Leipz. 1791.

nung derselben, bei der ich mit Bedacht mehr verschweige als darlege, soll nichts als die Lust dazu in Ihnen vermehren.

Duschmanta, Kaiser von Indien, ein Zweig aus dem Geschlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle: der Wagenführer redet ihn an und schildert ihn, wie ein Grieche den jagenden Apollo schildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle des Wagens sind in wenigen Zügen so anschaulich gemacht, daß man sofort vor dem Gemählde des Orts und der Handlung stehet. „Sie darf „nicht getödtet werden, ruft eine Stimme; diese Antilope, o König, hat in unserm Walde ihren Zu„fluchtsort!“ Alsobald hält der Wagen: ein Einsiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürst, und der Einsiedler ladet ihn ein in diese geweihete Freistätte, in der die Pflegetochter eines verehrten Bramanen, in dessen Abwesenheit, Gastfreundschaft übe. Duschmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, steigt ab vom Wagen, legt seinen Königsschmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm selbst wunderbaren Ahnung. Welch ein schöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieses Drama! Leise und höchst natürlich wird nicht nur Sakontala angekündigt, sondern ihr auch im Gemüth des Lesers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem was folgt, ihr

Schirm seyn muß: denn wenn in diesem Haine das gejagte Reh seine Freistätte findet, wie sollte die eines solchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in diesem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwo Gespielinnen erscheint, und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, sondern aus schwesterlicher Neigung. Tief ist das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, insonderheit in weiblichen Seelen sich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala ist gleichsam die Königinn dieses Mitgefühles. Liebliche Reden sinds, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geschäft und über sie selbst sagen. Eben finden sie in ihrer geliebtesten Blume eine Vorbedeutung ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und liebkosen ihr auf die unschuldigste Weise. Aber eine summende Biene fährt aus der Mallikablume, und will nicht von ihr lassen. So wird auch im Kleinsten die zukünftige Handlung nicht vorbedeutet, sondern wirksam eingeleitet. Denn eben diese ganze Scene, in welcher Sakontala sich unschuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duschmanta behorcht. Liebetrunken hangt sein Auge an ihr, und sein Gemüth quälet sich mit dem einzigen Zweifel, ob dies süße Geschöpf als eine Bramanentochter ihm auch versagt seyn möchte. End-

lich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gastfreundschaft, der bescheidensten Wohlanständigkeit und einer paradiesischen Unschuld. Immer mehr wird Duschmanta von Liebe durchdrungen, und da es sich in der kunstlosesten Unterredung gleichsam von selbst entwickelt, daß sie nicht des Bramanen, sondern des berühmten Königs Nausika Tochter, Tochter einer Nymphe des niedern Himmels, sey: so findet er den Wunsch eines Herzens erfüllet; er entdeckt sich durch seinen Ring, und da ein Geschrei über die Nähe eines wüthenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne sey es von mir, alle Auftritte so zu durchgehen; lesen Sie und Sie werden in diesen ersten Scenen alle Symptome der Liebe von der leisesten Sehnsucht an durch alle schüchterne Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewißheit; ja was die Liebe Zartes, selbst Buhlendes und Tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt, finden. Duschmanta und Sakontala sind nach der ältesten, heiligsten Weise Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun schlinget sich der Knote. Bei dem Abzuge des Königes erschallen Trauerstimmen: die Freundinnen der Sakontala werden besorgt: wir hören, daß ein böser Gast auf sie, unwissend ihr

selbst, einen wilden Fluch gelegt habe, der auf der Freundinn Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pflegevater, ist wieder gekommen, Er, der wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; lesen Sie, wie er Sakontala zu ihrer Abreise bereitet, wie er ihren Abschied den Nymphen kund thut und diese antworten; wie sie selbst Abschied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten Madhawi-Strauch und dem Rehchen. Lesen Sie die Lehren, die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt; und nun die Katastrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie, durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebei erscheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala sich, wie sich ihr Führer, wie der Priester, wie sich der König selbst betragen. Die Katastrophe rückt fort; der Knote wird zusammengezogen. Nach der höchsten Beleidigung, die einem unschuldigen Wesen zugefügt werden konnte, werden Sie alle Qualen der Reue, der Liebe, des endlosen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geschildert und ausgedruckt finden. Geben Sie dabei auf jeden Zug acht; keiner ist müssig selbst nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann sehen Sie, wie aus der tiefsten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum König, zum Ge-

hülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerstöre Ihre Freude, sich mit Duschmanta auf dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden, der das Ziel der menschlichen Phantasie zu seyn scheinet. Werfen sie also mein Blatt weg, und lesen das Buch, aber nicht europäisch d. i. um etwa nur den Ausgang zu wissen, mit flüchtiger Neugierde, sondern indisch, mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; sodann wünsche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Ist es möglich, daß Sie an der Aechtheit der Sakontala anders zweifeln können, als sofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an einem unerwarteten Gute, das vor uns ist, gleichsam liebend-ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben, wann er wolle; ein Europäer war dieser Dichter Kalidas nicht: darüber dörfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Gesichtskreis herrscht in diesem Werke! ein Gesichtskreis über Himmel und Erde. Welch eine eigene Art, alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle

Elemente der Erde. Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, der Lebensweise und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geschlechterabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in diese verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das System und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzusagen wüßte. Ueberdem ist die Zeit, in welche dies Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten, die darinn herrschen, sind nicht die heutigen Sitten. Das Band, das Götter und Menschen, die sichtbare und unsichtbare Welt knüpft, ist so sonderbar geflochten, daß wir es, der Denkart unsres Zeitalters nach, zwar anstaunen und erklären, schwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darstellen könnten. Führen Sie mir nicht den Macpherson mit seinem Ossian, oder den unglücklichen Chatterton mit seinem Rowley an; Dinge, die keine Vergleichung leiden. Macpherson hat seinen Ossian nicht erfunden, und dem Rowley des kühnen Jünglings sahe man seinen Ursprung eben so leicht an, als man ihn mancher morgenländischen Geschichte ansiehet, die uns die englischen Wochenblätter als Einkleidung vortrugen. Wer aber, mit indischer Genauigkeit und bedeutungsvoller Zartheit, eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der große Apollo, oder der indische Kristnu selbst in wiedererscheinender Wunderschönheit. Das Fremde selbst in dem Stück ein

Siegel der Aechtheit; „wunderbar, unglaublich so„gar, sagte jener Kirchenvater, aber eben deshalb „ists wahr.“

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach unglaublich; was die Aechtheit des Stückes betrift, ist nichts glaubwürdiger, als die Art, wie es zu uns gelanget. Lesen Sie nochmals die Vorrede Jones, und bemerken, wie unschuldig er nur zur Nachfrage nach indischen Schauspielen, die er selbst nicht zu finden glaubte, gekommen sey. Sehen Sie die Rechenschaft an, die er von seiner Uebersetzung giebt, „wie er dies Stück zuerst Wort „für Wort ins Lateinische gebracht, wie er es dar„auf wieder wörtlich ins Englische übersetzt, und zu„letzt, ohne irgend einen wesentlichen Ausdruck ab„oder hinzuzuthun, seiner Uebersetzung nur die fremd„artige Steifigkeit benommen und die Arbeit für „das Publikum als ein authentisches Bild der alten „Hinduischen Sitten vollendet habe.“ Nun ist ja von Herrn Jones sowohl seine Geschicklichkeit, als Treue und Sorgfalt, aus andern Uebersetzungen anugsam bekannt: sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst enthält derselben mehrere aus arabischen und persischen Dichtern, bei denen es noch niemanden eingefallen ist, an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir-Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der Bengalischen Gesellschaft hat er als Präsident derselben für die

Treue

Treue und Aechtheit der mitgetheilten Alterthümer auf eine Art gesorgt, wie mir sonst kein Beispiel bekannt ist. Sie dörfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift, seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala lesen. Unbefangen giebt er Anzeige, was er von dem Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke, die ihm genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht anders, als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, moralischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vorsteher einer Gesellschaft, die er in Bekanntmachung dieser Schätze zum Wetteifer mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr Jones seine eigenen Nachbildungen von dem, was er wörtlich übersetzte, treu unterschieden, wovon Sie in seinem Buch über die morgenländische Dichtkunst sowohl, als in seinen eigenen Gedichten, den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. seine Hymnen auf einige indische Gottheiten, oder andre Gedichte solcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er seine politischen Begriffe zog, welches denn auch seine Poesie selbst, die im höchsten Grade englisch ist, zeiget. Wo finden Sie nun in der Sakontala den englischen Schnitt, den sonst diese Nation nie verleugnet? Sie führen die Scene der Fischer, die den Ring bringen, und den

lustigen Mohawya an, und nennen sie shakespearisch; aber was ist shakespearisch? Ist es die Natur selbst; so shakespearisiret diese in Indien sowohl, als in England, so daß ich gerade im Gegentheil diese Scenen im höchsten Grade indisch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. Fr., verführt mehr als dergleichen Zweifelei, wir mögen sie bei Griechen, Römern oder Indien anbringen; sie verstopft den Geist und giebt dem Geschmack zuletzt eine falsche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müssen Sie die anderweit bekanntgemachten urkundlichen Schriften der Indier, oder wenigstens die unzweifelhaften Nachrichten von diesen Schriften lesen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke b). Wenn Sie diesen ungeheuren Vorrath indischer Litteratur zu Bildung der Sprache sowohl als zum Anbau der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens mit Erstaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört scheinen, daß ein so bücherreiches Volk auch Schauspiele gehabt habe? Werden Sie nicht vielmehr mit mir wünschen, daß statt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. s. man uns mit nützlichern und angenehmern Schriften der Indier, vor allen mit

c) On the Literature of the Hindous, in den Asiat. Researches Vol. I. p. 340. seq. Die dänischen Missionsberichte, und viele Reisende bestätigen diese Anzeige in einzelnen Datis.

ihren besten Poesien in jeder Art beschenke? Diese machen uns den Geist und Charakter des Volks am meisten lebendig, wie ich denn gern bekenne, aus der einzigen Sakontala mehr wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben als aus allen ihren Upnekats und Bagawedams. Freilich müßten aus ihren ungeheuern epischen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poesien für die niedern Stämme (Saitia oder Kawija-Sastra) nicht minder: denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Classe der Sudra's gesellen, wenn die Schriften, die sie auch über Theile der Naturwissenschaft und das bürgerliche Leben besitzen, lehrreicher und unterhaltender sind, als die ewigen Büßungslehren und Göttergeschichten der Bramanen? Die leichten Poesien der Indier lobt Herr Jones sehr, gewiß ein gültiger Richter; so auch ihr feines System der Musik und vieles andre. Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekanntermaaßen indischen Ursprungs, und der feine Mährchengeist des Volks zeigt sich in seiner Mythologie gnugsam. Daneben ist die metaphysische und moralische Spekulation bei ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, so daß, wenn jedes dieser Felder mit gehöriger Oekonomie und einer fortgehenden Rücksicht, was für uns Europäer merkwürdig und interessant sey, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Produkte zu hoffen wäre. Sehr

ungern las ichs also, daß Herr Jones, außer dem Gesetzbuch des Menu, künftigen Uebersetzungen so gut als absagt; ich hoffe aber dennoch, daß der Genius seiner Natur wider seinen Willen in ihn zurückkehren, und, wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, sie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Literatur der Araber, Perser, Indier so wirksam gemacht hat. Wie? einen Mann von seinen Talenten, von seiner vielumfassenden Sprachkunde, seiner Lust und Liebe zur Erweiterung der Wissenschaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin gestellet, wo Er stehet, und Er könnte, auch bei andern Rücksichten, seiner edeln Natur entsagen? Das Blatt ist zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel: so entdecken Sie mir solche unverholen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glauben, ich lachen würde, das hatte ich bei der Sakontala selbst gethan; ich hatte sie nehmlich aus Scherz und im Ernst mit Aristoteles Poetik verglichen und zu bemerken gesucht, ob Kalidas, der hundert Jahr vor Christo gelebt haben soll, den Aristoteles recht beherzigt, oder Aristoteles auf Kalidas gehörige Rücksicht genommen habe. Im Ernst, m. Fr., halte ich eine solche Prüfung nütz-

lich: denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Europa, so gut als völlig ohne den Aristoteles entstanden ist, mithin wir an ihnen unabhängige Puncte der Vergleichung gnug haben: so war es mir, weil doch Eins dieser Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntschaft mit einander gewesen, sehr angenehm, ein in seiner Art vollkommenes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um dasselbe dem Regelmaas des Aristoteles zu nähern. Je mehrere freie Punkte der Vergleichung wir haben, desto leichter wird uns die Auflösung der Frage: „was in Aristoteles Dichtkunst blos Lokal-Geschmack oder allgemeines, ewiges Gesetz sey?“ ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöset worden. Denn ob Lessing gleich seinen Aristoteles gegen die Anmassungen mehrerer französischen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmäßigkeit seiner Foderungen gründlich gerettet hat: so ist solches doch, meines Wissens, gegen andre dramatische Dichter, z. B. der Engländer und Spanier, noch nicht geschehen, und doch bin ich überzeugt, daß bei jeder scharfen Zusammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch liege, ansehnlich gewinnen würde. Versuchen wirs also mit unserm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das

Trauer- und Lustspiel?" Dies kann uns nicht hindern; lassen Sie uns das Wesentliche beider Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung. Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden Künsten, und giebt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will, daß diese Handlung ernsthaft, sodann vollständig sey, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zu gleich auch eine Größe habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dies ist bei der Sakontala kein Streit: in ihr ist Handlung, d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck vom Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe; und da Aristoteles selbst sagt, daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse; so können

wirs dem Dichter Kalidas zutrauen, daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bei dramatischen Stücken dies Maas der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang, was unsern Vorfahren nicht also dünkte: ein mittelmäßiges französisches Trauerspiel dauert uns Deutschen länger, als das längste Stück von Shakespear; oft wird uns in der Vorstellung lang, was uns im Lesen sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein dramatisches Stück sey ein Ganzes von Anfange bis zu Ende, belebt in allen seinen Theilen und Gliedern zu seinem dramatischen Endzweck; so hat es sein Maas, seine Größe in sich. Sakontala ist ein solches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern, die daran Interesse fanden, gewiß übersehbar, ja im höchsten Grade befriedigend seyn mußte. Die Fabel rollet sich aufs eigenste ab; höchst einfach, ohne Episoden fortgeführt, lässet sie sich Zeit, und doch eilt sie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andere Bewandniß scheints mit dem andern Theil der Aristotelischen Erklärung des Trauerspiels zu haben, in Scenen, welche dahin gehören: denn wenn dies Drama durch Mitleiden und Furcht wirken soll; kann es eine zartere, und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben, als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegnissen fühlen?

Aber auch gegen Duschmanta? Hier, m. Fr., verwirret sich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreissen, sondern gemach entwickeln wollen: denn eben dadurch wird vielleicht der Unterschied des Orients und Griechenlands sichtbar.

Duschmanta hat den Wald, und in ihm seine geliebte Sakontala verlassen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als seine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen versprochen. Er holet sie nicht; ein böser Fluch ist auf sie gefallen, daß ihr Gemahl sie vergessen, daß er sie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelassenen Ring erblickt; und unglücklicher Weise mußte sie auch diesen verlieren. Sakontala weiß von diesem Verhängnisse nichts; Duschmanta eben so wenig; beide leiden also unverschuldet. Glauben wir dieses nun ganz und rein, wie es der Dichter will und es wahrscheinlich die Indier glaubten: so hat Duschmanta eben so viel Anrecht an unser Mitleid als Sakontala selbst; und der Dichter hat gewiß nichts versäumt, ihm dieses zu erwerben. Aeußerst hat er den König geschont und geehret; das Versprechen, Sakontala abzuholen, ist nicht vor unsern Augen geschehen, und e e sie ankommt, erblicken wir ihn unter den edelsten Beschäftigungen seines königlichen Amtes. Sie steht vor ihm; er kennet sie nicht: durch Macht des Schicksals ist Wald und Alles aus seinem Gedächtnisse verschwunden; alle seine Mühe, eine Spur davon in seiner Seele aufzufinden, ist ver-

geblich. Selbst da die Götter sie weggerückt haben, schreibt ers der Zauberei zu. Aber der Ring wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von seiner Seele, und er ist im entsetzlichsten Zustande. Kein Vergnügen, selbst keine seiner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus reissen. Der Dichter rechnete darauf, daß wir dies alles, wie er es uns vorstellt, glauben sollten; Aristoteles aber rechnete darauf nicht. Er will, daß auf der Bühne alles natürlich geschehen, und sich in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst entwickeln sollte. Die Maschinen des Wunderbaren erlaubt er nur ausserhalb der Handlung; ein Theil von dieser müßten sie nie werden: denn in ihr müsse jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Aristoteles; der indische Dichter konnte nicht so denken, oder sein Held ward abscheulich; selbst Sakontala konnte sodann, auch nach allen ausgestandenen Qualen der Reue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer ersten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas also die magische Decke der Vergessenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in diese Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur sind Geister allenthalben mit im Spiele; sondern ehe der König in den Wald tritt, ist Kanna schon abwesend, um ein über seiner Pflegetochter Sakontala hangendes böses

Schicksal von ihr zu entfernen. Sein Wunsch wird ihm durch die feierliche Verkündigung gewährt, daß aus ihrem Schoos ein Götterkind, ein Beherrscher Indiens, entspringen werde; und nun ist er über jedes zwischenliegende Hinderniß, wie ein höherer Geist hinwegsehend ruhig. Dem Ausspruch der Götter gemäß giebt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle; und läßt das Verhängniß walten. Der Grieche forderte eine in jedem Theil natürliche Entwickelung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weshalb man, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gekleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sey, darüber ist wohl kein Zweifel; eben der schärfere Gebrauch der Vernunft ists, der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der griechische Weise legt es auch bei der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grundgesetz seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung, nur deßhalb so angenehm, „weil nicht nur die Weltweisen, sondern auch andre Menschen gerne lernen, gern „ihre Erkenntniß vermehren.“ Je zusammenhängen-

der und natürlicher sich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reicheren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama; daher er auch seinem Trauerspiel den philosophischen End weck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken.“ Ein so hohes Ziel hatte das indische Drama nicht. „Wo„zu eine lange Rede?“ sagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „wenn Sie mit Ih„rem Putz fertig sind, Madame, so belieben Sie „nur zum Vorschein zu kommen. — Insofern ein „erleuchtetes Publikum von unsern theatralischen „Talenten Vergnügen empfängt und aus„drückt, in sofern und nicht weiter setze ich auf die„se Talente einen Werth.“ Die Schauspielerinn giebt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer durch Gesang in die Stimmung, die fürs Theater gehöret, und der entscheidende Ring fängt vor dem Beschützer aller frohen Künste und seiner erlesenen Versammlung an zu spielen. So unaristotelisch dies vom Theaterdirector gedacht scheinet: so hat es dennoch seine wahre Seite. Vergnügen ist immer der nächste Zweck aller frohen Künste, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unsre Seelenkräfte: so mag man in ihm weder lernen, noch seine Leidenschaften reinigen. Nun hat aber insonderheit das Wunderbare bei jedem

Volk sein eigenes Maas als Ingrediens zum Gefallen, zur Täuschung. Auch die Griechen konnten dessen nicht entbehren, und Aristoteles selbst hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot gestellet: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen: denn das Wunderbare ist süß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopee gehöret;" da denn alles zuletzt theils auf die Materie, theils auf die Macht des Dichters, theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama spielet. Was Einem Volk, Einer Zeit unglaublich ist, ists der andern nicht, bei welcher sodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuschauenden erhöhet, ihre Aufmerksamkeit stärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauschender Göttertrank, bis zum höchsten Grade vollendet. So scheint es mir mit diesem, und vielleicht mit mehreren indischen Stücken gewesen zu seyn, weil die Hindu's in diesem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reichs, (des ersten Reiches der Erde in ihrer Meinung,) reichet dicht an die Region der Götter, auch die Stammmutter derselben mußte also daher entsprungen seyn, und nur der enscheidende Ring des Schicksals konnte sie beide vermählt haben. In dieser Region ward das Wunderbarste natürlich.

Wollen Sie sich, m. Fr., hievon überzeugen, so lesen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf

allen Blättern desselben sind Geister und Menschen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; insonderheit gelten die Gebete und Verwünschungen der Einsiedler und Weisen als unwiderrufliche Aussprüche des Schicksals c). Ja findet sich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirdischen noch nicht so hoch erhöhet, daß nicht eine Nymphe sich zur Umarmung eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternenraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Ausser ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten,

c) Die Geschichte des Königs Parikschitu, die einen grossen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala, ganz darauf gebaut. S. Sammlung Asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

der höchste epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art, was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlechthin die Belehrung aufhebe; es macht dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem geheimnißreichen Schleier der Verstand gleichsam verstohlen und desto freiwilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich, ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königs Vermählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, das solltest Du nicht thun! Du „solltest deinen Vater Kanna erwarten." Oder wenn Sie, zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten, ob Ihnen nicht wenigstens in der entsetzlichen Scene, da der König sie ganz und gar verkennet, mithin sie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchste kränket, da sie, eine Königinn, die rechtmäßige Gemahlinn Duschmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweise, von Göttern und Menschen verlassen, in der niedrigsten Gestalt da steht, ob Ihnen nicht, damals wenigstens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duschmanta; unter dem Zauberstaube der Zeit und der Entfernung, unter Chören lobpreisender Sänger, und im Taumelkreise des Hofes verlieren sie ihr Gedächtniß."

Gewiß müssen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der vorausgesetzten Verblendung die stärkste Wirkung des tragischen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem der verblendende König aus Unwissenheit, ja in der Meinung, daß er auf seinem heiligen Sitz sehr rein und edel handle, da er sich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht, das er nachher so schwer büßen muß, ja ohne Zwischenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Lesen Sie, was Aristoteles von solchen Scenen (Kap. 14.) sagt, und Sie werden die Wirkung des Wunderbaren hier sehr dramatisch finden. Es ist ein Knote, der Auflösung eines Gottes werth, weil Götter ihn selbst geknüpft haben: Sakontala wird entrückt, (wir wissen nicht wohin?) aber wir sahen für sie keinen andern Ausweg. Auch ists der Götter werth, daß Duschmanta, nachdem er unter dem Rausche ihrer Verblendung so lange gelitten hatte, durch sie aus der tiefsten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unsichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer ist dieser Freund des Königes, dieser weise Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr, als einst die Hofbeamten dieser Art in Europa waren. Dem Könige sagt er zuweilen die Wahrheit, gerade hier aber sagte er sie ihm nicht, als dieser, nach dem gewöhnlichen

Lauf der Dinge, die größeste Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde gewesen, und Er stand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem, was der König gelitten hat, dünkte mich also die billigste Strafe, daß sein Freund auch etwas leide und für sein Schweigen jetzt aus den Lüften seine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königes, der seinem Freunde beispringt, zuerst durch diesen Aufruf geweckt wird, bis sie ihre höhere Bestimmung findet; so steht auch als Uebergang dieser lustige Auftritt sehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt seine Handlung und die darinn verflochtenen Charaktere, wo es sie findet, und in allen Nüancen: Wald und Hof, Komisches und Tragisches ist in ihm; es erstreckt sich über Himmel und Erde.

Unvermerkt sind wir also zur Hauptfrage gelanget: „wie sich Sakontala überhaupt als Drama zu Aristoteles Begriffen von der theatralischen Poesie verhalte, und zu welcher Gattung derselben es gehöre? Ist es ein Trauer- ein Lust- oder ein sogenanntes Mischspiel?“ Ich antworte kurz: ein episches Drama.

Alle sind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche Local- und Zeitmäßige der griechischen Schaubühne kein Gesetz für alle Orte und Zeiten der Welt seyn möge. Denn da wir wissen, daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entstan-

den

den sey, und sich daraus gleichsam zergliedert habe, daß eben dieses Chors wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgesetzt war; (widrigenfalls sich beide auf ewig hätten scheiden müssen:) so darf niemand Zweifel erregen, ob, wo kein griechischer Chor, kein griechischer Markt oder Pallast statt findet, irgend Eine der Beschränkungen statt finden müsse, an welche unter andern Umständen auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zusammenhang der Theile also, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung ist die Seele des Drama; keine kleinliche Rücksicht auf Ort und Zeit, von der auch Aristoteles sehr entfernt war. Selbst der einfachen Fabel redet dieser nichts weniger, als das Wort; die zusammengesetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie sie es ihm denn auch ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach seyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterstück gewöhnlich zu kurz: sie spielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechische Komödie zu einfach; ihre Theater-Dichter, die von den Griechen borgten, mußten also aus mehreren Stücken ein Ganzes zusammenheften. Alle europäischen Nationen endlich brachten, ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechischen Zuschnitt auf die Bühne, und geriethen sogar, wenn sie an Aristoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten,

größtentheils auf seltsame Misverständnisse, Schein-Abfindungen und Complimente. Woher dies alles? weil der äußere Zuschnitt des griechischen Theaters uns fremd ist und bleiben wird, indem wir an seinem gottesdienstlichen oder republikanischen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne sind uns Begebenheiten der Welt; unser Gesichtskreis ist erweitert, unsere Theilnehmung zwar gewiß nicht urtheilvoller, feiner, tiefer, als sie es bei den besten Griechen gewesen seyn mochte, aber bedingungsloser und gleichsam unumschränkter. Daher die Form der alten spanischen und englischen Stücke; daher auch die Form dieses indischen Drama.

Hat Aristoteles diese Form nicht gekannt? ist sie etwa, wofür man sie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte sie wohl; steuert aber, wie er kann, dagegen, und sucht das Drama seiner Nation in den Kunstschranken zweier unvermischten Gattungen, des Trauer- und Lustspiels zu erhalten. „Nach den Regeln der Kunst, „sagt er, sind Trauerspiele, worinn das Glück in „Unglück verwandelt wird, die schönsten. Die Fa„beln von einer doppelten Zusammensetzung, die sich „durch einen entgegengesetzten Glückswechsel der Tu„gend- und Lasterhaften enden, sind minder schön, „und es ist nur der Schwachheit der Zuschauer zu„zuschreiben, wenn man ihnen den ersten Platz zu„eignet:“ denn nicht fürs Trauer- sondern fürs Lust-

spiel, meint er, schicke es sich, daß die ärgsten Feinde zuletzt als Freunde auseinander gehen. Deßgleichen ist er sehr dagegen, daß man das Drama zu einer Epopee verlängere, oder eine Epopee mit ihren Episoden auf die Bühne bringe, u. s. f.

Die Ursache, warum Aristoteles so strenge abschloß, erhellet von selbst: denn mit dieser Verlängerung und Vermischung des Drama ging nothwendig die Schärfe seines ganzen Kunstbegriffs verlohren. Die verlängerte Senne erschlaffte, das zum Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr so unverwandt auf jene Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, oder beim Lustspiel aufs Lächerliche ausehn, es mischten sich viele und vielerlei Empfindungen durch einander, und zuletzt artete alles in jene schlaffe philantropische Mitempfindung, oder in jene kalte Passivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Pest der dramatischen Kunst ist. Es wäre viel zu weitläuftig, hier untersuchen zu wollen, wiefern dieses bei allen Nationen eingetroffen sey, die statt der Trauer- und Lustspiele Mährchen, Gemählde des bürgerlichen Lebens, oder Abentheuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweise auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geschichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatische Kunstgefühl der Griechen blieb manchem Volk ganz fremde.

Welchen Platz man einst den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt sind, unter den Theaterliebhabern anweisen werde, mag die Zeit entscheiden; genug, daß dies erste Stück, das wir von ihnen kennen, ob es gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesentlichen Theilen aufs nächste und und feinste an die griechische Kunst grenzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlinget sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit ruhet auf der simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des Stücks Einiges zu sagen. Jene sind, nach indischer Art, nicht scharf, aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grade idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles, was eine indische Blume des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gottheit. Die Göttinn Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch „die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze „Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig seyn?“ Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottes-

Gedanken unmittelbare Botschaft; kann etwas Erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, kindisch und prinzlich geschildert; flos juventutis in principe, princeps juventutis. Die Anerkennung des Vaters ist hier so rührend-schön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend-schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister) waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büssungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichts mit der Göttinn des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder des unermeßlichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag die Tradition gewesen seyn, auf die der Dichter baute, die er so hoch idealisirte! d)

d) Der Bagawadam sagt nichts von dieser Geschichte, als: „Nelens Sohn war Duschtanden. Auf der Jagd beschlief dieser die Sugundelei; sie brachte den Sorüdeminen zur Welt, den der Vater auf die Versicherung des Agassatani für den Seinigen erkannt. Dieses Kind hieß Baraden und von ihm stammt eure Familie ab. (Sugen nämlich spricht zum Könige Parikschitu) „Baraden war einer der berühmtesten Eroberer, er unterwarf sich alle Könige der Welt.“ Dies ist das Kind, das in der Sakontala mit dem jungen Löwen spielet.

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichnissen und Bildern sind die zartesten und prächtigsten, wie sie nur jenes Klima mit seinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbst Griechenland scheinet arm dagegen, noch mehr sinds die nordischen Länder. Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen; aber sie ertönen nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Die Indier haben also auch das gekannt, was Aristoteles den gewürzten Ausdruck (λογον ηδυσμενον) des Drama nennt, wozu bei den Griechen Rhythmus, Harmonie, Gesang gehörte; denn wie sehr dies Drama im Ausdruck gewürzt sey, werden Sie in der Vorrede zu ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja fast länger, als Aristoteles Poetik selbst ist. Hielten Sie es nicht auch, m. Fr., in mehreren Rücksichten beinahe nothwendig, daß Sakontala nicht das einzige übersetzte indische Schauspiel bleibe? Haben Sie eine Stimme, die so weit gelangt, so wenden Sie das Beste an, das Sie vermögen. —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten bei, die sich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüthen zum vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indessen belebet sie doch alle der Geist Eines Klima.

Kama's Erscheinung *).

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,
Dessen Wagen, dem rings Alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
Sey mir gegrüsset, o Gott! Du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambagomblume
Seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt.
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe sich aufthut,
Thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

*) Kama, der Gott der Liebe.

Tamajandri.

O wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
Hatte schaffend sich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfeßlerinnen
Feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattinn,
Legten, als sie die Gestalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erhoben sich der Wohllust Hügel,
Rund, wie Wilwamfrüchte, leise wallend
Wie der Ton der seufzendsüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoß er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Das Buch der gerechten Mitte,

und

Exempel der Tage.

Sineſiſch.

Aus der Adraſtea.

Das Buch der gerechten Mitte, Tshong Yong genannt a).

Was vom Himmel hinab dem Herzen angeformt ist, heißt die vernünftige Natur; was dieser Natur gemäß ist, heißt Regel; die Herstellung dieser Regel heißt Erziehung.

Sie darf keinen Augenblick mangeln; könnte sie mangeln, wäre sie nicht Regel. Ein Weiser also merkt und wacht auch auf das, was nicht gesehen wird; er fürchtet und scheut auch das, was man nicht höret.

Denn eben das Geheime und Feine ist tief versteckt; der vollkommene Mann spähet ihm nach im Innersten Seiner.

Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe sie aufschießen, gewähren einen Zustand der Ruhe, den man die Mitte nennt; aufgeschossen im rechten Maas, gemäß der Regel, heißen sie Eintracht. Mitte ist das große

a) Confucius Neffe hat es zusammen geordnet. Drei Uebersetzungen sind bei dieser Probe, die der Anfang des Buchs ist, gebraucht worden, des P. Intorcetta in den Relations de divers voyages, Par. 1672. T. IV. mit dem Commentar darüber in dem Confucius Sinar. Philosophus, Par. 1687, wo dies Buch der zweite Theil der Scientiae Sinicae magnae ist, und die umschreibende Uebersetzung in den Mémoires concernant l'histoire des Chinois T. I. p. 459. Der Name des Buchs heißt: Le juste milieu, oder Medium constanter tenendum. Gleichsam eine Sinesische Adraste a.

Fundament der Welt; Eintracht ist die Regel des Weltalls. Aus beiden entspringt der Bestand der Welt, aller Dinge Fortpflanzung.

Confucius spricht: der Vollkommene hält die Mitte; der Missethäter beleidigt sie. Jener hat und hält sie, weil er vollkommen ist, dieser beleidigt sie aus Frevel.

Confucius spricht: wie erhaben ist diese Mitte! Von längsther trafen und hielten Wenige sie.

Warum treffen und halten so Wenige diesen Weg? Die Rohen erreichen ihn nicht; die Klüglinge streben über die Mitte hinaus. Beide bleiben der Vollkommenheit fern; jene, weil sie die Regel nicht erreichen; diese weil sie über sie hinaus sind.

Alle Menschen essen und trinken; wenige schmecken. Wie zu beklagen ists, daß man die Mitte nicht kennet und hält!

Confucius spricht: Xua, der Kaiser, wie klug war er! Er fragte die Seinigen um Rath, prüfte auch die gewöhnlichen Antworten; zu bösen Rathschlägen schwieg er, die guten lobte er und wählte zwischen beiden äußersten, sein Volk zu regieren, die Mitte, das Beste. Dadurch eben ward er Xua, Der Kaiser.

Confucius spricht: Jedermann sagt: „Ich bin klug!" Sobald Leidenschaft ihn antreibt, geräth er in tausend Netze und Stricke; er fällt in die Grube und weiß nicht hinaus. Jedermann sagt: „Ich bin klug!" und wenn er von ungefähr die Mitte trifft, weiß er sie kaum Einen Monat zu halten. Hoei, mein Schüler, der war ein Mann! Hatte er irgend eine Tugend erreicht, er hielt sie vest, schloß sie in sich und ließ nie von ihr. Er hielt die Mitte.

Confucius spricht: Man kann Königreiche friedlich und glorreich regieren, Ehren und Gewinn ausschlagen,

auf nackten Schwertern einhergehn und doch noch fern von der Mitte seyn, fern von der Stärke, sie fest zu halten.

Was ist Stärke? fragte Zu-lu, Confucius Schüler. Confucius sprach: fragst Du nach Stärke der Nord- oder Südländer? oder was für Euch Stärke sey? Die Südländer setzen sie in Gelindigkeit und Sanftmuth. Sanft mit andern umgehen, auch die Widerspenstigen nie zu hart strafen, dies ist Ihnen Stärke, an der ihre Weisen halten. Die Nordländer setzen sie in Härte und Strenge. Auf Lanzen und Panzern schlafen, furchtlos sterben, ist ihnen Stärke; an der halten ihre Tapfern. Der Vollkommene bequemt sich andern und wird doch nie weich; mitten unter Gekrümmten stehet er aufrecht; o was gehört dazu für Stärke! Wenn im Reich Tugend und Gesetze gelten, nie stolz zu seyn; werden sie verachtet, sie nie zu verläugnen, selbst nicht mit Todesgefahr, o was gehört dazu für Kraft!

Confucius spricht: Verborgnes erforschen, Wundeswürdiges unternehmen, daß es die Nachwelt preise, ist mein Werk nicht. Der Rechtschaffene tritt den Weg an und verfolgt ihn; auf ihm stehen bleiben und ablassen mag er nicht. Der Rechtschaffene hält sich am Regelmaas der Mitte. Die Welt fliehen, weder gesehen noch erkannt werden und es nicht merken; dies vermag der Heilige nur.

Die Regel der Vollkommenen ist weit und zart. Männer und Weiber können sie wissen und doch noch ihre feinste Schärfe nicht kennen. Der Heilige selbst wird finden, was er nicht weiß, was er nicht thut.

Weisheit, wie glänzest du in Himmel und Erde! Noch will der Mensch dich verkennen und murrt über deine Gaben. So erkenne er dich dann mindestens in den erwählten Seelen, die du bewohnest. Die Welt ist zu klein für

ihre Tugend; die Bosheit der Welt zu schwach gegen dieselbe.

Der Adler schwingt sich in die Wolken; der Delphin stürzt sich in die Tiefe des Meers, so der Heilige. Er erhebe oder lasse sich nieder, so glänzt an ihm seine Tugend; er schreitet zum Ziel. Wie viel Schritte gehören dazu in den gemeinsten Pflichten! Von Kraft zu Kraft, von Tugend zu Tugend steigend kommt man zum Gipfel.

Erforsche den Menschen im Menschen; jede Kenntniß, die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde selbst, spricht der Dichter, nahm der Forstmann den Stiel zur Axt, die den Wald fällen sollte; vom Menschen lernt der Weise, wie er Menschen leite und beßre.

Fragt euer eigen Herz; beurtheilt nach Euch Andre. Die erste Regel der Weisheit ist, andern nie zu thun, was wir nicht wollten, daß sie uns thäten.

Wie weit bin ich noch davon entfernt, sprach Kieu. Ich fordre mehr von meinen Kindern, als ich meinen Eltern thue, mehr von meinen Untergebnen als ich meinen Obern leiste; ich erweise meinen ältern Brüdern nicht, was ich von meinen jüngern Brüdern erwarte; meine Freunde sind in meinem Herzen nicht das, was ich in dem ihrigen zu seyn wünsche. Glücklich ist der, der gerechter und treuer ist als ich; tausendmal glücklich, der es an jedem Tage in Thaten, jeden Augenblick im Wort ist! Dessen Worte der That, dessen Thaten den Worten ensprechen, der, wenn ihm diese zu Gebot stehen, sie nie aus vollem Munde schüttet, und wenn ihm an jenen etwas fehlet, sich Gewalt anzuthun das Herz hat; ein solcher Mann, stehet er nicht vest und sicher?

Der Vollkommene lebt seinem Stande gemäß und wünscht keinen andern. Reich und geehrt, arm und ver-

achtet, ein Verbannter, ein Bedrückter wird er seinem Stande gemäß sich würdig betragen, überall zufrieden mit seinem Schicksal. Reich und geehrt behandelt er die Untern nie unfreundlich; arm und niedrig schmeichelt er den Obern nie. Vervollkommnend sich selbst, sucht er nie die Schuld seiner Unfälle in Andern, und ist nie daher unwillig, nie unzufrieden. Aufwärts klagt er nicht über den Himmel; drunten beschuldigt er Menschen nicht. Im Ebnen weilt er, erwartend des Himmels Anordnung; indeß der Unverständige Willkühr verlangt und gefährliche Wege wählt.

Confucius spricht: Dem Schützen gleicht der vollkommene Mann; wenn er nicht traf, sucht er den Fehl in sich; in seinem Gewehr, in seiner Kunst, in sich.

Die nach Vollkommenem streben, beginnen einen langen Weg; aber vom Nächsten fangen sie an. Zum Höchsten streben sie hinauf, aber vom Nächsten. Erkennt der Pöbel das Nächste?

Die Ode singt:

Nicht lieblicher tönt die Harmonie der Laute,
Als der Gattin Sinn, die Eintracht liebt.
Wo Brüder mit einander friedlich wohnen;
Da wächst die Freude des Hauses. Seliges Haus,
Wo Deine Gattin sich an Söhnen und Töchtern
Und Enkeln erfreut, da freun sich Vater und Mutter
Harmonisch-glücklich im spätsten Alter noch.

Exempel der Tage a).

I.

Das gröſseste Uebel des Staats, die Ratte in der Bildsäule.

Hoan-Kong fragte einst seinen Minister, den Koang-Tschong, wofür man sich wohl in einem Staat am meisten fürchten müsse. Koang-Tschong antwortete: Prinz, nach meiner Einsicht hat man nichts mehr zu fürchten, als was man nennet: Die Ratte in der Bildsäule.

Hoan-Kong verstand diese Vergleichung nicht; Koang-Tschong erklärte sie ihm also:

„Ihr wisset, Prinz, daß man an vielen Orten dem Geiste des Orts Bildsäulen aufzurichten pflegt; diese hölzernen Statuen sind inwendig hohl und von aussen bemahlet. Eine Ratte hatte sich in Eine hineingearbeitet; und man wußte nicht, wie man sie verjagen sollte. Feuer dabei zu gebrauchen, getrauete man sich nicht, aus Furcht, daß solches das Holz der Statue angreife; die Bildsäule ins Wasser zu setzen, getrauete man sich nicht, aus Furcht, man möchte die Farben an ihr auslöschen. Und so bedeckte und beschützte die Ehrerbietung, die man vor der Bildsäule hatte, die — Ratte.

Und

*) So nennen die Sinesen ihre Staats- und Sitten-Erzählungen, die oft voll lehrenden Witzes und Scharfsinns sind.

Und wer sind diese Ratten im Staat? fragte Hoan-Kong. „Leute, sprach der Minister, die weder Verdienst noch Tugend haben, und gleichwohl die Gunst des Fürsten genießen. Sie verderben alles; man siehet es und seufzet darüber; man weiß aber nicht, wie man sie angreifen, wie man ihnen beikommen soll? Sie sind die Ratten in der Bildsäule.“

2.

Das Pferd und der König.

Kin-Tsong, der König von Tsi, hatte ein schönes Pferd, welches er besonders liebte. Durch ein Versehen des Stallknechts starb das Pferd; der König ward darüber so zornig, daß er eine Lanze ergriff, den Knecht damit zu durchbohren.

Glücklicher Weise war Yan-Tse gegenwärtig, der ihm also zusprach: „Prinz, bald wäre dieser Mensch des Todes gewesen, ohne von der Größe seines Verbrechens überzeugt zu seyn.“

„Ueberzeuge ihn also,“ sprach Kin-Tsong.

Darauf ergriff Yan-Tse die Lanze, wendete sich zum Verbrecher und sprach:

„Kind des Unglücks! siehe, das sind deine Verbrechen; höre sie sorgsam. Zuerst bist du Schuld am Tode des Pferdes, dessen Verpflegung dir der König aufgetragen hatte. Du mußt also sterben. Fürs andre bist du Schuld, daß der König mein Herr wegen des verstorbenen Pferdes sich so entrüstet hat, daß er selbst Hand an dich legen wollte. Siehe, das ist ein neues Verbrechen, größer als das vorige. Endlich muß es das ganze Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren, daß der König mein Herr um eines Pferdes willen einen Menschen getödtet hat; dadurch verliert er seinen guten Namen. Siehe, du Unglückssohn, das ist dein größtes Verbrechen; so viel andre Dinge ziehet es nach sich! Erkennest du es?“

„O laß ihn gehen! rief der König. Um seinet willen will ich meinen guten Namen nicht verlieren. Ihm sey vergeben.

3.
Der Verzweifelnde.

Als Kung-Tsee (Confucius) in seiner frohesten Jugend, begleitet von einer Menge junger Lehrlinge, an die Grenzen des Reichs Tsi, wohin er ehrenvoll eingeladen war, gelangte, hörte er die Stimme eines Verzweifelnden, der, unter einem Baume sitzend, sich selbst entleiben wollte. Er stieg hinab vom Wagen und redete ihn freundlich an. „Sohn des Unglücks, sprach er, entdecke mir, was dich quälet; vielleicht kann ich dir helfen. Ohne Zweifel erlittest du viel Gram.“ —

„Viel Gram, antwortete der Verzweifelnde und sah ihn zuerst stumm an. Deinem Mitleid will ich ihn erzählen und dann — sterben.“

„Von meiner Jugend an studierte ich; dann wollte ich reisen. Ich reisete, verließ mein väterliches Haus, irrete alle Königreiche zwischen den vier Meeren durch, kam zurück; da starb mein Vater, da starb meine Mutter, für die ich nichts gethan hatte. — Erster Gram.“

„Auf meinen Reisen hatte ich gesucht, Weisheit zu erlangen, Menschen erkennen zu lernen. Ich glaubte, ich wäre so weit, mich und andre zu führen. Als die Zeit der Trauer vorbei war, reisete ich, bot dem Könige von Tsi meine Dienste an; und er verschmähete sie; er wollte mich sogar nicht anhören. — Zweiter Gram.“

„Ich hatte Freunde in meinem Vaterlande und in der Fremde; ich glaubte, daß ich mich auf sie verlassen könnte. Verschmäht vom Könige wandte ich mich zu ihnen,

und fand bei ihnen, statt mitleidiger Freundschaft, Gleichgültigkeit und Verachtung. — Dritter Gram.“

„Endlich der grausamste von allen. Ich hatte einen Sohn, die erste Frucht meiner jugendlichen Ehe; und dieser Sohn, statt seine kindliche Pflichten gegen mich zu erfüllen, irrt in der Welt umher, spricht, daß er weder Vater noch Mutter habe.“ —

„Das Alles stellte sich meiner Seele in letzter Nacht so schwarz dar. „Wie? sprach ich zu mir, Du wolltest ein Weiser seyn und andre zur Weisheit führen; Du glaubtest dich über die Pflichten gemeiner Menschen erhoben, und warst weder ein guter Sohn, noch ein guter Unterthan: denn Du hast nichts gethan, weder für deine Eltern, noch für deinen Fürsten, noch für dein Vaterland, noch für die Gesellschaft. Kein guter Vater warst Du sogar, da Du die Erziehung deines Sohnes vernachlässigtest und ihn zum schlechten Menschen machtest.“ — Dies Alles sagte ich mir, haßte mein Leben, und begab mich an diesen einsamen Ort. Laß mich sterben.“

„Freund, sprach Kung-Tsee, nicht also. Das gröste Uebel des Lebens ist, am Leben zu verzweifeln; der Schade ersetzt sich nie. Vom ersten Fußtritt an in dein Leben hast Du dich verirret; Du wolltest ein Weiser werden, eh' Du ein Mensch warst. Die nächsten Pflichten um dich mußtest Du erfüllen, ehe Du in die entferntern tratest; daher alle dein Unglück.“

„Indeß, mein Freund, halte nicht Alles verlohren. Ein heiliger Spruch ist allen Lebenden in die Brust geschrieben, und hat sich durch alle Jahrhunderte bewähret; an ihn glaube! „So lange man lebt, muß man an nichts verzweifeln!“ Auf, Freund! Traurigkeit verwandelt sich in Freude. Kehre zurück ins Leben und kenne

von jetzt an seinen Werth. Nutze jeden Augenblick desselben und Du wirst, belehrt durch deine eigenen Fehler, weise und glücklich werden."

Gerührt wandte sich Kung-Tsee zu seinem Heer junger Schüler, die alle Weise werden wollten, und sprach: „lernt an fremdem Unglück."

Er stieg in seinen Wagen, und bald sahe man die Zahl seiner Schüler um dreizehn vermindert. Sie entfernten sich still und giengen hin, Menschen zu werden, ehe sie Weise und ehe sie Gelehrte wurden. Auch der Verzweifelnde ermannte sich und kostete, neuverjüngt, den erquickenden Trank des Lebens.

4.

Der Drache und der Strom.

Als Kung-Tsee sich im Reiche der Tscheus aufhielt, besuchte er den berühmten Stifter der Sekte Tao, den Philosophen Lao-Kium. Auf einem Ruhebett empfing ihn dieser und bewegte sich kaum, als Kung-Tsee mit einigen seiner Schüler vor ihn trat. „Ich habe von Euch sprechen hören (redete er Kung-Tsee an); man sagt, daß Ihr die Maximen der alten Könige, Weisen und Gesetzgeber den Menschen unserer Zeit einprägen wollt und Euch deßhalb viel Mühe gebet. Nutzlose Mühe! Menschen ins Leben zurückzurufen, die nicht mehr sind! Der Weise bekümmert sich um sich selbst und um die Zeit, worinn er lebet. Ist diese ihm günstig, so nutzet er sie; wo nicht, so ziehet er sich in die Stille, und läßt die Welt gehen, wie sie geht. Wer einen Schatz hat, theilt ihn nicht jedermann mit; er bewahrt und nutzt ihn für sich selbst. Mache es auch also, junger Mann; so handelst du weise. Jetzt scheinet es, bist du anmaaßend. Was sollen uns die Muster der Alten?“

So fuhr Lao-Kium fort; Kung-Tsee hörte aufmerksam zu und als er sich wegbegeben, sprach er zu seinen Begleitern, die ihn um sein Urtheil vom Weltweisen Lao-Kium fragten: „Gesehen habe ich den Lao-Kium, kenne ihn aber eben so wenig, als — den Drachen a). Der Fisch, weiß ich, schwimmt; das Thier der Erde geht

a) Der Drache ist das Sinnbild der höchsten Weisheit und Macht im Kaiserthum Sina.

oder kriecht; die Vögel fliegen; was der Drache thut, weiß ich nicht. Auch wie man Thiere, Fische, Vögel fängt, weiß ich etwa; aber wie man den Drachen fängt, habe ich nie noch erforschet.“ —

So sprach er und kam an einen Strom, vor dem er, wie andächtig, stille stand. „Seht, sprach er, die rinnenden Wellen! Sie rinnen Nacht und Tag, bis sie sich alle im großen Weltmeer vereinen. So wir. Von Yao und Schuns Zeiten kam die Lehre der Weisheit zu uns herab; lasset uns andern sie geben, damit diese auf ihre Nachkommen sie fortpflanzen bis ans Ende der Zeiten. Wir haben empfangen, wir wollen geben und uns nicht zu den Weisen zählen, die für sich allein da sind. Das Wenige, das wir mittheilen können an Wissenschaft und Tugend, wird uns nicht arm, sondern in Andern reich machen. Menschen und Zeiten sind für einander; der fabelhafte Drache lebe für sich allein. Denkt daran, Freund! Wir sind die Wellen im Strome der Zeiten.“

5.

Der Vogelsteller.

Auf einem Spaziergange kam Kung-Tsee mit seinen Schülern an einen Vogelheerd; sie sahen dem Vogelsteller zu, wie er die im Netz gefangenen Vögel in Käfichte vertheilte. Es waren junge Vögel; ängstlich suchten sie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich sehe lauter junge Gefangene, sprach Kung-Tsee zum Vogelsteller; wo sind die Alten?"

„Die Alten? sprach dieser; die sind zu klug und mistrauisch, als daß sie sich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken sie umher und nahen keinem Netz, keinem Käficht. Die jungen, die sich zu ihnen halten, machen es wie sie und entgehen jeder Gefahr. Nur die Vorwitzigen, die sich von ihnen trennen, fängt man, und einige Alte etwa, die den jungen nachfliegen."

Kung-Tsee sah seine Schüler an: „habt ihr gehört, was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen. Anmaaßende Kühnheit, ungemessenes Zutrauen auf sich, Stolz auf die kleine Wissenschaft, auf das wenige Verdienst, was sie erlangt hat, treibt unvorsichtig die Jugend ins Verderben. Sie versteht Alles, sie ist über nichts verlegen. Keinen Aeltern darf sie zu Rath ziehen, da sie alles besser weiß, als die Alten. So fliegt sie ihren eignen Weg, ins erste beste Netz, das sie auffängt."

„Einige Alte bewundern die aufsprühenden Funken

der Jugend, vertrauen sich ihr, folgen ihnen sogar, reden und handeln wie sie, und finden am Ende sich mit ihnen in Einem Netz gefangen; das thörichte Alter neben der thörichten Jugend. Denkt, meine Freunde an das, was der Vogelsteller sagte.“

6.

Die Klagende.

Mit zwei oder drei seiner Schüler reisete Kung-Tsee durch das Gebürge Tay-Tschan. Sie hörten eine klagende Stimme in den Gebürgen; sogleich ward Tsee-Kung gesandt, sich um die Ursache des Jammers zu erkundigen. Er kam zurück mit der Antwort:

„Es ist die Stimme einer Unglücklichen. Ich bin, sprach sie, ein Weib, die der Schmerz verzehrt. Drei geliebte Personen habe ich in dieser Wüste verlohren, meinen Schwiegervater, meinen Gemahl und meinen Sohn; alle drei zerfleischte hier ein Tiger."

„Und du wagest dich hieher? sprach ich zu ihr. Fürchtest du nicht auch, daß dich der Tiger verzehre? Warum an einem so gefährlichen Orte wohnen, in den Gebürgen? Wähle dir einen andern."

„Das geschieht nie, antwortete sie. Im Flecken, wo ich wohne, herrscht Freundschaft und Erbarmen; man stehet einander bei, man hilft sich und genießt Friede. In der Ebne, habe ich gehört, sind die Menschen feindselig zu einander und böse; in den Gebürgen hier lebt man einträchtig und glücklich. Ach lieber in die Klauen des Tigers fallen, als in die Hände und Zähne böser Menschen! Ich kam hieher, den Tod der Meinigen zu beweinen, meinem Schmerz Luft zu schaffen und meinen Thränen. Laß mich fortweinen! Es ist Schmerz, was aus mir klagt; kein Murren, keine Beschwerde gegen den Himmel." Sie wandte sich von mir, und dort — seufzet sie noch."

Gerührt saß Kung-Tsee in seinem Wagen, unbeweglich. „Die Unglückliche, sprach er endlich, sollte allen Unglücklichen ein Muster seyn, zu klagen, ohne sich zu beklagen, durch Thränen sich Linderung zu verschaffen, nicht murrend sich zu empören. Sie hat sich den Gesetzen des Himmels unterworfen, und sagt uns über Tiger und Menschen eine traurige Wahrheit. Aber sie spricht auch von guten Menschen in diesen Gebürgen; wohlan, Freunde, wir wollen sie besuchen, uns ihrer freuen und uns über die Menschen in der Ebne trösten.“ So fuhr er weiter.

7.

Die Katze und die Maus.

Als Kung-Tsee einst von seinem Nachmittagsschlummer erwachte, nahm er seiner Gewohnheit nach das Instrument Kin sogleich zur Hand, griff aber auf ihm so leise, schwache, und wie es seinen Schülern vorkam, traurige Töne, daß diese, die im Vorzimmer waren, ihn für krank oder mißmuthig hielten. Bestürzt trat Tseng-Tsee zu ihm, und entdeckte ihm seiner Freunde Besorgniß.

„Ich danke Euch für Eure Theilnehmung an meinem Befinden, sprach Kung-Tsee, und eben so für die Aufmerksamkeit, die Ihr auf die Töne der Musik wendet. Sie sind nicht leer-verhallende Lufthauche, die einige Augenblicke dem Ohr schmeicheln, sodann aber ohne Spur verschwinden; Griffel sind sie, die der Seele eingraben, was durch sie gesagt werden sollte. Aber beruhigt Euch. Meine Töne waren nur schwach, nicht traurig. Eben sah ich, als ich erwachte, die Katze und eine Maus in gegenseitiger Aufmerksamkeit auf einander. Den Ausgang dieser Aufmerksamkeit wollte ich erwarten und beide Partheien darinn nicht stören: darum griff ich die Töne so leise."

„Nicht wahr, meine Freunde, Ihr würdet nie auf diese Ursache gekommen seyn, wenn Ihr mich nicht gefragt hättet? Ihr hättet mir vielleicht gar eine wichtige Materie, eine schwere Aufgabe Schuld gegeben, die mein Inneres beschäftigte? So geht es bei tausend Vermuthungen im Laufe des Lebens. Trauet ihnen nie blind, schreibt keiner

Zerstreuung, keiner gedankenvollen Miene zu viel zu, die vielleicht auch nur an die Katze und Maus denket. In allen Vermuthungen aber, die euch, vielleicht vergebens, ängstigen, grübelt nicht für euch selbst, sondern wo es seyn darf, fraget."

8.

Der Eimer.

Auf dem großen Platz, worauf uralters der Kaiser der Tscheu's mit seinen Großen über die Wohlfahrt des Reichs rathschlagete, war in der Mitte ein Brunn, und neben dem Thron stand ein Eimer. Als Kung-Tsee diesen alten Reichspallast durchging, fragte er den Mandarin, der ihm seine Denkwürdigkeiten erklären sollte, um die Bedeutung des Eimers. „Der Eimer heißt Y, sprach der unwissend-stolze Mandarin, d. i. Werkzeug der Verzeihung. Verzeihen soll der Sohn des Himmels, der Kaiser; dies ist seine erste Tugend."

„Kung-Tsee, lächelnd über die Auslegung sowohl als über die Staats- und Sittenlehre, trat zum Brunnen mit dem Eimer. Sanft ließ er ihn hinab, und da der von Binsen geflochtene Eimer leicht war, schwamm er auf der Oberfläche des Wassers, kein Tropfe kam in ihn. „Leeret ihn aus, sprach Kung-Tsee zu den Nächsten, die um ihn standen." Ausleeren? sagten diese; er ist leer!" —

„Also, fuhr Kung-Tsee fort, muß man es auf eine andre Art angreifen, wenn man in diesem Gefäß Wasser aus dem Brunnen haben will." Mit Macht ließ er ihn von der Höhe hinab in den Brunnen werfen. Der Eimer füllte sich und ging unter. „Wo ist er?" sprach Kung-Tsee und sah in die Tiefe, als ob er ihn mit den Augen suchte. „Vergebens suchst du ihn, rief man ihm zu; der Brunn ist tief, er liegt am dunkeln Boden."

Da zog Kung-Tsee den binsenen Eimer empor, leerte ihn und sprach: „Jetzt will ich die wahre Art zeigen, diesen Eimer zu füllen und zu gebrauchen.“ Langsam, doch kräftig ließ er ihn am Seil, woran er hing, nieder; im Gleichgewicht schwebte der Eimer halb über-halb unter dem Wasser, und füllete sich zur Hälfte. „Seht, sprach er zu den Umstehenden, das Bild einer guten Regierung und überhaupt des Glücks in allen Dingen. Ein Fürst, der die Geschäfte zu weich angreift, bringt keines zu Stande; eine Obrigkeit, ein Hausvater, der seine Untergebne nach Belieben schalten und walten läßt — sie sind der obenhin schwimmende Eimer, in dem kein Tropfe Wassers war.“

„Dagegen. Uebereilt und übertreibt man alle Geschäfte; handelt man leidenschaftlich, im Zorn oder in andern Affekten, so wirkt man freilich mächtig, gewiß aber auch verderblich. Das war der Eimer, den man hoch hinab mit aller Gewalt in den Brunnen stieß; er füllte sich gleich, ging aber auch unter. Man sah nicht mehr, wo er war.“

„Ein Regent, eine Obrigkeit, ein Hausvater, jeder Mensch endlich, der auf seinem Platz zu stehen weiß und ihn würdig ausfüllt; nie zu gelinde, nie zu strenge, nachgebend und kräftig, fordernd das, was ihm gebührt, auf die leichteste Weise — Er ist der halbgefüllte Eimer, im Gleichgewicht schwebend. Er schwamm nicht unnütz über den Wellen, noch sank er überfüllt zur Tiefe hinunter. Dies ist der Sinn des binsenen Eimers am Thron. Uralters that man bei jeder Thronbesteigung vor dem neuen Monarchen, was ich jetzt gethan habe, und zeigte ihm damit das einzige Mittel, sein Reich glücklich und wohl zu regieren; die Mitte, das Maas. Ich habe nur einen alten Gebrauch ausgelegt; nutze ihn jeder nach seiner Weise.“

Bescheiden trat er zurück; der Mandarin schämte sich; die Umstehenden gaben ihm Beifall. Er selbst nutzte diese Erfahrung, bauete seine Sitten- und Staatslehre darauf; er schrieb sein Buch Tschong-Yong, die rechte Mitte. Gleichschwebend senkte er den binsenen Eimer in den Brunnen der Weisheit.

9.

Die veränderte Zeit.

Als Kung-Tse (Confucius) seine Staatsbedienung im Königreich Lu niedergelegt hatte, und, um anderswo nützlich zu werden, durch mehrere Provinzen zog, begegnete ihm im Königreich Tsu ein Einwohner desselben, Tse-Yu. Um Staatsbedienungen zu entgehen, stellte dieser sich schwach; so ging er neben dem Wagen des Kong-Tse und sang:

„Adler! Adler! wohin ist dein scharfer Blick?
Da das Reich einst blühete, sah man dich;
Du verschwandst, als seine Größe sank,
Und unterschiedst die Zeiten.

Anjetzt, zu welcher Zeit,
Zu welchen Sitten erscheinest Du?
Das Vergangene ruft niemand zurück;
Doch in die Zukunft kann man schaun,
Und sie durch Vorsicht ändern.

Adler, fleuch!
Wer jetzt am Ruder steht,
Darf weder seiner Würde Glanz behaupten,
Noch ist sein Name sicher, sein Glück und sein Leben selbst."

Confucius stieg vom Wagen, wollte ihn sprechen; er war aber im Gedränge verschwunden.

* * *

Er reisete weiter, aus dem Königreich Tsu ins Königreich Tsai, und kam an einen Strom. In einiger Ferne

sah er zwei Feldarbeiter; zu denen schickte er seinen Schüler Tsu-lu, um sich nach einer Furt durch den Strom zu erkundigen. Scham-Tsu (so hieß der Eine) fragte: „wer der Mann im Wagen sey?" und als er Kung-Tse nennen hörte, sprach er: „Der fragt mich? Hat er den Fluß nicht schon genug hin und her erprobet?" Er trieb seine Ochsen an und zeigte ihm die Furt nicht.

Tsu-lu ging zum andern. Kie-Nie (so hieß er) als er den Namen Kung-Tse hörte, hielt er den Pflug still und sprach zu Tsu-lu: „Freund, wenn ich unsre Zeiten und Sitten betrachte, so dünken sie mir ein herabstürzender Strom, den niemand hemmen mag; je tiefer hinab, desto reißender wird er und stärker. Euer Lehrer reist hin und her, Staatsübeln zu steuren, statt der Verwirrung Ordnung herbeizuführen und eine gute Regierung; vergebens mühet er sich. Die Zeiten werden ärger und ärger. Und Ihr, was ziehet ihr mit ihm? Thätet ihr nicht besser, zu mir zu kommen, der ich mich Ehren und Würden entzog, und hier mein Feld pflüge." Er trieb seine Ochsen an, und zeigte ihm die Furt nicht.

Tsu-lu ging zum Wagen zurück, wiederholte seinem Lehrer, was diese beiden Ackerleute gesagt hatten: „Wie? (sprach Kung-Tse seufzend) ists so weit, daß der Mensch, statt mit Menschen, mit Ochsen und Vögeln lebe? Wohnt nicht jede Gattung bei ihres Gleichen? und ist dies nicht Naturordnung? Wenn ich mit den verschiednen Völkern meines Landes nicht leben darf, mit wem soll ich dann leben?"

„Man sagt und klagt, daß Zeiten und Sitten böse sind und schlechter werden; wären sie gut, so dürfte ich nicht umherreisen, sie zu bessern." Er suchte sich eine Furt durch den Fluß und fuhr weiter.

* * *

Tsu-lu blieb auf dem Wege zurück. Er begegnete einem Greis, der einen Korb auf seinem Stabe trug. „Begegnetet Ihr keinem Wagen?“ fragte er den Alten. „Ei, sprach dieser, Ihr seyd ein junger, starker Mann; Ihr solltet etwas besseres thun, als Eurem Meister nachziehn. An ihn denket Ihr allein, und wisset übrigens kaum Reis und Erbsen, Gerste und Weizen zu unterscheiden.“ Hiemit setzte er den Korb nieder, und jätete Unkraut aus auf seinem Ackerlande.

Tsu-lu setzte sich zu ihm, und erfuhr, daß auch er, einst ein Staatsdiener, sich der Zeiten wegen, hieher aufs Land gezogen habe. Er führte ihn in sein Haus, wo Alles wohl eingerichtet war, stellete ihm seine Kinder vor, bewirthete ihn und ließ ihn, mitleidig über die Mühe, die sich Kung-Tse gebe, von sich. Als Tsu-lu seinen Meister wieder fand, erzählte er ihm alles; Kung-Tse aber schickte ihn zurück an den ländischen Weisen und ließ ihm sagen: „Wenn verständige und geschickte Männer sich dem Staat entziehen, handeln sie darinn recht oder unrecht? Deine Kinder erziehst du zu guten Sitten; hast du keine Pflichten gegen die Verfassung, die dich erzog? Du zerstörst also an deinem Theil die große Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Nicht um sich zu bereichern, noch um sich zu erheben, sondern um gerecht und billig zu seyn, dient ein Weiser dem Staat.“ Tsu-lu kam mit dieser Antwort in das Haus des Greises; der war aber nicht daheim, sondern auf dem Felde bei seiner Arbeit.

10.

Die beste Art der Vorstellung.

Tschuang-Vang, König von Tsou, entschloß sich, einen ungeheuergroßen Wall aufführen zu lassen. Diese unnütze Arbeit foderte viele Kosten und eine ermattende Mühe der Soldaten und Landleute; mehrere Reichsbeamte thaten also dagegen Vorstellung, aber umsonst. Der hohe Wall ward betrieben.

Tschu-yu-ki, ein Mann von Geist, der sich aufs Land begeben hatte, erfuhr, was bei Hofe vorging, und indem er den Acker bauete, sprach er mit seinem Pfluge: „Pflug! ich will hingehen und den König sehen!“ Und antwortete sich selbst im Namen des Pfluges: „wie? bist du deines Lebens satt? So viel große und verdiente Männer sind mit dem Tode belohnt worden, und Du? — Er antwortete sich selbst wieder: „Ei, wenn die vornehmen Herren hinter dem Pfluge gegangen wären wie ich, würden sie es vielleicht anders gemacht haben.“ Sofort ließ er den Pflug stehen, und ging, dem Könige seine Meinung zu sagen.

Kaum trat er hinein, so sprach der König, der ihn kannte: „ohne Zweifel will mir Tschu-yu-ki auch eine Vorstellung thun!“

„Gewiß nicht, gnädiger Herr, (sprach dieser) wie käme mir das in den Sinn? Zwar ist mir nicht unbekannt, was man zu sagen pflegt, daß große Herren auch gnädige Herren seyn müssen. Eben so wahr ists auch, daß, wie nur eine gute Erde den Thau aufnimmt, von dem sie befruchtet

wird, und nur ein gerades Holz zu einem Richtmaas taugt, also auch weise und tugendhafte Regenten gerne Vorstellungen hören. Wahr ist es auch, daß die Leute reden, als ob Eure Majestät ein Werk unternommen, das Dero Unterthanen zu großer Last gereichet. Aber wer bin Ich, der ich Eurer Majestät Gegenvorstellungen thun wollte? Nein, sage ich nochmals, das sey ferne von mir."

Drauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Dienern des Kaisers, und fuhr also zu reden fort: „So unwissend ich auch bin, habe ich doch sagen hören, daß der König von Yu um sein Reich gekommen, weil er dem Rathe des Kong-Tschi-Ki nicht gefolget. Aus eben dem Grunde ward Tsin eine Beute des Königes von Tsu. Auch Son würde den Tsao nicht überwältigt haben, wenn dieser dem Hi-su gefolgt wäre. Kurz, wir zählen drei Kaiser und sechs Könige, die darum zu Grunde gegangen, weil sie die Vorstellungen kluger Leute nicht leiden konnten." Kaum hatte er dies gesagt, so eilete er zur Thür —

Aber der König ließ ihn zurückholen. „Seyd ohne Furcht, sprach er; Eure Vorstellung hat Eindruck auf mich gemacht. Was mir bisher gesagt ward und wie es mir gesagt ward, reizte mich zum Zorn; Ihr sagtet mir nichts, das mich hätte entrüsten können. Ihr habt mir Exempel vorgehalten, die eben so wahr, als treffend sind; ich stehe von meinem Vorhaben ab," und sogleich ward Befehl gegeben, die Arbeit liegen zu lassen. Ja was noch mehr, der sonst so unleidliche Gebieter machte bekannt, daß er die als seine Brüder ansehen würde, die ihm nützliche Vorstellungen übergäben. Im ganzen Reich erwarb ihm dies Ruhm und Zutrauen; das Volk pries ihn in Liedern, und — diese Aenderung hatte ein Landmann bewirket.

II.

Der Stärkere über den Starken.

Als der König von U den Vorsatz gefaßt hatte, die Staten von King anzugreifen, und seinen Vorsatz öffentlich bekannt machte, ließ er zugleich wissen, daß, wer ihm deßhalb eine Gegenvorstellung zu thun wagte, es mit dem Leben büßen sollte.

Tsao-y-Tse, der die Gefahren dieses Feldzuges einsah, sann auf ein Mittel, sie dem Könige zu zeigen. Er ging deßhalb mit seinem Bogen früh in den Garten; der Morgenthau durchdrang sein Kleid, und als er in der gewöhnlichen Stunde mit andern im Dienst vor den König trat, bemerkte es der König. „Woher bist Du, fragte er, so naß und triefend?"

„Prinz, antwortete er, ich komme eben aus dem Garten, wo ich etwas Sonderbares gesehen habe. Eine Heuschrecke saß auf dem Baum, die, als sie sich am Morgenthau erlabt hatte, fröhlich ihren Gesang anstimmte. Hinter ihr saß ein Heuschreckenfresser, den sie nicht sah; hätte sie ihn gesehen, sie würde so ruhig nicht gesungen haben. Ich aber sah den Heuschreckenfresser; verstohlen schlich er herbei, lauerte auf sie, und glaubte sie schon ertappt zu haben. Er sah den über ihm schwebenden gelben Vogel nicht, der auf ihn Jagd machte; ich aber sah den Vogel. Schon längte er seinen Hals, den Heuschreckenfresser zu verschlingen, und sah mich nicht, der unter dem Baum stand und eben — den Pfeil auf ihn abdrücken wollte. In-

dem ich' dies Alles sah, dachte ich bei mir selbst: „ihr armen Thiere! Alle beschäftigt mit der nahen Beute, glaubt ihr derselben schon gewiß zu seyn, und seht die Gefahr nicht, die über euch schwebet. Sähet ihr sie; ihr vergäßet der Beute, und eiltet, euch selbst zu retten und euer Leben."

„Ich weiß, was Du sagen willst, sprach der König. Man lasse das Reich King in Ruhe; wir haben mit uns zu thun.

12.

Eigne und fremde Schuld.

King-Tsong, König von Tsi, (Er, der den Aufseher seines Lieblingspferdes mit eigner Hand erstechen wollte,) a) als er eines Tages reichlich getrunken hatte, warf seinen Königsschmuck bei Seite, setzte sich nachläßig hin, ergriff ein musikalisch Instrument und fragte, die um ihn waren: ob ein tugendhafter König sich nicht auch ein Vergnügen machen dürfe? „Warum nicht?“ antworteten sie insgesamt. „Wohlan, sagte King-Tsong, so laßt eilig den Wagen anspannen und Yen-Tse herholen, daß er an unserer Freude Theil nehme.“

Sogleich erschien Yen-Tse, in Ceremonien-Kleidern. „Wir haben es uns bequem gemacht, (sagte der König, als Yen-Tse vor ihn trat,) vergessen der Geschäfte und genießen eine fröhliche Stunde. Habe es auch so gut wie wir, Yen-Tse, lege ab deine Kleider.“ „Vergeben Sie mir, gnädiger Herr, sprach Yen-Tse, das darf ich nicht; es ist wider unsre Gebräuche. Man nimmt es für eine Regel an, daß ein Kaiser, der sich selbst vergißt, das Reich nicht lange behalten könne; dies gilt auch von Königen, Fürsten, Dienern des Staats und Hausvätern. Im Tschi-kung heißets: es sey einem Menschen besser, daß er jung sterbe, als daß er die Gebräuche beleidigt.“

King-Tsong ward schamroth, stand auf, und sagte: „ich bin ein Mensch ohne Wohlstand, ich gestehe es; aber

a) Siehe S. 258.

woher kommts? Weil ich solche Leute um mich habe. Sie haben alle an meinem Fehler Theil."

„Prinz, antwortete Yen-Tse, ihr Antheil an diesem Fehler wird so groß nicht seyn. Wenn ein Regent die Gebräuche in Ehren hält, so sind die ihm Gleichgesinnten gern um ihn; die andern gehen ihm gern aus den Augen. Eben so natürlich geschieht das Gegentheil, wenn der Regent sich vergißt. Strafen Sie ja nicht Ihr Versehen an Fremden." „Du hast Recht," antwortete King-Tsong, legte seine königlichen Kleider wieder an, dankte Yen-Tse und ließ ihn wieder heimfahren; gab auch fortan auf sich Acht und genoß von denen, die um ihn waren, Achtung.

13.

Der treue Diener, auch im Tode.

„Die Fehler der Regenten, sagt Lieu-hiang, sind alle von Folgen; es sind Schritte, die dem Verderben entgegenführen. Solche Fehler sehen und dazu schweigen, wenn man berechtigt ist dagegen zu reden, ist eben so viel als die Wohlfahrt seines Herrn nicht lieben, mithin kein getreuer, eifriggesinnter Diener seyn.“

„Dieser Eifer aber hat seine Grenzen. Die allgemeine Regel ist, daß, wenn man dreimal Vorstellung gethan und nicht gehört worden ist, man sein Amt niederlege und sich entferne. Geschieht dies nicht, so setzt man Ehre und Leben in Gefahr; ein Verlust, dem man billig zuvorkommen sollte. Schweigt man dagegen, wenn ein Regent große Fehler begeht, so setzt man Ihn samt dem Staat in Gefahr; dann muß man bei einem wahren Eifer sein Leben selbst nicht achten. Nur darauf kommt es an, daß man das Gemüth des Herren kenne, die Umstände reiflich erwäge und sich Alles zu Nutz mache, sowohl sich selbst zu sichern, als dem Regenten und dem Staat nützlich zu seyn.“

Lin-Kong, als er den Staat von Uei regierte, bediente sich in geheimen Geschäften des Mi-tse-toan, der ein Mensch ohne Verdienste und Tugend war, dagegen der verständige und tugendhafte Kiu-pe-yu keinen Antheil daran haben durfte. Su-tsiu, damals Minister, gab sich alle Mühe, jenen zu entfernen, diesen dem Prinzen zu nähern; alles aber umsonst. Als er dem Tode nahe war, rief er seinen Sohn zu sich und sagte: „ich befehle dir hie-

mit, daß nach meinem Tode die Trauerceremonien am gewöhnlichen Orte nicht gehalten werden, ich bin dieser Ehre nicht werth. Ich bin nicht so geschickt gewesen, meinem Herrn den wichtigsten Dienst zu leisten, den Mi-tse-toan von ihm zu entfernen. Wähle also nur den nördlichen Saal dazu; und auch der ist zu viel für mich.

Als Su-tsiu todt war, erschien der Fürst bei der Trauerceremonie. Da er sahe, daß man nicht den gewöhnlichen Saal dazu gewählet, fragte er den Sohn um die Ursache, der ihm dann Wort für Wort erzählte, was der Vater auf seinem Todtenlager gesagt und verordnet. Liu-tong stampfte mit dem Fuß, veränderte die Gestalt und sagte, gleich einem, der aus tiefem Schlaf erwacht: „mein Lehrer hat sich in seinem Leben umsonst bemüht, mir einen treuen Diener zu verschaffen und einen Böswicht von mir zu entfernen. Er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, und selbst nach dem Tode ein Mittel gefunden, seine Vorstellung an mich zu wiederholen. Das heißt ein unermüdeter Eifer.“ Augenblicklich ließ er den Saal zu den Ceremonien ändern, schafte den Mi-tse-toan weg und nahm den Kiu-pe-yu zum Minister an. Das ganze Reich freuete sich über diese Veränderung und befand sich dabei wohl.

14.

Die Stiefmutter.

Unter der Regierung des Sven-Vang fanden die Wächter des Schlosses einen eben erschlagenen Mann auf dem Felde, und einige Schritte davon zwei Brüder, die man als wahrscheinliche Urheber des Mordes gefänglich einzog. Da der Todte nur Eine Wunde hatte, die also auch nur Einen Thäter vermuthen ließ, entstand die Frage, welcher von beiden der Thäter sey? Keiner der Brüder wollte die Schuld auf den andern kommen lassen; jeder sagte: „Er sey der Mörder." Die Sache kam vor den König.

„Beiden das Leben zu schenken, sprach er, hieße Mördern Gnade widerfahren lassen; beide tödten zu lassen, da nur Einer den Mord verübt haben kann, wäre wider die Gesetze und grausam. Am besten muß sie die Mutter kennen; Einer muß sterben; ihr Urtheil entscheide."

In Thränen brach die Mutter aus, da ihr der Befehl des Königs überbracht ward. „Indessen, wenn ich wählen soll und muß, sprach sie, so sterbe — der Jüngste. Der Aeltere lebe."

Der Richter wunderte sich, daß wider die Gewohnheit der Mütter, die den Jüngsten gewöhnlich am meisten lieben, diese Mutter den Aeltesten wähle; darauf sprach sie also: „Der, dem ich das Leben rette, ist nicht mein leiblicher Sohn; er war meinem verstorbenen Mann in der ersten Ehe gebohren. Ihn wie meinen Sohn zu achten, versprach ich dem Vater, und habe bisher mein Wort gehalten. Ver-

letzen würde ichs, wenn ich jetzt zum Schaden des Aeltesten aus Mutter-Zärtlichkeit mein Kind, den Jüngsten, wählte. Ich fühle, was mir die Wahl kostet.“ Weinen und Seufzen erstickten die Worte.

Als dem Könige die Wahl der Mutter berichtet ward, schenkte er beiden Söhnen das Leben.

15.

Umgang der Jünglinge.

King-kuang, eine edle Frau, hatte nach dem Tode des Gemahls ihren Sohn Uen-pe sorgfältig erzogen. Sie ließ ihn studiren, und als er nach geendigten Studien wieder nach Hause kam, gab sie auf sein Betragen Acht, vorzüglich auch mit wem er umginge. Da sie sah, daß alle seine Gesellschafter ihm mit ungemeiner Höflichkeit begegneten, schloß sie daraus, daß sie an Jahren so wenig als sonst ihm gleich seyn müßten, mithin Er von ihnen nichts lernen könne.

Also als einst sich die Gesellschaft entfernt hatte, sprach sie zu ihrem Sohn: „Als Kaiser Vu-vang einst aus dem Audienzzimmer trat, ging ihm Eins seiner Kniebänder los, sein Strumpfband fiel nieder. Er sah um sich und ward keinen gewahr, dem er glaubte, befehlen zu können, daß er ihm das Strumpfband aufhübe; lauter verdiente, ehrwürdige Männer waren seine Gesellschaft. Er bückte sich daher schnell und hob es selbst auf. Huen-kung hatte fortwährend drei Freunde um sich, und außer ihnen fünf Bediente, die auf seine Fehler Acht geben mußten. Er hörte sie an, und jeden, der ihm darüber etwas sagte. Tscheu-kong ehrte die Alten; er besuchte sie in ihren Häusern auch in den kleinsten Strassen und schickte ihnen von seiner Tafel. Diese drei großen Männer waren Prinzen und betrugen sich also. Dadurch ward es ihnen leicht, ihren Rang zu vergessen und täglich vortreflicher zu werden. Ihr hingegen,

mein Sohn, so jung und noch ohne Bedienung, ihr machet es anders. Ich sehe lauter Leute um Euch, die Euch in allem weichen, Euch für ihren Obern erkennen; ohne Zweifel alle jünger als ihr, und noch nicht einmal so weit gekommen, als Ihr kamet. Was kann euch ein solcher Umgang nützen?"

Uen-pe nahm den Verweis mit Dank an und änderte seine Gesellschaft. Er hielt sich fortan zu ältern, verständigen, wichtigen Männern, begleitete sie und war die Stütze, worauf sie sich lehnten. King-kuang, seine Mutter, hatte darüber große Freude. „Sehet meinen Sohn, sprach sie; jetzt bekommt er seine rechte Gestalt; er wird ein Mann."

16.

Der Ich-Philosoph.

Eines Tages ging Uang-yong-ming mit einigen seiner Schüler durch die Hallen, wo zwei Sackträger mit einander zankten. „Du hast weder Vernunft noch Gewissen," schrie der Eine; „du keins von Beiden," schrie der Andre noch lauter. „Du bist ein Betrüger!" rief Jener; „du hast ein Herz voll Ränke, (sprach dieser) aus dem Gerechtigkeit und Billigkeit verbannt ist."

Uang-yong-ming wandte sich zu seinen Schülern. „Höret ihr, sprach er, diese Sackträger führen die Sprache der Philosophie." „Philosophie? (erwiederte Einer derselben) ich höre ja nichts als Schreien und Schimpfen." „Wie? sprach Uang-yong-ming, höret ihr nicht, daß sie alle Augenblicke die Worte wiederholen: Vernunft, Gewissen, Herz, Gerechtigkeit? Wenn das nicht Philosophie ist, was ists denn?" „Es mag Philosophie seyn, was brauchts denn aber beim Philosophiren des Schreiens, des Schimpfens?" „Das kommt daher, antwortete der Lehrer, weil jeder von diesen Beiden nichts als des Gegners Fehler gewahr wird, die seinigen aber nicht siehet. O wie viel haben sie ihresgleichen!"

„Das größte Uebel eines Menschen, fuhr er fort, ist Hochmuth. Ist ein Sohn hoffärtig, so ist er nicht ehrerbietig gegen seine Eltern; ein stolzer Unterthan hört auf, ein guter Unterthan zu seyn. Ein stolzer Vater verliert den Vatersinn; ein stolzer Freund die Gesinnung des Freundes.

Was

Was Tsun und Tanschu wurden, wurden sie durch Stolz; alle ihre Fehler waren Früchte dieses faulen Baumes. Ihr, die ihr nach Weisheit strebet, entfernt euch keinen Augenblick von der himmlischen Vernunft, die das Wesen unsrer Seele ausmacht; sie ist an ihr selbst rein und erleuchtet, und damit sie dies bleibe, müßt ihr in Allem das Ich von ihr entfernen. Das ist genug. Verschwindet dieses nicht aus dem Grunde eures Herzens, so sprießet der Stolz empor, die Wurzel aller Laster. Woher waren unsre Vorfahren so tugendhaft und beliebt? Weil sie das Ich unterdrückten; da ward ihnen die Demuth leicht, der Grund aller Tugend."

13.

Treue im Dienst.

Als Kung-Tse an die Grenzen des Distriks Schan-fu kam, dem sein gewesener Schüler Ming-Tse als Mandarin vorstand, schickte er U-ma-ki voraus, um sich nach dem Zustande der Provinz zu erkundigen. Umaki traf auf einen Fischer, der eben das Netz gezogen hatte, die gefangenen Fische sonderte, und viele derselben in den Strom zurück warf. „Warum thust Du dies? fragte U-ma-ki, und machst einen Theil der Arbeit vergeblich?“ „Weil unser Mandarin es so befohlen, die kleinen Fische in ihr Wasser zurückzuwerfen, damit sie größer werden. Hätte ich lauter kleine Fische gefangen gehabt, ich hätte es eben so gemacht; meine Arbeit sollte mir nicht leid gethan haben.“

„Gute Verfassung, sagte Kung-Tse, da er dies hörte. Gute Verfassung, wo der Untergebene dem Befehlenden zutraut, daß er ihm nur Gutes befehle, und wo dieser ihm nur solches befehlen will. Da gebietet man angenehm; da dient man freudig und mit Lust.“ Er wandte seinen Wagen weiter.

14.

Des Feldherrn Tafel.

Als Tsu und Tsin gegen einander kriegten, gerieth die Armee des Reichs Tsu in einen Mangel an Lebensmitteln. Tse-fa, ihr Feldherr, schickte deßhalb einen Courier an den König, dem er zugleich einen Gruß an seine Mutter auftrug. „Wie gehts der Armee," fragte diese, sobald der Courier eintrat? — „Schlecht, (antwortete er) da ihr Lebensmittel mangeln; die Erbsen werden dem Soldaten zugezählet." „Und Euer General, fuhr sie fort, wie lebt dieser?" „Auch schmal; er hat Abends und Morgens nichts als Kräuter, ein wenig verdorben Fleisch und ziemlich schwarzen Reis." Sie ließ den Courier ziehen, und als einige Zeit darauf ihr Sohn Tse-fa als Ueberwinder zurückkam, verschloß sie ihm die Thür ihres Hauses.

Tse-fa, bestürzt über diesen Empfang, bat vertraute Freunde, seine Mutter um die Ursache desselben zu befragen. „Sohn, redete sie ihn an, wisset ihr nicht, was König Yue that, als er wider Ou Krieg führte? Als er auf seinem Zuge ein Geschenk von Wein empfing, theilte ers mit seinen Soldaten; so in einem andern Feldzuge den Sack trocknen Reißes und Fleisches, den man ihm reichte. Weder von Wein noch Reis behielt er für sich das geringste. Und Ihr, mein Sohn, konntet Morgens und Abends Tafel halten, indeß euren Soldaten täglich einige Erbsen zu-

gezählt wurden? Tse-fa mag immerhin überwunden haben; in meinen Augen ist er kein vollkommener Feldherr." Tse-fa schämte sich, und bekannte sein Unrecht. Die Thür der Mutter ward ihm geöfnet.

Beilage.

Montesquieu
von den Sineſen. a)

„Die Sineſiſchen Geſetzgeber gingen weiter als Lykurg; Religion, Geſetze, Sitten und Lebensweiſe miſchten ſie in einander. Die Vorſchriften, welche dieſe vier Hauptpunkte betrafen, nannte man heilige Gebräuche; auf der genauen Beobachtung dieſer Gebräuche beruhete die Sineſiſche Regierung. Mit Erlernung derſelben brachte man ſeine Jugend zu und verwandte ſeine ganze Lebenszeit darauf, ſie in Ausübung zu bringen. Die Gelehrten gaben darinn Unterricht, die Obrigkeiten predigten ſie; und da ſie alle kleine Handlungen des Lebens umfaßten, ſo wurde, wenn man Mittel fand, ſie genau ins Werk zu richten, Sina gut regieret.“

„Zwei Dinge halfen dazu, dieſe Gebräuche dem Herzen und Geiſt der Sineſer leicht einzuprägen. Das erſte iſt ihre Schreibart. Da dieſe äußerſt zuſammengeſetzt iſt, ſo machte ſie, daß während einem großen Theil des Lebens der Geiſt einzig beſchäftigt war, dieſe Gebräuche kennen zu lernen, weil man leſen lernen mußte, um in Büchern und aus Büchern dieſe Gebräuche zu lernen. Das zweite war, daß dieſe Gebräuche nichts Geiſtiges enthielten, ſondern blos Regeln einer gemeinen Ausübung waren; ſo trafen ſie den Geiſt leichter und griffen tiefer in ihn ein, als wenn ſie etwas Intellectuelles geweſen wären.“

„Daher verlohr Sina ſeine Geſetze nicht, als es erobert ward. Da Lebensart, Sitten, Geſetze und Religion

a) Esprit des loix L. XIX. Chap. XVII.

bei ihnen eins und dasselbe waren, so ließ sich dies Alles nicht auf einmal ändern; und da doch Einer, entweder der Ueberwundene oder der Ueberwinder, ändern mußte: so war es in Sina immer der letzte. Denn weil seine Lebensart und Sitten, seine Gesetze und Religion nicht eins waren, so ward es ihm leichter, sich nach und nach dem überwundnen Volk, als diesem sich ihm zu bequemen."

„Daher auch das Christenthum schwerlich je in Sina aufkommen wird. Die Gelübde der Jungfrauschaft, die Versammlungen der Weiber in den Kirchen, ihr nothwendiger Zusammenhang mit den Dienern der Religion, ihre Theilnahme an den Sacramenten, die Ohrenbeicht, die letzte Oelung, die Heirath einer einzigen Frau; Alles dies kehrt die Lebensart und Sitten des Landes um und stößt eben so sehr gegen Religion und Gesetze des Reichs an. Die christliche Religion durch ihr Gebot der Liebe, durch ihren öffentlichen Gottesdienst, durch eine gemeinschaftliche Theilnehmung an den Sacramenten scheint alles vereinigen zu wollen; die Gebräuche der Sineser wollen, daß sich alles sondre."

„Und da diese Sonderung am Geist des Despotismus hängt, so wird damit auch Eine der Ursachen klar, warum die Monarchie oder eine gemäßigte Regierung sich mit dem Christenthum besser vertrage, als der Despotismus."

VIII.

Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen, zur Bildung der Jugend.

Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen, zur Bildung der Jugend *).

Im Frühlinge des Lebens, wenn unsre junge Einbildungskraft aufwacht, sind wir ungemein geneigt, uns eine Welt zu denken, die nicht um uns ist. In der, die uns umgiebt, finden wir uns enge und den Gang der Dinge um uns her alltäglich; wir haschen also gern nach dem Wunderbaren, setzen uns in Zeiten, die nicht mehr sind, in Länder, die wir weder gesehen haben noch sehen werden, ja wir fühlen eine Freude darinn, jedem Außerordentlichen, das uns vorkommt, den Zusatz einer Riesengröße zu geben oder es mit allen den Farben auszuschmücken, die unser Herz daran liebet. Ein großer Theil vom Anmuthigen der Jugend liegt hierinn; in dem Zauberglanz frischer Eindrücke nämlich, in der blendenden Größe, die uns das Neue der Welt gewähret.

*) Dieser Aufsatz steht als Vorrede zum ersten Theil der Palmblätter, Gotha 1786, bei Ettinger, der schönsten Sammlung erlesener morgenländischer Erzählungen. Anm. d. Herausg.

Auch diese Anlage in uns ist eine Gabe des Schöpfers, der jedes seiner Geschöpfe bei jedem Schritt seines kurzen Daseyns hienieden mit den Fähigkeiten versah, die für dieses und für seine folgenden Zeitalter gehörten. Denn im menschlichen Leben entwickelt sich Ein Zustand aus dem andern: wie sich die Tage ketten, so ketten sich auch unsre Gedanken, und was der Frühling nicht säete, kann der Sommer nicht reifen, der Herbst nicht ernten, der Winter nicht genießen. Wie eine volle Knospe bricht also unser Daseyn zur Zeit der Jugend hervor, damit es die spätern Jahre des Lebens reifen. Unsre Gedanken und Wünsche reichen in ihr weiter hinaus, als unsre Hände je reichen werden.

Glücklich ist diese Zeit der Jugend, auch in ihrem ersten schönen Traum glücklich. Sie ahnet viel, denn sie kennet noch wenig; sie hoffet viel, denn sie ist noch nie von den Schranken zurückgestoßen, die unsre besten Hofnungen einschränken. Wir haben also dem Schöpfer für diesen Morgen voll schöner Bilder, für dies Paradies unschuldiger Hofnungen und Wünsche sehr zu danken. Aber wir haben auch Fleiß anzuwenden, daß wir dies Paradies Gottes bauen, und uns nicht in Wolken verlieren, die bey ihrer schönen Gestalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen, als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller mensch-

lichen Gemüthsgaben. Tausend Uebel des Lebens, die uns in spätern Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unsrer Brust umhertragen, entsprangen daher, daß wir in der Jugend unsre Phantasie verwöhnten, daß wir uns Luftgestalten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu, uns von dem süßen Truge vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit andern gequälte und betrogne Kinder. Worauf sollen wir also unsre jugendliche Einbildungskraft richten, damit sie ihres Ziels nicht verfehle und in der gehörigen Laufbahn bleibe? Jedermann sagt: auf Beyspiele des Guten und Edlen; allein wo sind diese? Wären sie im gemeinen Leben vor uns, wären sie auf allen Strassen, in allen Handlungen und Geschäften so zahlreich, daß wir nicht anders als sie überall sehen und ihnen gleichförmig handeln müßten; so lebten wir freylich in einer wahren Tugendschule: denn nichts wirkt, auch ohne daß wir es gewahr werden, auf unser jugendliches Gemüth mehr, als das Beispiel derer, mit denen wir leben. Dreymal glücklich ist die aufblühende Seele, der, als sie noch Knospe war, der Himmel eine so schöne Stelle verlieh! Vorbilder des Guten und Edlen standen um den aufmerksamen Jüngling und drückten sich mit der liebevollen Gewalt der Tugend so sanft und zugleich

so mächtig in sein Herz, daß er, ohne es zu wissen, ihnen gleichförmig handeln lernte, und auch so handeln wird, wenn ihre körperliche Gestalten sich längst seinem Auge, ja vielleicht seinem Gedächtniß selbst entzogen haben. Aber woher sollen wir diese Tugendbilder nehmen, wenn sie nicht da sind? oder was sollen wir, wenn sie fehlen, an ihre Stelle setzen? Goldne Sittensprüche und Regeln sind freilich von unschätzbarem Werth: frühzeitig gelernt, geben sie unserm Geist, wenigstens unserm Gedächtniß einen schönen Vorrath zukünftiger Bemerkungen auf die Reise des Lebens; allein wie viel fehlt ihnen noch, daß sie mit aller Macht des Beyspiels wirken! Aus einzelnen Erfahrungen wurden sie gezogen; in diese müssen sie also zuerst zurückkehren und sich mit der Geschichte gleichsam umkleiden, ehe sie nur als lebendige Wesen vor uns erscheinen, geschweige zu unserm innersten Bewußtseyn sprechen, und unserm Geist oder Herzen ihr Bild eindrücken könnten; außerdem bleiben sie bloße Schattengestalten oder sind leere Töne. Es ist also bei ihnen, insonderheit wenn sie auswendig gelernt werden, Maas und Vorsicht nicht gnug zu empfehlen: denn ein Kind, das viele Sittensprüche auf der Zunge hat, ohne sie weder dem Verstande eingeprägt, noch mit der Anwendung verbunden zu haben, wird gar bald einem dürren Gewächs gleich, das man statt eigner Früchte mit fremden Perlen bekränzte.

Also werde die Sittenlehre in Handlung gesetzt, oder sie entspringe vielmehr selbst aus Handlung; und hier bieten sich zuerst die Einkleidungen an, die man äsopische Fabeln nennt. Nicht weil Aesop diese Gattung des Unterrichts erfunden, heißen sie also: denn sowohl im Orient, als bei allen auch nur halb gebildeten Völkern der Erde hat der menschliche Verstand diese angenehme Hülle, unter der er selbst zu Begriffen gelangte, werthgehalten und gebrauchet. Nur weil die Griechen der äsopischen Fabel den wissenschaftlichen Umriß gaben, und weil wir aus ihrer Hand eine gute Anzahl solcher Dichtungen empfingen, die Aesops Namen tragen, hat die ganze Gattung sich unter diesen Namen gezogen, statt dessen man eben sowohl Orientalische, Lockmannische oder Pilpaische Fabeln sagen könnte.

Und allerdings hat diese Einkleidung insonderheit für Kinder einen großen Reiz. Indem sie Gegenstände der Natur, insonderheit Thiere, sprechen und handeln sehen, wird ihr Hang zum Neuen und Wunderbaren aufgeregt, und mit einer oft unerwarteten nützlichen Lehre sehr angenehm befriedigt. Sie empfangen Unterricht von Lehrern, deren Zurechtweisung sie gern annehmen, und je mehr kleine Züge von Sitten der Thiere und ihrer Lebensweise in die Fabel verflochten werden, desto mehr wird diese ein Blatt aus der lehrenden Naturgeschichte.

Indessen ists auch bei dieser, wie bei allen dich-

terischen Einkleidungen, sichtbar, daß sie ihre engen Gränzen und einen sehr beschränkten Spielraum habe. Nicht jede Lehre, die für die Jugend gehört, kann einem Thier in den Mund gelegt oder in seiner Handlungsweise ausgedrückt werden; ja ich wage es zu sagen, die edelsten eigentlichen Lehren für die menschliche Tugend können es gar nicht. Erfahrungssätze und Regeln der Klugheit, wie z. B. der Stärkere den Schwächern unterdrückt, der Schwächere sich durch Klugheit und List vertheidigt und dergleichen, finden im Reich der Fabel eine Menge der lehrendsten Beyspiele; wahre Großmuth aber, eine Tugend, die wählt, sich selbst bestimmt und Leidenschaften überwindet, liegt, wie jedermann weiß, eigentlich gar nicht im Charakter der Thiere. Also müßte die Denkart dieser erhöhet, ihre Sitten müßten völlig humanisirt werden, wenn sie dergleichen Lehren anschaubar machen sollen; dann aber ists leicht begreiflich, daß, je menschlicher die Fabel auf diese Weise wird, desto mehr ihr Reiz und ihre eindringende Kraft selbst verschwinde. Nur auf der Einfalt, ja gleichsam auf der naturhistorischen Wahrheit des vorgestellten Beispiels beruhet diese. Der Fuchs, der Löwe, der Tiger spricht nicht mehr überredend für mich, sobald er nicht mehr in seinem Charakter spricht und handelt. Es ist der verkleidete Moralist, der, ohne damit täuschen zu können, die Gestalt des Thiers annimmt und besser thäte, wenn

er die Lehre, die mir kein Thier sagen kann, auf eine bessere Weise als Mensch sagte. Der Mensch ist des Menschen erster und vorzüglichster Lehrer, und da dieser ihn abermahls mehr durch sein Beyspiel als durch seine Worte unterrichten kann: so entstehet die Frage: „woher sind die unterrichtendsten Beyspiele des Menschen zu nehmen?“ Ohne Zweifel aus der Geschichte, wird man sagen; aber auch hinzusetzen müssen, wenn die gewöhnliche Geschichte solche liefert. Da unsre Geschichte aber sich meistentheils mit ganz andern Thaten ganz anderer Menschen beschäftigt, als die zum Unterricht der Jugend dienen, da sie, der hergebrachten Gewohnheit nach, am weitläuftigsten ist, Thaten der Könige zu beschreiben, die sie selbst niemals gethan haben, oder ihre Feldzüge und Eroberungen zu schildern, die für die Jugend selten ein erbauliches Bild sind, da ihre Begebenheiten entweder so sehr an die Fabeln gränzen, daß es einer Offenbarung bedürfte, in jedem Fall die Wahrheit von der Lüge zu scheiden, oder in ihr endlich alles mit seinen politischen Rücksichten so verwebt ist, daß es einer herkulischen Mühe brauchte, aus dieser dunklen Tiefe Gold zu finden: so siehet sich der Unterricht der Menschen leider! auch hier meistens der eignen Composition überlassen, wie er die Geschichte stellen und wenden will, damit sie zur Bildung des Geistes und Herzens nur einigermaßen einiges Gute enthalte.

Man hat sich also auf allerley Art zu helfen ge-

sucht, um aus der großen Menge dessen, was in der Geschichte für die Jugend unverständlich oder wenig erbaulich wäre, Gutes zu sammlen und zu bereiten. Plutarche haben Lebensbeschreibungen herausgesucht und schon Xenophon hat, auf Sokrates Wink, kein Bedenken getragen, das Leben seines Cyrus zu einer Cyropädie zu verschönen. Ja wem sind nicht durch alle Zeitalter die vielen Geschichten bekannt, die nur deswegen sich mit der Fabel mischten, damit sie doch wenigstens lehrreich würden, und ein Ganzes zu Stande brächten, das das Stückwerk der bürgerlichen Geschichte uns selten darstellt. Es war eine Zeit, da diese Geschicht-Romane sehr im Gebrauch waren; allein eine beßre Zeit hat auch hier die Wahrheit von der lehrreichen Lüge gesondert. Wer erdichten will, dichte ganz: wer Geschichte schreiben will, habe das Herz, die Wahrheit nackt zu zeigen.

Denn was wäre es endlich, was das Chronologische der Geschichte zur Bildung des Herzens beytrüge? Gewinnet eine edle That irgend etwas Belehrendes dadurch, wenn ich weiß, daß sie Philippus in Macedonien und kein andrer gethan habe? Der Chronolog zähle seine Jahre, der Kritiker berichtige seine Dokumente, der Politiker stelle sie in Zusammenhang seiner Welthändel, und der Philosoph forsche ihrer allgemeinen Verbindung nach, dem Moralisten sind Facta nur Facta, Begebenheiten nur

Bege-

Begebenheiten. Er sondert sie aus und erzählt sie, wie man eine Fabel oder ein Mährchen erzählt, damit sie eine unterrichtende Lehre anschaulich machen, als menschliche Beyspiele. Wenn seine Geschichte ganz außer der Zeit, in einem erdichteten Lande sich zutrüge; und sie ist menschlich wahr, unterrichtend, anschaulich, rührend: desto besser für ihn! desto reiner ist die Wirkung seiner Geschichte.

Daß nun unter diesen moralischen Begebenheiten, sie mögen wahr oder erdichtet seyn, die morgenländische Erzählung einen vorzüglich-schönen Platz einnehme, darüber darf man nur das Gefühl der Jugend fragen. Ich bin mir der Zeit noch wohl bewußt, da ich in meiner Kindheit die Gellertsche Erzählung las:

„Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat, u. s. w."

und wie tief mich damals ihre hohe Einfalt rührte. Auch ists nicht der Glanz des Wunderbaren allein, der in den morgenländischen Dichtungen das Auge des Jünglings an sich ziehet und sein Gemüth wie mit einer goldnen Flamme bestrahlet; vielmehr ists der reine Umriß, die hohe Simplicität der Gestalten und Wahrheiten selbst die sich ihm unvergeßlich eindrückt. Unsre Geschichte schleicht unter einem Gewirr kleiner und feiner Bestimmungen, des Standes, der Lebensart, der Zeit, des Orts, der Personen einher; dort sind wenige Gestalten bestimmt ins Große gezeichnet. Der Sultan ist Sultan; der

Sklave ein Sklave; das Weib ein Weib; der Mann ein Mann. So ists mit den andern Charakteren des Richters, des Höflings, des Einsiedlers, des Zauberers; sie sind alle so bestimmt als die Thiercharaktere der äsopischen Fabel. Dazu ist die Lehre, auf welche die Erzählung angelegt ist, selten von der kleinlichen Art, die in unsern, insonderheit artigen, Erzählungen herrschet. Die Dichtung ist kühn und groß; die Lehre, die in ihr dargestellt wird, ungemein und rührend. Der Ton endlich ist, wie in allen orientalischen Schriften, ja der Bibel selbst, morgenländisch, d. i. einfach, groß und edel. Und eben diese ungesuchte Aehnlichkeit mit dem Ton der biblischen Geschichte sollte sie uns, wie mich dünkt, für die Jugend noch mehr empfehlen: denn einmal ist diese doch an einen solchen Ton gewöhnt, der seiner hohen und edlen Einfalt wegen mächtig auf sie wirket. Warum sollte man also nicht fortgehen und ihr mehr menschliche Laster, mehr menschliche Tugenden und Lehren in einer ähnlichen Gestalt zeigen? Ich habe mich also gewundert, warum man diese treffliche Proben der morgenländischen menschlichen Fabel die hie und da zerstreuet und zum Theil mit manchem Unrath bedeckt liegen, nicht längst für die Jugend gesammlet und sie ihr nach ihrer Weise erzählt habe? Die besten englischen Wochenschriften, der Zuschauer, der Abentheurer u. s. haben einige derselben zu ihrem Zweck zu nutzen gewußt, und die

oben angeführte Erzählung Gellerts ist aus dem Zuschauer genommen, der sie in wenigen Reihen sehr einfach vorträgt. Einigen davon hat man ein schönes poetisches Gewand gegeben, unter denen ich nur Abdallah und Balsora nennen darf, die in Wielands früheren poetischen Schriften einen reizenden Platz einnehmen. Das alles aber gilt nur die eine und die andere Geschichte; die meisten waren unübersetzt oder schlecht erzählt, oder standen in Sammlungen, wo man sie, wie der Hahn die Perle, aufsuchte — —

Hier sind sie nun gesammlet und durchgängig neu erzählet. Zur Sammlung habe ich Anleitung gegeben; die Erzählung der Geschichten ist der Leser einem andern Verfasser schuldig. Er hat sie für die Jugend eingerichtet, sie also auch vorzüglich klar und verständlich erzählt, insonderheit aber sie von jenem falschen Schwulst entladen, den die Europäer lange Zeit für morgenländische Erhabenheit hielten. An ihrer wesentlichen Gestalt ist nirgend etwas geändert; daher jede Erzählung auch die Farbe ihres Vaterlandes beibehalten mußte. Sobald aber bei einigen derselben unsre Nachbarn die Lieblingsfarbe ihrer Sehart dazu gemischt und Scherz oder Betrachtungen hingepflanzt hatten, wo der Morgenländer nicht scherzt, und schwerlich also betrachtet: so wird kein Leser es übel deuten, wenn er in Erzählungen für die Jugend diese falsche Schminke nicht findet. Die

Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Werth der Reinigkeit haben.

Für welche Jugend übrigens diese Erzählungen seyn, muß ihr Inhalt selbst sagen; nach Jahren läßt sich so etwas nicht bestimmen und anordnen. Jeder Lehrer wird wissen, was für seinen Lehrling gehört; jede Mutter wird wissen, was sie ihrem Kinde daraus vorerzählen oder es selbst lesen lassen soll. Für Verschiedene ist hier Verschiedenes; ich hoffe aber nichts Schlechtes. Und so dankt denn, ihr Kinder, die ihr diese Erzählungen leset oder hört und euch daran freuet; danket dem, der euch diese Palmblätter sammlete, ihre Geschichten euch vorerzählte, und am schönsten belohnt ist, wenn ihr jedem Edeln und Guten, das sie euch vorstellen, mit unabläßigem stillen Eifer nachzufolgen strebet.

Weimar, den 25. Febr. 1786.

IX.

Der fliegende Wagen

oder

die ungebrauchte und mißbrauchte Macht.

Ein morgenländisches Mährchen.

Einem Taglöhner zu Bagdad, der in den Gärten der Reichen arbeitete, war in seiner Kindheit geweissagt, daß aus ihm was Großes werden würde. Da er nun nicht wußte, wie ers anfangen sollte, um etwas Großes zu werden, geizte er und lebte kärglich. Schon hatte er sich von seinem Taglohn funfzehn goldne Denare gesammlet, die er, wenn er nach geendetem Tagewerk in seine gemiethete kleine Kammer zurückkam und seine Brodrinden gegessen hatte, vor Schlafengehen überzählte, und stets dabei ausrief: wie wird aus mir etwas Großes? als an einem Feiertage, nachdem er seine Denare überzählet hatte, ihm der Gedanke einkam, auf den Markt zu gehen, damit er die Herrlichkeiten der Welt, die nicht sein waren, wenigstens überschauen könnte. Er gaffte hin und her, bis ein Ausrufer vorüberging, der einen hölzernen Wagen hinter sich ziehend rief: „Wer kauft? wer kauft einen Wunderwagen, auf dem man was Großes wird, für siebzehn Denare?“ Dem Taglöhner fiel der Ruf auf, als ob er ihn gölte, zumal da die Summe, für die der Wunderwagen ausgeboten ward, der, die er bei sich trug, fast gleich kam. Er ließ sich mit dem Ausrufer ein in den Handel, gab ihm Einen Denar Mäklerlohn und

erstand den Wagen für vierzehn Denare, vergaß aber zu fragen, worinn die Wunderkraft desselben bestehe, und wie man auf ihm etwas Großes werde? Froh über seinen Kauf schleppte er ihn nach Hause. Als der Abend kam, und er seine Brodrinden gegessen hatte, seine geliebten Denare aber nicht mehr überzählen konnte, setzte er sich wehmüthig in den Wagen, schlug sich vor die Stirn und sprach: „Thor, der ich bin! Was soll ich mit dir, unglückliche Maschine, die mir den Schatz meines Lebens geraubt hat? Wer hindert mich, daß ich dich nicht zerschlage, und ins Feuer werfe, da niemand mich lehrt, wie ich in dir was Großes werde? Morgen früh will ich den Ausrufer aufsuchen, und meine Denare zurückfordern. Weigert er sich, so ziehe ich ihn vor den Kadi.“ Zornig ging er zu Bette, und schlief unsanft, bis ihm im Traum ein Geist erschien und ihm die liebliche Stimme: „Wunderwagen! auf dem man was Großes wird“ vors Gemüth brachte. Mit dem ersten Strahl der Morgenröthe sprang er auf und eilte zum Markte, wo er den Ausrufer sogleich fand.

„Gib mir meine Denare zurück, redete er ihn an, und nimm deinen Wagen; oder sage mir dessen Wunderkräfte; wo nicht, so führe ich dich als einen Betrüger zum Richter.“ „Die Wunderkräfte weiß ich selbst nicht, antwortete der Ausrufer, komm aber zu dem, der ihn mir zum Ausbot gegeben hatte, und frage ihn selbst.“ Er führte ihn zu einem Künstler,

der im Gerücht der Zauberei stand, und als ihn der Tagelöhner eben so hart wie den Mäkler angeredet hatte, antwortete ruhig der Künstler: „hast du mich denn schon über die Eigenschaften des Wagens befragt? Du kaufteſt ihn, ohne sie wissen zu wollen, und ich dürfte sie dir jetzt verschweigen. Das will ich aber nicht. Nimm diese Gerte, setze dich nach Untergang der Sonne in den Wagen, (denn am Tage hat er keine Kraft) berühre ihn mit der Gerte und sprich: „Wagen, flieg' auf! Wagen, flieg' auf!" Nenne ihm dann den Ort, wohin du willst, und du wirst seine Wunderkraft erfahren." Freudig verließ der Tagelöhner den Künstler, konnte den Untergang der Sonne kaum erwarten, als er schon, die Gerte in der Hand, im Wagen saß, und die magischen Worte aussprach, ohne selbst noch zu wissen, wohin die Reise gehen sollte? Plötzlich hob sich der Wagen, höher und höher, fast schon bis zur Milchstraße empor. „Zum Garten des Sultans hinunter, sprach er schnell zum Wagen, und der Wagen senkte sich sanft nieder.

Auf einer Terrasse vor einem offenen Fenster blieb er stehen; der Tagelöhner sah und stieg zum Fenster hinein; es war das Schlafzimmer der Tochter des Sultans, sie schlief bei einer brennenden Lampe. Wie war dem Tagelöhner, als er vor ihr stand! und wie war ihr, als sie Augenblicks erwachte! In der Tracht, worinn er erschien, glaubte sie

einen Räuber vor sich zu sehen, und bot ihm sogleich alle ihre Kostbarkeiten an, wenn er sich entfernte. „Ich bin nicht, für den du mich hältst, sprach der Mann mit der Gerte; Israel, bin ich, der Engel des Todes. Ich komme, deine Seele zu nehmen, und deines Vaters, deiner Mutter, der Veziere, der Generale, des ganzen Hofes und Hauses Seelen.“ Erschrocken fiel ihm die schöne Prinzessinn zu Füssen: „womit, womit hat mein guter Vater dies schreckliche Gericht verdienet?“ „Er und du können es von allen abwenden, sprach der falsche Israel: denn Liebe zu dir zog mich in diesen Pallast. Vermählt dein Vater dich mir förmlich, so bleibst du, so bleiben alle am Leben, und wir genießen hier im Pallast fröhliche Tage. Nächsten Freitag erscheine ich hier um dieselbe Stunde. Rettet euer Leben.“ Er sprachs und ging zum Fenster, wo auf der Terrasse sein Wagen stand. Stolz setzte er sich hinein: „Nach Hause“, rief er und schlug mit der Gerte. Der Wagen hob sich; die Prinzessinn sah ihn auffahren, höher und höher, bis er nahe der Milchstraße ihrem Auge verschwand. Keinen Augenblick zweifelte sie, daß der Erschienene der Engel des Todes gewesen; kein Schlaf kam ihr mehr in die Augen, und am Morgen erzählte sie die Geschichte.

Sogleich wurden die Veziere versammlet; der Sultan, der zuerst alles für einen Traum halten wollte, trug ihnen die Sache vor: „Herr, riefen

sie einstimmig, setze dein und unser aller Leben nicht in Gefahr; mache Anstalt auf die Zeit, wenn er kommt, und vermähle ihm deine Tochter.“ Die Prinzessinn ward gerufen; aus Liebe zum Vater und weil der Engel ihr seine Neigung zu ihr bekannt, auch nicht so schrecklich erschienen war, als sie ihn sich sonst immer gedacht hatte, ließ sie sich das Opfer gefallen; alle Anstalten wurden gemacht, und unter den verschiedensten Gemüthsbewegungen der Theilnehmenden Tag und Stunde erwartet.

Indessen machte sich Hassan, so hieß der Taglöhner, auch zum Vermählungsfeste bereit. Aus dem Zimmer der Prinzessinn hatte er eine Perlenschnur entwandt, und durch den Verkauf Einer Perle gewann er so viel, daß er sich anschaffen konnte, was er zu seiner hochzeitlichen Erscheinung nöthig glaubte. Er kaufte sich einen grünseidenen Talar, einen Gürtel um die Brust, und Zeuge von allerlei Farben, seinen Wagen auszuschmücken, der ihm sehr nackt schien. Ueber den Sitz wölbte er eine Art von Kuppole, setzte darauf zwei Laternen mit Lichtern; vor allem aber flocht er aus den gestohlnen Perlen sich selbst eine Krone. Majestätisch setzte er sich, als die Stunde nahte, in den Wagen, und rief: „zur Terrasse des Sultans.“ Der Wagen hob sich, die Lichter brannten, viel falsche Steine schimmerten auf dem Verdeck des Wagens; so schwebte er eine Zeitlang über der Terrasse, auf welcher der Sultan mit

den Vezieren und allen Großen seines Hofes versammlet stand, ihn zu empfangen. Als sie den schwebenden funkelnden Wagen sahen, fiel alles nieder: „sey gnädig deinen Knechten!“ riefen sie mit Einer Stimme, als Israel stolz aus dem Wagen trat und die Rechte der Tochter vom Vater begehrte. Dieser gab sie ihm; sie schieden in ihre Gemächer, der Sultan mit seinem Hofgesinde in die seinen. So lebte Hassan acht fröhliche Tage mit seiner reizenden jungen Gemahlinn, versenkt und ertrunken in Ergötzungen von Speise und Trank, von Musik und Liebe, unbekümmert um den Wagen, den er auf der Terrasse gelassen und was aus ihm geworden.

Ein schrecklich Ende hatte dieser genommen. Ein Küchenjunge hatte ihn gesehen, zerhackt und verbrannt; mit seinen Lappen hatte er sich bekleidet.

Kaum waren die ersten acht Tage des Wohllebens vorüber, als Hassan wie aus einem Traum erwachte. Er ward gewahr, daß einige Verschnittene ihn scharf bemerkten; vorzüglich nahm Einer ihn ins Auge, dessen er sich selbst als seines ehemaligen Bekannten erinnerte. Sodann trat Furcht, entdeckt zu werden, an die Stelle der Wollust und Freude; er frug nach seinem Wagen, und als er dessen Schicksal erfuhr, wie fürchterlich tobte er! Vergessen der Person, die er zu spielen hatte, sah die Prinzessinn nur den groben Tagelöhner in ihm, der wüthete und auffuhr. Ihn zu besänftigen, ließ sie aus den Schä-

ßen ihres Vaters einen goldnen Wagen heranfahren, geschmückt mit Perlen und Diamanten, den sie ihm anbot. „Meinst du, schrie er, daß ich Eures Erdenguts begehre; von himmlischer Natur war mein Wagen; den schaffe mir wieder!“ Aber er war in Asche verwandelt, und dem fürchtenden Hassan blieb nichts übrig, als — die nächste Nacht zu entwischen, damit er nicht entdeckt würde.

Zurück in seine arme Kammer gelangt, und auch hier voll Angst, in den Kleidern, die er an sich trug, entdeckt zu werden, verschloß er sich einige Tage, bis ihn zuletzt der Hunger wild aufbrachte. Schon wollte er sich das Leben nehmen, als — Augenblicks die Erde bebte, und ein Genius vor ihm stand, furchtbar im Anblick. Sein Haupt in den Wolken, den Fuß auf der Erde, sprach er wie Wirbelwinde zu Hassan, der auf dem Angesicht vor ihm lag: „Elender, dem ich dienen mußte! Ich der Genius der Lüfte. Wo ist der Wagen, an den ich gebannt war; in die Elemente ist er zurück gekehrt, und du, unwerth des Geschenks, vergaßest ihn schändlich. Wohlan! mich hast du dadurch befreiet, und zum Dank erscheine ich dir, in einem Augenblick, der dein Leben endigen sollte. Nimm diese Kappe und diesen Ring; die Kappe macht dich unsichtbar; der Ring, wenn du ihn drückst, schaft dir in jeder Gefahr Hülfe. Nur habe ihrer besser Acht, als des Wagens. Du spielst eine gefährliche Rolle, indem

du den Namen des Todes-Engels angenommen hast, und hast deine Rolle bisher schlecht gespielet. Hüte dich vor ihm, und falle nicht in sein Amt. Meine Elemente dienten deinem Wagen; aus meiner Hand empfängst du diese Geschenke. Kein tödtender Geist bin ich, sondern ein belebender Geist. Belebe!" Der Genius verschwand in die Lüfte. Mehr von den Geschenken des Geistes als von seiner Lehre durchdrungen, erhob sich Hassan, steckte den Ring an, und drückte die Nebelkappe sich auf, freudig. Er versuchte sich in die Strassen; niemand sah ihn. Er kam vor des Sultans Pallast, ging durch viele Gemächer; niemand bemerkte ihn. Im Zimmer der Prinzessinn saß er nieder; sie sah ihn nicht, bis er — die Kappe hinwegschob. „Ey, mein Gemahl! sprang sie auf und lief ihm in die Arme, wo kommst du her? wo warst du so lange? Bist du noch unwillig des Wagens wegen? bin ich Unschuldige noch unter deinem Zorn?" „Denke mir daran nicht mehr, sprach der vermeinte Israel. Die Geschäfte meines Berufs sind zu vielfach und traurig. Von solchen komme ich her; schaffe mir Speise." Sogleich wurden die Tische bepflanzt mit den köstlichsten der Speisen und Getränke; der Engel des Todes aß und trank sich satt und fröhlich. Er wurde gar freundlich.

Desto übleren Verdacht faßten die Veziere, als sie seine plötzliche Rückkunft erfuhren; sie hatten mancherlei auskundschaftet. „Geruhe Eure Herrlich-

keit, sprach in der ersten Session des Divans der erste Vezier zum Sultan, der ihnen die frohe Wiederkunft seines genialischen Schwiegersohnes kund that, geruhe, erhabner Monarch, ihn nur durch Etwas zu erproben. Was dir gefällt, begehre von ihm; er kann, wenn er der wahre Israel ist, er wird es dir nicht weigern."

„So hätte ich dann, sprach der Sultan (es war Winter) etwa einen Appetit nach frisch gewachsnen Aepfeln." „Die werden Eurer Hoheit unendlich wohlthun!" sprach der Leibarzt und eilte zur Prinzessinn, ihr den Wunsch ihres Vaters und des gesammten Divans Bitte zu eröfnen. „Nichts weiter? sprach Israel. Hören ist gehorchen! Sage es deinem Vater im vollen Divan" — Als Narzane (so hieß die Prinzessinn) freudenvoll dahin eilte, drückte Israel den Ring, ein Genius trat hervor, der Befehl ward gegeben und — die Aepfel lagen da; eine Menge Aepfel, weiß und gelb und roth, von mancherlei Art, in jeder Stufe des Wachsthums. Das Gemach duftete von Gerüchen des Paradieses. „Weißt du, woher ich sie holte? sprach der Genius, indem er sie ausschüttete. Weit her! Aus den Gärten der Peri's, wo Früchte das ganze Jahr durch blühen, wachsen und reifen." Er verschwand; eben als er verschwunden war, trat die Prinzessinn herein und sah die Früchte. Und als sie ihr Vater sah, wie staunte er! „So lange habe ich

der Lüfte, und mit Einem Stoß hatte dieser sie aus dem Abgrunde herauf, den schwarzen Erdegeist tödtend. Auf Schwingen des Zephyrs setzte er sie, die Laute in der Hand, auf ihren Sopha nieder. Sie rührte die Saiten, der König hörte den Gesang und flog zu ihr; die Prinzessinn gleichfalls. Sie erzählte ihnen ihre Wundergeschichte.

Indeß stand der Genius der Lüfte, der sie wiedergebracht hatte, ernst vor Hassan da: „Du bist meinem Rathe nicht gefolget. Wozu hast du meine Geschenke gebraucht, die ich dir anvertraute? Nur dem Müßiggange, dem Hunger und der Wohllust hast du gedienet. Fürchte dich! dir nahet ein Unfall.“ Er entschwand, eben als die Prinzessinn eintrat, ihrem Gemahl dankend, ihm die Freude des Vaters verkündend. Dieser, der sich vor Dank nicht zu lassen wußte, bot ihm sein Königreich an und machte ihn zuletzt — zum Mitregenten. Ach, wäre ers nie geworden!

Dann jetzt sammleten sich um ihn Schlangen und Hyänen des Neides, der Verfolgung. Die Schlangen züngelten ihm Argwohn ins Ohr; die Hyäne stiftete Aufruhr. „Wie? einem unbekannten Fremden, einem Betrüger, einem Zauberer sollten wir dienen?“ Die Veziere regten nicht nur Volk und Heer, sondern auch einen mächtigen Nachbar auf, der das Reich bekämpfte und bis vor die Hauptstadt drang; sie mit dem Heere schlugen sich zu ihm. Hassan voll Zornes und voll Verzweiflung drückte sei-

nen Ring; der Genius der Lüfte stand vor ihm. „Du hast meinen Rath nicht befolget, redete er ihn an, ernst drohend, und nicht gebraucht meine Geschenke. Als König der Völker sollte der Hut dich decken, um unsichtbar alle Klagen und Beschwerden deines Volkes zu hören; der Ring an deinem Finger sollte sie abthun: denn das ganze Geisterreich stand zu deinen Befehlen. Deine Zeit ist vorüber; was willst du?" „Waffen und Harnisch, rief Hassan, daß ich mich an meinen Feinden räche, und deinen brennenden Diener Sammiel a), der mich begleite." „Sofort, sprach der Geist der Lüfte, bist du aus meiner Hand, in der Gewalt des wahren Jesraels, dessen Nahmen du stahlest." Weg war der Ring von seinem Finger, weg die Kappe aus seinem Busen; verschwunden war der Geist der Lüfte, und Sammiel stand vor ihm mit Schwert und Harnisch. Er kleidete ihn an, sie schritten hinaus ins Lager. Wohin sie traten, lagen Leichen umher; keinem Flehenden ward vergeben.

Als Lager und Feld eine Todtenstätte waren, auf der Hassan wild umherblickte, senkte sich eine schwarze Wolke vom Himmel nieder; Jesrael, der wahre Engel des Todes, stand vor ihm mit dem flammenden Schwert. Du hast meinen Nahmen gemißbraucht, Elender, und mein Amt unberufen verwaltet. Empfange den Lohn." Er berührte ihn mit dem flammenden Schwert, und Hassan, voll

a) Der brennende Wind der Wüste.

der empfindlichsten Schmerzen, brannte zu einem Haufe stinkender Asche hinunter. „Du, Sammiel, sprach der Engel des Todes, was hast du unter Menschen? Entweich in die Wüste.“

So traurig endete die Geschichte auf diesem Helden- und Siegesfelde; dagegen trat der belebende Genius der Lüfte in Gestalt eines blühenden Jünglings zum erschrockenen Sultan und seiner traurenden Tochter ein. „Traure nicht, Narzane, fasse dich, König; eines Unwürdigen seyd ihr los, der meine Geschenke nicht zu brauchen wußte. Auch eurer treulosen Diener seyd ihr los; sie liegen auf dem Felde. Vermähle dich, Tochter, mit einem Edlen, der deiner Gemüthsart gleich sey. Am Hochzeittage will ich dir erscheinen, und du, guter Sultan, sollst in Glück und Friede regieren. An Hassan machte ich eine unglückliche Probe, die Euch zu erstatten meine Pflicht ist.“ Hiemit berührte er der Nika Instrument, die Laute; sie erklang; auf dem lieblichsten Klang' ihrer Saiten schwebte er langsam davon. Begeistert ergriff Narzane die Laute und sang:

Himmlische Gaben, ach wie selten,
Wie selten nützen wir euch.
Geister, höret uns nicht, wenn wir verlangen und wünschen!
Aber auch ungewünscht
Bleibe zu großes Glück
Uns fern!
Nicht mit dem Ringe, nicht mit dem Hut
Wird uns ein größeres Herz.

X.

Preißschriften.

I.

Ueber den

Einfluß

der schönen in die höheren

Wissenschaften.

Eine Preißschrift.

hen, um sich an den witzigen Schriften ihrer Sprache zu erholen und die Einbildung damit zu füllen. So gehts in Schulen und auf Akademien, und da in den frühern Lebensjahren der Geschmack seine Richtung erhält, so schreitet man fort, wie man begann; auch in Zeiten und Ständen, wo mans nicht vermuthet, siehet man jetzt Schönwissenschaftler und Schönkünstler, wie man sie gern entbehrte; ästhetisch-poetische Prediger, witzige Juristen, mahlende Philosophen, dichtende Geschichtschreiber, hypothesirende Meßkünstler und Aerzte. Das Leichte hat über das Schwerere gesiegt, die Einbildung hat vor dem Verstande Platz genommen, und je mehr Reize und Anlässe es von aussen giebt, diese Auswüchse menschlicher Seelenkräfte und schöner Literatur zu befördern, desto mehr gedeihen sie und ersticken das Trockne, Schwerere, mit ihrem üppigen Wuchse.

Der Schade hievon ist theils für die Subjekte selbst, die auf diesen Irrweg gerathen, theils für die Wissenschaften, die sie bauen oder bauen sollen, beträchtlich und oft lange unersetzlich. Wir werden alles, was wir seyn sollen, nur durch Mühe, durch Uebung. Unter welchem Vorwande, zumal in jüngern Jahren, wir diese vernachläßigen, haben wir schon immer den Nachtheil, daß, wenn unsre Nerven ungeübt, unsere Kräfte unentwickelt blieben, wir, so reich unsere Beute von aussen seyn mag, in uns selbst arm und schwach sind. Ein Jüngling,

allein in den schönen Wissenschaften erzogen, ist ein Zärtling in den Gärten der Armida oder gar in der Grotte der Kalypso verzaubert: er wird nie, wenn ihm nicht die ernstere Wahrheit als Retterinn erscheint, ein Held oder ein verdienter Mann werden. Das Schöne in den Wissenschaften, wie Er darnach läuft, ist nur Kolorit, nur Oberfläche; er pickt darnach, wie der Vogel nach der Farbe, er hascht darnach, wie nach einer schönen Wolke. Die schöne Ansicht vergeht und er hat nichts.

Zudem ist nicht alles Gold, was glänzt, und nicht alles schön, was einem unerfahrnen Jünglinge oder verzärtelten Weibe so scheinet. Die Modelektüre der Zeit ist oft ein Garten voll Sodomsäpfel, auswendig schön, inwendig voll Staub und Asche. Ein Jüngling, der, was und wie etwas sogenannt Schönes gedruckt erscheinet, es begierig verschlingt, hält gewiß ungesunde Mahlzeit: Gutes und Böses ißt er durcheinander und da das Meiste süß und üppig ist, so wird sein Geschmack verdorben und verwöhnet. Das Reich seiner Wissenschaft, wenn es so enge wie seine Zeit ist, kann ihm nicht bessere Früchte geben, als diese giebt, und er kann aus ihnen nicht gesündere Säfte kochen, als die Früchte ihm gewähren. Kömmt nun noch dazu, daß der also genährte Jüngling selbst Richter in den schönen Wissenschaften wird, ehe er Schüler; Meister, ehe er Lehrling geworden; Gnade Gott für den Einfluß! Was je die Sophisten zu

Sokrates Zeit waren, sind solche Kunstrichter in unsern Tagen: sie wissen Alles, sie entscheiden über Alles; die Kunst zu schwatzen haben sie gelernt, und worüber läßt sich nicht schwatzen? Am meisten darüber, wovon man nichts weiß; da kann man unbegriffene Sachen wünschen, da kann man witzeln und schöngeistern.

Jede Wissenschaft, in die ein solches Gemüth tritt, wird durch seinen ungesunden Anhauch verpestet und durch seine üppige Behandlung entnervt und verdorben. Welch ein unwürdiges Geschöpf ist ein eleganter Theolog nach dem neuesten Gewächse? Nicht Gottes Wort predigt er, sondern schöne Phrasen, hexametrische Tiraden, eine aus witzigen Schriften erbettelte Moral. Nicht Gottes Wort liest er, er übersetzt in ihm alte Geschichte, Briefe und Lieder in die neueste ästhetische Form; er kommentirt Moses, David und Johannes wie Ariost, Milton und La Fontaine. Seine Glaubenslehre ist eine liberale Philosophie, seine Pastoralklugheit eine ästhetische Wohlgefälligkeit gegen alle herrschende Meinungen und nutzbare Laster. Einem Menschen, dem Würde in seinem Amt, strenger Umriß in dem, was er denkt, will und sucht, fehlet; ihm ist alles Zubehör schöner Wissenschaften von aussen her Schminke oder ein zusammengeflickter Narrenmantel.

Ich übergehe Juristen und Aerzte, um mit einigen Zügen den Zärtling vorzustellen, der als ein

sogenannter schöner Geist in der Philosophie, Geschichte oder gar Mathematik schönthut. Wenn er uns über alle diese Sachen artige Mode-Worte, Porträte, Bilder, Aehnlichkeiten, witzige Einfälle und Geschichtchen giebt: wenn er uns sagt, nicht, was geschehen sey, sondern mahlt, was hätte geschehen sollen, wenn er uns, was da ist, nicht zeigt, sondern mit Blumen umhüllet, damit es errathen werde; ey des schönen Philosophen! des poetischen Geschichtschreibers, des witzigen Mathematikers, des herrlichen Kunstrichters! Alle diese, alle höhere Wissenschaften werden verderbt, wo solche Affen Muster sind und Exempel geben. Eine Bibel ist nicht Bibel mehr, wenn sie ein ausgemahltes ästhetisches Kunstbuch, eine Glaubenslehre nicht Glaubenslehre mehr, wenn sie ein Kram geschminkter Meinungen seyn soll, und auch eine Philosophie nicht Philosophie mehr, wenn sie, statt zu lehren, tändelt und statt Wahrheit zu erforschen, nach Farben und Flittergolde läuft. Was ist eine Geschichte ohne Wahrheit? Was eine Wissenschaft ohne Gewißheit und strengen Umriß? Was eine Sittenlehre ohne veste Grundsätze der Uebung? Was eine Weisheit voll Tandes und schöner Thorheit? Alle Geschäfte werden von diesen Buttervögeln schöner Wissenschaften benascht und verunehret: sie saugen an ihnen nach Bequemlichkeit Saft, und was sie nachlassen, sind Keime verheerender Raupen.

Die höchste Wissenschaft ist ohne Zweifel die Kunst zu leben; und wie manchen haben seine schöne Wissenschaften um diese einzige, diese göttliche Kunst gebracht! Die Liebe, die glücklich macht, wird selten durch Romane dem Herzen angebildet; die größten Romanhelden oder Heldinnen finden in der wahren Welt selten, was sie suchen, und oft etwas ganz anderes, als wovon sie träumten. Ihre überspannte Einbildungskraft ermattet bei wirklichen Gegenständen, und kann nicht geniessen, was sie hat; erschlaffte, weiche, üppige Hände können aus der Materie des Lebens das Kunstbild nicht bereiten, was aus ihnen erst bereitet werden soll. Ein immer nur dem Vergnügen nacheilender Jüngling, wie kann er ein Mann, ein würdiger Ehemann und Vater, ein arbeitsamer Geschäftsmann, ein unermüdeter Diener des gemeinen Wesens, ein untersuchender, gerechter Richter, ein tüchtiger Arzt, ein geschäftiger Weiser, ein Wahrheitsforscher, und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts in seinem Kreise werden? Zu alle diesem gehört ernste Bildung, wahre Erziehung, Geschmack an Mühe und Fleiß, ein treues Herz, ein guter Verstand, ein redlicher Zweck, und mit vestem Willen auch erworbene Kräfte, den Zweck zu erreichen. Ist dies alles nicht da, buhlen wir in allem nur um das Flittergold des Angenehmen, des Leichten, Wohlgefälligen und Schönen, verachten, was Mühe bringt, was Untersuchung kostet; — Die Götter geben uns

nichts ohne Mühe, sie verkaufen alle ihre Gaben theuer, und am theuersten ihre edelste Gabe, den Kranz der Belohnung eines guten Gewissens. Die Ueberzeugung, gethan zu haben, was wir thun sollten, was keiner für uns thun konnte, wird nicht durch elogia fremder Zungen und Federn, nicht durch Schminke von aussen, nicht durch Geschwätz oder Schönkünsteley erworben; sie ist die Frucht der ernstesten Anstrengung, die höchste Wissenschaft und Kunst des Lebens. Alles, was zu dieser nicht führet, ist Eitelkeit und Dunst, ein schöngefärbter, aber betäubender und vielleicht giftiger Nebel. Viele Mängel und Unglückseligkeiten unsrer Staaten, unsrer Stände, Aemter und Geschäfte lassen sich auf die unglückselige Ueppigkeit und Weichheit zurückführen, die sich in unsere Erziehungskammern, in Schulen, Kirchen, Palläste und Häuser eingeschlichen hat, und allenthalben ihre bösen Wirkungen zeiget.

Das Beste ist auch hier: ein Besseres durch That und Vorbild in bessern Begriffen und Beyspielen zu zeigen; es ist dies die Absicht der Frage: welchen Einfluß die schönen Wissenschaften, recht gefaßt und recht geübt, in die höhern Kenntnisse haben?

Schöne Wissenschaften sind die, welche die sogenannten untern Seelenkräfte, das sinnliche Erkenntniß, den Witz, die Einbildungskraft, die sinnlichen Triebe, den Genuß,

die Leidenschaften und Neigungen ausbilden sollen; ihre Erklärung selbst zeigt also genugsam, daß sie auf die höhern Wissenschaften, die sich mit dem Urtheil und Verstande, dem Willen und den Gesinnungen beschäftigen, den schönsten und besten Einfluß haben.

1. Alle Kräfte unsrer Seele sind ursprünglich nur Eine Kraft, wie unsre Seele nur Eine Seele. Wir nennen oben und unten, hoch und niedrig, was nur vergleichungs- und beziehungsweise so ist; im Ganzen aber ist ein richtiger Verstand ohne richtige, wohlgeordnete Sinne, ein bündiges Urtheil ohne eine geregelte und zu ihrem Dienst brauchbar gemachte Einbildungskraft, ein guter Wille und Charakter ohne wohlgeordnete Leidenschaften und Neigungen nicht möglich. Also ists Irrthum und Thorheit, die höheren ohne die schönen Wissenschaften anzubauen, in der Luft zu ackern, wenn der Boden brach liegt.

Wer hat je einen Mann von richtigem Verstande gekannt, den sein sinnliches Urtheil immer irre führte? Wer sah je mit dem Verstande recht, wenn er mit seinen Augen und der Phantasie immer falsch sah? Wer war Herr über seinen Willen, dem seine Leidenschaft nicht gehorchte, dem die Phantasie befahl, der in allen seinen geheimen Neigungen Stricke fühlte, die ihn, den Simson, sieben- und tausendfach fesselten, ohne daß ihn eine andre Kraft befreyte?

Die schönen Wissenschaften sind also, oder sollen seyn Ordnerinnen der Sinne, der Einbildungskraft, der Neigungen und Begierden; das Sehglas zur Wahrheit, die sich uns Sterblichen immer nur im Schein offenbaret, Dienerinnen, die den Grund unsrer Seele ordnen, damit Wahrheit und Tugend sich ihr offenbare; ein mehrers kann kaum zu ihrer Rechtfertigung und höchsten Bestätigung gesagt werden.

2. Sinne und sinnliche Kenntnisse, so wie geheime Neigungen und Lüste, sind das Erste, das in unsrer Seele aufwacht; der Verstand kommt spät, und die Tugend, wenn sie uns nicht durch sinnliche Uebungen eingepflanzt wird, gemeiniglich noch später. Also ist mit der Jugend jugendlich anzufangen; unsre sinnlichen Kräfte sind sinnlich zu behandeln und zu bilden, durch leichte Regeln, und, noch besser, durch gute Exempel. Die schönen Wissenschaften beschäftigen sich mit beyden; also ist ihr früher Gebrauch der Natur und Ordnung der menschlichen Seele angemessen und hiemit für alle andern Wissenschaften genug empfohlen.

Wem in seiner Jugend Gedächtniß, Sinne, Witz, Phantasie, Lust und Neigung verkümmert und abgestumpft wurden; was wird dessen Verstand in reiferen Jahren für Materialien haben, die er bearbeite, was für Formen und Formeln, nach denen er sich übe? Was kann sein Wille thun, wenn seine Kräfte, richtig zu imaginiren, zu wollen und zu

thun, unerweckt und ungebildet oder gar mißbildet sind? Er schreibt auf einem vermahlten, verknitteten, ungeleimten Papiere; mit stumpfen Waffen will er streiten, und mit ungeschickten, verrosteten Werkzeugen oder gar ohne Werkzeug das größte Kunstwerk des Lebens, die Bildung seiner Seele, vollführen.

Wie die Morgenröthe vor der Sonne vorhergeht, und Frühling und Saat vor der Ernte hergehen müssen: so die schönen vor den höheren Wissenschaften. Sie streuen aus, was die letztern ernten: sie geben schönen Schein, diese wärmen und leuchten mit ihrer ganzen Wahrheit.

3. Sinne und Leidenschaften, Phantasie und Neigung können, in gewissem Verstande, die größten Feinde des Guten und der Wahrheit werden. Sind sie überwunden, und nach geschlossenem Frieden der Wahrheit zu Freunden erworben, so ist die Sache gemacht: die höheren Wissenschaften triumphiren auf ihren Schilden. Das allein ist wahre Weisheit, die den Sinnen durchaus nicht nur nicht widerspricht, sondern sie vielmehr berichtigt, ordnet und bestätigt. Das allein ist ein schöner Vortrag der Geschichte, zu dem die That selbst gleichsam den Ausdruck gewählt hat, in dem sie, wie die Seele in ihrem Körper lebet. Das ist das wahre Recht, was auf jeden Vorfall einzig und ganz passet, gleichsam eine lebendige Intuition desselben. Das ist die schönste Gottesgelahrtheit, die mit Würde, Wahrheit und Einfalt

auf

auf menschliche Herzen wirket. Die höhern Wissenschaften sind also alle die Frucht einer gesunden Geistesorganisation, deren schöne Natur-Blüthe die andern, die sogenannten schönen Wissenschaften pflegten.

Ich fühle wohl, wie viel ich hiemit gesagt habe; und daß man mich fragen kann, wo es denn dergleichen schöne Wissenschaften gebe? Ohne mich hiedurch vom Wege schrecken zu lassen, antworte ich blos, daß, wenn es schöne Wissenschaften giebt, sie solche seyn, und den Zweck und Nutzen haben sollten; oder sie verdienen nicht diesen Namen. Es ist keine schöne, sondern eine häßliche Wissenschaft, die die Phantasie aufregt und verführet, statt sie zu ordnen, und recht zu führen, die den Witz mißbraucht, statt ihn zum Kleide der Wahrheit zu gebrauchen, die die Leidenschaften kindisch kitzelt und sie empört, statt sie zu besänftigen und zu guten Zwecken zu leiten. Ich bin gewiß, daß die Alten auch in diesem Betracht mehr schöne Wissenschaft, als wir, hatten; sie nämlich, auf ihrer Stelle. Ihre Poesie und Beredsamkeit, ihre Erziehung und Cultur hatte viel mehr Weisheit und Zweck aufs Leben zu wirken in sich, als unsre meiste Lektüre oder unsre schöne Schulphrasen. Also auch von dieser Seite ist die Lesung der Alten, recht gebraucht und

wohlgeordnet, die wahre Wissenschaft des Schönen zu Vorbereitung einer höheren Kenntniß.

Wo nämlich ist der sogenannte schöne Ausdruck so genau und natürlich das Bild und Kleid der Wahrheit, als bei ihnen, den Griechen und Römern? Wer die Sprache der Natur lernen will, wo lernt er sie mehr und angenehmer, als bei Griechenlands ersten Dichtern? Wer bürgerliche Weisheit hören will, wo höret er sie angenehmer als in ihrer Beredsamkeit und Geschichte? Homer war der erste Philosoph, und Plato sein Schüler: Xenophon und Polyb, Livius und Tacitus sind gewiß große Menschen- und Staatskenner, aus denen in späteren Zeiten die größesten Staatsgelehrten ihre Weisheit holten. Demosthenes und Cicero sind Redner, von denen man mehr lernen kann, als den Numerus ihrer Perioden; und welcher größere Geist der neuern Zeiten wäre es überhaupt, der sich nicht eben an den Alten zum Reformator seiner höhern Wissenschaft gebildet hätte?

Dem Theologen z. E. ist die Kenntniß und Auslegung der Bibel nöthig: welcher Theolog hat je diese Auslegung vorzüglich und glücklich getrieben, ohne genauere Kenntniß der Alten und ohne Bildung der schönen Wissenschaften? So lange diese lagen, lag auch das gelehrtere Studium der Bibel; mit jenen

lebte es auf, und fortan giengen beide beynahe in gleichem Schritte. Ein Theil der Bibel ist Poesie; wer ist, der sie glücklich auslegte, ohne Gefühl fürs Schöne und Wahre der Dichtkunst? Welche Schaaren und Heerden von Commentatoren, die Propheten und Psalmen dogmatisch- und grammatisch-erbärmlich zerrissen und mißdeutet haben, weil der Geist der hohen poetischen Sprache derselben sie nie begeistert hatte, weil sie, was poetischer Naturausdruck sey, nicht verstanden. Auch die Geschichte und die Anmahnungen der Bibel sind voll Bilder und sinnlicher Vorstellungen; niemand kann sie verstehen und anwenden, der diese Vorstellungskraft nicht hat und übet.

Der Prediger soll aus Volk reden; wie soll er zu ihm reden, wenn ers nicht kennet, wenn er weder zu seinem Verstande, noch zu seinem Herzen den Zugang weiß, weil es ihm selbst an Her- und Bildung fehlet? Er soll die Geschichte und Sittenlehre einer andern Zeit der seinigen eigen machen: wie kann ers, wenn er weder jene noch diese im rechten Licht siehet, und im rechten Sinne vergleichet? Die Irrthümer und Fehltritte, die aus dieser Unwissenheit und Ungeübtheit entstehen, wären durch alle Felder der Theologie in dicken Beyspielen anzuführen, wenn es Ort und Zweck erlaubte.

Von der Rechtsgelehrsamkeit haben es

andre genug erwiesen, daß es ihr nicht Schaden, sondern den größten Vortheil bringe, wenn mit dem Gefühl der Billigkeit der reine gesunde Verstand und schlanke Sinn der Wahrheit in Sachen und Ausdruck sie belebet. Daß die Geschichte und Staatsklugheit sich mit der feinern Cultur und Humanität wohl geselle, wird niemand zweifeln. Was sollte humaner gedacht und geschrieben seyn, als eine Menschengeschichte? Und wo sollte mehr Menschenkenntniß und Humanität herrschen, als in der Wissenschaft, die die Menschen regieret? In reiferen Jahren werfen ohnedas die meisten sogenannten gründlichen Gelehrten und Geschäftsmänner das bloße Spielzeug und Klapperwek der Musen weg, und ergötzen sich am Verständigen, am Menschlichen in Poesie und Geschichte. Ein Menschenleben, wie es Homer verfolgt, ein Glückswechsel, wie ihn Aeschylus und Sophokles schildern, ein Charakter, wie ihn Tacitus festhält, Begebenheiten und Leidenschaften, wie sie Shakespeare in ihren verborgensten Fäden entwickelt, Fehler und Albernheiten, wie sie Aristophanes und Lucian, Hudibras, Swift und Sterne zeichnen, ein schönes Leben, wie Horaz und Addison, Montaigne und Fenelon es abbilden — gewönne man an ihm nicht Menschenkenntniß, häusliche und politische Weisheit, woher liesse sie sich ler-

nen? Der berühmteste Eroberer las den Homer als ein Kriegsbuch; mehr als Ein Staatsmann lernte aus den alten Geschichtschreibern und Rednern seine beste Geschäftsweisheit.

Ueber die nothwendige und nützliche Verbindung der schönen Wissenschaften und Weltweisheit ist die ganze Geschichte Zeuge. So lange und so oft beide Freundinnen waren, blüheten beide; schieden sie sich und haßten einander, so gieng Eine und die Andere zu Grabe. Plato flog wie eine Biene über Homers Blumenbeeten und Aristoteles selbst war gewiß kein Musenverächter. Als aber in den mittlern Zeiten die Scholastiker sich allem Sonn- und Tageslicht entzogen und in ihren gelehrten Klüften barbarische Worte erfanden und Namenschälle zertheilten, was ist aus ihrer Logik und Metaphysik geworden? Nur da die schönen Künste zurückkehrten, gieng auch den Wissenschaften der Abstraktion ein Licht auf: sie fiengen nicht nur an, in Gemeinschaft zu leben, sondern oft war derselbe gute Kopf dort und hier ein Erfinder. Von Bako bis zu Leibnitz waren alle helle Denker in der Philosophie auch Freunde des Ergötzenden und Schönen: ihr Ausdruck war klar wie ihr Geist; selbst ihre Gedankenspiele wurden oft Leiterinnen zur Wahrheit.

Sollte ich alle große Namen nennen, die die schönen mit den höheren Wissenschaften oft selbst mit

mehr als einer derselben glücklich verbanden, welche Namenreihe wäre vor mir! Beynahe scheints ein Vorzug aller edleren Geister zu seyn, daß sie sich nicht in Eine Kunst oder Wissenschaft einschlossen, sondern die Eine durch die andere belebten und gleichsam in keiner, die den Geist bildet, ganz fremde waren. Das Reich der Wissenschaften in allen seinen Gebieten ist Ein Reich, wie die menschliche Seele in allen ihren Kräften nur Eine und dieselbe Seele ist. Jene Provinzen liegen einander näher oder entfernter; abgerissen und inselhaft ist aber keine und zu allen ist Zugang. In der Geschichte des menschlichen Geistes, wie der menschlichen Wissenschaften, hat es die sonderbarsten Combinationen der Gedanken gegeben, und eben durch sie ist aus und in jeder Wissenschaft ein eignes neues Gute erwachsen. Der Dichter und Redner, der Philosoph und Staatsmann betrachtet und behandelt, wenn er Theologie treibt, sie auf andere Art; jeder kann mit der seinigen einen Nutzen schaffen, den der andere nicht schaffen konnte. So in allen andern Feldern der Wissenschaften: auf allen kann die Blume des Schönen gedeihen, nach der Gattung, zu der sie gehört und dem Orte, den sie einnimmt. Allgemein geben die schönen Wissenschaften den höheren Licht, Leben, sinnliche Wahrheit, Reichthum; sie geben dies sowohl dem Stoff als der Form, sowohl den Gedanken

als dem Ausdrucke; ja sie sollens dem ganzen Geiste und Charakter, dem Herzen und Leben dessen geben, der sie mit rechter Art treibet. Ein Mensch, der schön denkt und schlecht handelt, ist ein so mißgebildetes, unvollkommenes Wesen als ein andrer, der richtig denkt, und sich krumm und elend ausdrückt. Einheit ist Vollkommenheit, sowohl in den Wissenschaften, als in den Kräften der menschlichen Seele, sowohl im Stoff als in der Form, im Gedanken wie im Ausdruck.

Ich könnte noch mehr ins Detail gehen und bei einzelnen Wissenschaften, schönen und höhern, zeigen, wie sie sich einander stützen und heben; ich halte es aber dem Zwecke, zu welchem ich schreibe, undienlich. Vielmehr will ich von der Ordnung und Methode reden, die nach meiner Meinung und Erfahrung von Jugend auf am besten zu nehmen seyn möchten, dabey beyderley Kenntnisse sich aufs beste einander beystehen und helfen.

1. Die schönen Wissenschaften müssen den höhern vorausgehen, doch also, daß auch in jenen Wahrheit zum Grunde liege.

Die Ordnung, wie sich Tages- und Jahreszeiten, menschliche Lebensalter und die Kräfte unserer Seele entwickeln, zeigt uns diesen Weg. Wie die Morgenröthe dem Mittage und Frühling dem Sommer vorgeht, wie mit der Jugend, dem Frühlinge

des Lebens, zuerst die Blüthen der Seele, Sinne und sinnliche Kenntnisse erwachen; so hat die Erziehung, die der Natur folgen soll, diese auch zuförderst zu ordnen. Die schöne und angenehme Geschichte der Natur, ein Reich der Anschauungen, das Abbild der Schöpfung Gottes, geht ohne Zweifel der abstrakten Physik vor, einem Reich menschlicher Gedanken und Spekulationen; nicht anders die leichte und angenehme Geschichte der Menschheit einer abstrakten Metaphysik und Sittenlehre. Die Logik, die sich mit deutlicher Erkenntniß, mit Begriffen, Sätzen und gelehrten Schlüssen beschäftigt, werde von einer andern Logik vorbereitet, die den gesunden Verstand und die Phantasie leitet; und da dies besser durch Beyspiele als durch Lehren geschieht, so kommen wir eben hiemit wieder auf den schönen Weg der alten Schriftsteller. Werden diese den Jünglingen aus den Händen gespielt, um sie dafür mit sogenannten höhern Kenntnissen zu beschenken, so weiß ich nicht, ob ihnen, wenn sie gleich alles gelernte Scientifische im Gedächtniß behielten, der Schade jenes Verlusts ersetzt würde? Was man zu früh lernet, lernet man nicht recht. Ein metaphysisches Kind, ein systematischer Knabe ohne Materialien, ohn' alle Blüthe der Erkenntniß ist ein junger Greis, der verwelkt war, ehe er blühte. Schaffe der Jugend erst Reichthum an Sachen

und mancherley sinnliche Gewißheit; die Deutlichkeit gelehrter Begriffe wird aus ihnen, wie die Frucht aus dem Keim und der Blüthe, zu ihrer Zeit werden.

Es versteht sich hiebey, daß man weder bey Alten noch Neuern, Worte von Gedanken, Ausdruck von Sachen zu trennen habe; gedankenlose Worte, der schönste leere Ausdruck ist eine verwelkte Blüthe. Wer in den Alten nur Phrases fängt, hat nicht einmal Schmetterlinge gefangen; er haschte nach dem Staube ihrer Flügel. Wer in den Neuern nur Formeln und Ausdrücke aufjagt, füllet den Kopf seiner Lehrlinge vollends mit Spinngewebe. — Aber gute Sachen, wohl gesagt, ihnen darstellen, treffliche Beyspiele, schön vorgestellt, ihnen entwickeln, wohlgeordnete Bilder und Phantasien in einer schönen Sprache ihnen ins Gemüth prägen, das bildet und nützet lebenslang. Ein Jüngling, der in diesen Uebungen versäumt, in diesen Wissenschaften verwahrloset ist, wird sie sich mühsam und spät ersetzen; dagegen das sogenannte Höhere sich auf ihren Grund zu rechter Zeit selbst bauet.

Nur liege auch den schönen Wissenschaften Wahrheit zum Grunde! Ein Lehrer, der in den höhern Wissenschaften erfahren ist, wird diese bei jeder seiner Vorübungen im Sinn und Hinterhalte haben,

wenn er sie auch nicht der Form nach treibet. Denn muß nicht, vom Buchstabiren und Lesen an, ein Mensch wissen, was er liest? und wenn er zu den Uebungen der Schreibart geht, muß er nicht wissen, was er schreibet? Es wäre die äusserste Schande, leer Stroh zu dreschen, wenn in jeder Literatur die Felder voll Früchte stehen; und wenn die Frucht in Speise verwandelt werden soll, o so unterscheide man nur zwischen gesunder und ungesunder Speise. Ein an guten und schönen Mustern geübter Jüngling, der seine Kräfte fühlt, wird unmöglich Sach- und Wortarm bleiben. Mit der Materie wird sich ihm die Form eindrücken; unvermerkt wird er in dieser fortdenken, fortschreiben und wenn es das Glück will, forthandeln. Leset ihm gut vor und er wird, ohne daß ers weiß und fast will, gut lesen lernen. Lasset ihn sich an guten Mustern üben und das Schlechte ihm nicht bekannt werden, bis er sich jene eigen gemacht hat, so wird er auch in den höhern Wissenschaften gut denken, mithin auch gut reden: denn das schönste Kleid der Gedanken ist immer das engste, das anschließende Kleid der Wahrheit.

2. Die schönen Wissenschaften, recht verstanden, haben den Vorzug, daß sie für alle Stände und Geschäfte sind, statt dessen jede höhere nur ein abgesondertes Feld bauet; sie müssen

also, zumal mit der Jugend, in dieser Allgemeinheit getrieben werden.

In frühern Jahren weiß niemand so leicht, wozu er lernt: der Beruf und die Geschäfte des Lebens hangen nicht immer von unserer Neigung und Willkühr ab. Ist also ein Mensch gar zu einschliessend und abgeschränkt auf eine höhere Wissenschaft oder Lebenssphäre vorbereitet worden und das Glück ist ihm ungünstig, so ist er verlohren. Er kann nicht seyn, was er seyn wollte und er war nichts ausser diesem.

Zudem so hat eigentlich kein Geschäft und keine Wissenschaft eine so abgezäunte Sphäre, daß sie nicht mit andern zu thun hätte; völlige Einseitigkeit also in Einem Fache gebiert nichts als Haß und Neid, unbillige Verachtung und taube Unschicklichkeit gegen jedes andere, das uns vielleicht zunächst gränzet. Der pure pute Jurist verachtet den Theologen so unbillig, als dieser jenen aus Rache oft mißverstehet und mißbraucht. Der Metaphysiker verketzert den Poeten, wie dieser jenen verspottet — alles nicht zur Ehre der Wissenschaft oder zum Nutzen des gemeinen Wesens, das Aller bedarf und jeden Würdigen in seiner Art schätzet und ehret. Die schönen Wissenschaften und der gesunde Verstand sind gleichsam die Gemeinflur, wo sich alle höhere Kenntnisse zusammenfinden und erholen; wo jede ihres besondern Amts

vergißt und sich des allgemeinen Zweckes der Menschheit erinnert. Ist dieser Platz von Jugend auf von allen besucht und bestellt worden, so sind sie gleichsam Jugendfreunde: sie haben einerley Philosophie des Lebens gelernt, und sich zu ihren verschiednen Geschäften in Einer Schule bereitet.

Und da öffentliche Anstalten für die Wissenschaften Versammlungsörter sind, aus denen die Lehrlinge nachher in alle Stände und Aemter gehen, so können diese Gemeinfluren, als Vorübungen für alle, nicht sorgsam und unpartheiisch genug angebauet werden. Es ist nicht gut, wenn Schulen blos für Theologen sind, und alle Vorübungen in ihnen, als ob nur Theologen daher kommen sollen, getrieben werden; es wäre aber eben so übel, wenn irgend eine andere Wissenschaft oder Fakultät sich ausschliessend zum Zwecke machte. Die schönen Wissenschaften heissen humaniora: sie dienen der Menschheit und sollen ihr in allen Ständen und Formen dienen. Sie sind zu etwas mehr da, als ästhetisch zu predigen oder anakreontisch zu dichten; auch der Staatsmann soll sich an ihnen nicht nur ergötzen, sondern durch sie bilden; auch der Philosoph und Meßkünstler soll an ihnen sein gesundes Gefühl stärken. Alle sind wir Menschen, und sollen Humanität lieben; auch warens zu allen Zeiten, und in allen

Ständen Zierden der Menschheit, die sie geliebt und geübt haben.

3. Es ergiebt sich aber auch hieraus, was eigentlich schöne Wissenschaften sind, die diesen Namen verdienen; Humaniora sinds. Wissenschaften und Uebungen, die das Gefühl der Menschlichkeit in uns bilden. Wodurch dies gebildet wird, das ist schöne Wissenschaft; wo nicht, da ist sie's nicht, mit welchen Titeln sie auch prange.

Man rechnet Sprachen und Poesie, Rhetorik und Geschichte dazu; es kommt aber immer darauf an, wie Sprachen und Poesie, Rhetorik und Geschichte getrieben werden? sonst können auch sie häßliche, unnütze Wissenschaften bleiben. Der Sinn der Menschheit (Sensus humanitatis) macht sie zu dem, was sie seyn sollen; alsdann ist aber auch die Philosophie ihnen nicht fremd oder widrig, vielmehr müssen sie alle mit einer Art Philosophie getrieben, und durch sie zur Humanität belebt werden: eine solche Philosophie ist gewiß doctrina humanitatis. Es ist unläugbar, daß die alten Theoristen, Aristoteles und Quintilian, diesen Sinn der Menschheit bey ihrem Unterrichte mehr im Auge hatten, als die meisten neueren Theoristen. Aristoteles unvollständige Poetik zergliedert die griechische Tragödie, und will sogar ihr die

Reinigung der Leidenschaften zum Zweck machen: ein Lehrer der Wissenschaften, der den Homer und Sophokles in dieser Absicht erklärt, hätte eine große Bahn vor sich. Aristoteles Rhetorik ist eben so voll von Kenntniß der menschlichen Seele und der Leidenschaften, als voll Kenntniß der bürgerlichen Zwecke und Geschäfte, zu denen geredet werden soll. Plutarchs Schriften sind alle in diesem zarten Sinne der Menschheit geschrieben, sowohl seine Abhandlungen als Lebensläufe; Cicero selbst kömmt ihm hierinn nicht bey. Quintilian ist eine Tenne voll goldner, gereinigter Weisheitskörner. Unter den neueren Theoristen hat sich Rollin insonderheit nach dem Geschmacke der Alten gebildet, und unter uns hat insonderheit Sulzer in diesem Geschmacke des Wahren und Guten theorisiret. Mit diesen und andern Hülfsmitteln theils unter den genannten, theils unter andern Nationen, läßt sich in unsern Tagen wohl eine Theorie der schönen Wissenschaften vortragen, von der man sagen kann, daß sie den höhern mit Geist und Leben diene. —

Wie aber Theorie allein nicht alles thut, so kömmts am meisten auf Beyspiele solcher an, die in den höhern Wissenschaften mit dem wahren Sinne der Menschheit und in den schönen mit Sinn und Vorgeschmack der höhern geschrieben und gehandelt haben. Ich will mein Lied nicht doppelt singen,

und die alten Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen, bey denen alles noch glücklicher Weise Eins war, abermal und aufs neue rühmen. Auch unter den Neuern hat jede höhere Wissenschaft schöne Genien gehabt, die sie im wahren Geiste der Menschheit behandelt haben, wie es auch an Dichtern nicht gefehlt hat, die mehr als Dichter waren, und dies Mehrere ihren Werken eindrückten. Ich darf von den letzten nur die Namen eines Dante, Petrarcha, Tasso, eines Milton, Swift, Pope, eines Haller, Witthof, Lichtwehr, Lessing und Kästner nennen: so wie unter jenen an Thuan und Montaigne, Sidney und Shaftesburi, Machiavell und Sarpi, Erasmus und Grotius erinnern, um das Andenken so vieler andern in andern höhern Wissenschaften zu erneuern. Ein Lehrer der Humanität, der im Geiste dieser Männer lehret, wird, und wenn, wie in Trotzendorfs Schule, Heere von Jünglingen von ihm für alle Stände und Aemter wären, für alle lehren. Er wird nicht mellitos verborum globulos, dictaque papauere et sesamo sparsa auswerfen: qui inter haec nutriuntur, non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in culina habitant, sondern Stoff und Form geben, daß der Geist seiner Schüler hell, ihre Phantasie und Sinne wohlgeordnet, ihr Aus-

druck durch Wahrheit schön und geschmückt durch Einfalt werde, am meisten aber, daß sich in ihnen der Sinn bilde, die Menschheit überall zu lieben und ihr wahres Gute zu befördern — der beste Einfluß in die höhern Wissenschaften sowohl als die große Kunst des Lebens.

II.

Ueber die

Wirkung der Dichtkunst

auf

die Sitten der Völker

in alten und neuen Zeiten.

Eine Preißschrift.

1778.

Vtcunque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae. *Horat.*

Nach vielen Zeugnissen der Alten war Poesie bei ihnen vom stärksten Einflusse auf die Sitten. Sie, die Tochter des Himmels, soll wie die Dichtung sagt, den Stab der Macht gehabt haben, Thiere zu bändigen, Steine zu beleben, den Seelen der Menschen einzuhauchen, was man wollte, Haß und Liebe, Muth und Sanftmuth, Ehrfurcht gegen die Götter, Schrecken, Zuversicht, Trost, Freude. Sie solls gewesen seyn, die rohe Völker unter die Gesetze, Verdrossene zu Kampf und Arbeit, Furchtsame zu Unternehmungen in Todesgefahr muthig und geschickt gemacht. Sie war das älteste und nach der Erzählung das wirksamste Mittel zur Lehre, zum Unterricht, zur Bildung der Sitten für Menschen und Bürger a).

a) Mercuri, nam te docilis magistro
Mouit Amphion lapides canendo —
Mercuri, facunde nepos Atlantis,
Qui feros cultus hominum recentum
Voce formasti —
— gelidoue in Haemo
Vnde vocalem temere insecutae
Orphea siluae
Arte materna rapidos morantem
Fluminum lapsus etc. — *Horat.*

Der Stellen, die ein Gleiches sagen, sind bei den Alten sehr viele.

Wie? sind alle diese Nachrichten Fabel und selbst Poesie? oder, wenn sie Wahrheit enthalten, wie konnte Plato ihr den Eingang in seine idealische Republik versagen?

Oder hatte sie die Wirkung; hat sie sie noch? Was hat sich geändert? sie selbst, oder die Welt um sie, Zeit, Sitten, Völker?

Und hätte sie sie nicht mehr; was ist an ihre Stelle getreten? Etwas besseres? schlechteres? nichts? Und wie könnte man ihr in den beyden letztern Fällen ihre alte Würde und Hoheit wiedergeben? ihr zurückhelfen auf den Thron ihrer Väter?

Oder wäre sie so tief verfallen, daß sie sogar üblen Einfluß auf den Charakter und das Glück der Menschen hätte; wie könnte man diesem Uebel steuern? ihr das Gift nehmen? und die verderbten Seelen der Menschen zur reinern Sprache des Olympus wieder gewöhnen? —

Mich dünkt, diese und andere Fragen liegen vor mir. Ein weites Gebiet! groß, wie die Geschichte gebildeter und ungebildeter Nationen. Zugleich umfasset es Tiefen der menschlichen Seele, ihre edelsten Kräfte in Wirkung und im Empfange fremder Wirkung, in dem, was wir Sitten, Charakter, Gutes und Böses im Einzelnen und im Ganzen, Menschen- und Völkerglückseligkeit nennen.

Nichts ist angenehmer und lehrreicher als die Aussicht auf ein solches Feld und eine solche Aus-

beute der innersten Menschengeschichte; nichts ist aber auch schwerer, als dies Feld zu ordnen und diese Ausbeute zu Tage zu legen. Soll ich also, da ich von Poesie schreibe, eine poetische Muse, oder da ich von ihrem Einfluß auf die Sitten schreibe, Wahrheit und Geschichte zum Beystande rufen? Mich dünkt, das letzte. Von Poesie als ein Poet zu reden, bringt nicht weit; bist du der, so rede nicht von ihr, sondern zeige sie selbst, dichte. Auch über Wirkungen und empfangene Einflüsse der menschlichen Seele allgemein zu sprechen, ohne besondere Zeugnisse, Proben und Gewährleistung dessen, was man behauptet, kann nie weit bringen; und am mindesten weit, bei einer so großen und verflochtenen Frage, als hier die Wörter „Poesie, Einfluß, Sitten, alte und neue Zeiten" in sich schliessen müssen. Allgemeine Behauptungen b) über ein solches Thema lieset man mit Widerwillen und Eckel; man weiß

b) Ausser dem, was in allen Poetiken zum Besten der Poesie steht und stehen muß, haben Fraguier (T. I. II. der Mémoir. de l'acad. des belles-lettres) Massieu (T. II. derselben Mémoir.) Racine (T. VIII.) und andere genug darüber geschrieben, deren Verzeichniß man in Schmids Literatur der Poesie (Leipz. 1775.) S. 154—57. finden und sich selbst vermehren kann. Das Gröbste, was meines Wissens gegen die Poesie gesagt ist, und zwar nicht unter dem Scheine der Andacht, sondern des gesunden Verstandes und der Wahrheit, steht in den Parrhasianis p. 1—130. deren sonst verdienter Verfasser aber bei Erklärung biblischer Poesien genugsam gezeigt hat, daß ihm für Dichtkunst der Sinn fehlte. Es ist der berühmte le Clerc (Clericus).

nie, wo man ist? noch wovon man, bestimmt gesagt, redet? Die Akademie hat durch die Bestimmung „alte und neue Zeiten" einen Wink gegeben, daß die Frage nach der Geschichte, aus den Sitten der Zeiten und Völker, beantwortet werden solle; und das sey nach einem kurzen Kapitel über das Allgemeine, der Gang dieser Abhandlung. Erschöpft kann in ihr nichts werden; einzelne Früchte und Blumen einer langen und mühsamen Ernte bringe ich dar.

I. Was ist Poesie, wirkende Dichtkunst? und wie wirkt sie auf die Sitten der Menschen?

II. Wie wirkte sie bei den vornehmsten Nationen der Alten, die wir näher kennen? bei Ebräern, Griechen, Römern und etwa den nordischen Nationen?

III. Welche Veränderung geschah mit ihr in den mittlern und neuen Zeiten? und wie und was wirkt sie jetzt? c)

c) Die Preisschrift der Akademie zu Mantua „über den Einfluß der Dichtkunst in die Politik" vom Jahr 1770. habe ich nicht gelesen. Die Schrift, die am meisten Aehnlichkeit mit unsrer Aufgabe hätte, wären Dr. Browns Betrachtungen über Poesie und Musik (übers. Leipz. 1769.) deren Verfasser bekanntermassen die scharfe Schätzung der Sitten seiner Zeit geschrieben hatte. Da er aber mehr einer Kunsthypothese nachgeht, der (bey allen Uebertreibungen, worinn sie sich verirret,) doch nicht ganz Gerechtigkeit geschehen ist: so hat er freylich die besten Sachen nur berühren, oft schief berühren müssen. Ich schweige davon, was über die Sittlichkeit der Schaubühne, anakreontischer Dichter u. s. w. häufig für und gegen geschrieben worden.

Nothwendig fordert ein Umfang solcher Fragen, daß wir uns, so viel wir können, in jede Zeit, unter jedes Volk ganz hinstellen, und nicht, wie die Schnecke ihr Haus, unsre enge eigene Denkart allenthalben umhertragen. Die schönsten und schlechtesten Einflüsse der Dichtkunst sind doch fein und vorübergehend genug, um bei entlegenen Völkern und Zeiten sie auch nur in einem Schatten wahrnehmen zu können, der an die Wirklichkeit erinnere.

Erster Abschnitt.

Was ist wirkende Poesie? und wie wirkt sie auf die Sitten und Völker der Menschen?

Ist Poesie das, was sie seyn soll, so ist sie ihrem Wesen nach wirkend. Sie, die Sprache der Sinne, erster mächtiger Eindrücke, der Leidenschaft und der Einbildungskraft. Sie, der Ausdruck grosser Handlungen, und der Freude oder des Schmerzes, mit welchen man sie erlebt, gesehen, bewirkt, oder ihr Andenken empfangen hat, Poesie, die Sprache der Liebe und des Hasses, der Furcht und Hoffnung — wie sollte diese nicht wirken? Natur, Empfindung, die ganze Menschenseele floß in die Sprache, drückte sich in sie, als ihren Körper, ab;

Praschii Werk de variis modis moralia tradendi ist eine bloße Kompilation.

wirkt also auch durch ihn in alles, was gleicher Natur ist, in alle mitempfindende Seelen. Wie der Magnet das Eisen ziehet, wie der Ton einer Saite die andre regt, wie jede Bewegung, Leidenschaft und Empfindung sich fortpflanzet und mittheilt, wo sie nicht Widerstand findet; so ist auch die Wirkung der Sprache der Sinne, d. i. der Poesie, allgemein und im höchsten Grade natürlich. Sie druckt sich der Seele ein, wie sich Bild und Siegel in Wachs oder Leim formet d).

Je wahrer also je kenntlicher und stärker der Ausdruck unsrer Empfindungen ist, d. i. je mehr es wahre Poesie ist; desto stärker und wahrer ist ihr Eindruck, desto mehr und länger muß sie wirken. Nicht sie, sondern die Natur, die ganze Welt der Leidenschaften und Handlungen, die im Dichter lag, und die er durch die Sprache aus sich zu bringen strebet — diese wirket. Die Sprache ist nur Kanal, der wahre Dichter nur Dollmetscher, oder, eigentlich, der Ueberbringer der Natur in die Seele und in das Herz seiner Brüder. Was auf ihn wirkte und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch seine, nicht durch willkührliche, konventionelle, sondern durch Naturkräfte. Und je offner die Menschen sind, diese zu fühlen oder zu ahnen; je mehr sie Augen ha-

d) Es sind dies meistens Gleichnisse und Bilder, die Plato, Cicero und die Dichter selbst von der Art ihrer Wirkung gebraucht haben; es wäre zu weitläuftig, die Stellen alle zu citiren.

ben, zu sehen, was in der Natur geschieht, und Ohren zu hören, wie es ihnen der Bote der Schöpfung mittheilt; desto stärker wirkt nothwendig die Dichtkunst in ihnen. Und sofort wirkt sie aus ihnen weiter. Je mehr sie auf Menschen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinschaftlich empfangen, und einander wie zurückgeworfene Strahlen der Sonne, mittheilen: desto mehr nimmt Wärme und Erleuchtung, die aus ihr quillet, zu; der dichterische Glaube kann Glaube des Volkes, Handlung, Sitten, Charakter, Theil ihres Schadens oder ihrer Glückseligkeit werden. — —

Nun haben es schon trefliche Männer untersucht, in welchem Zustande und Zeitalter das menschliche Geschlecht und seine Gesellschaft dieser Sprache der Natur, ihrer Sinne und Leidenschaften am offensten und fähigsten sey? und alle e) haben es für die Kindheit und Jugend unsers Ge-

e) Ich will besonders und vor allen nur Blackwells Untersuchung über Homers Leben und Schriften, (übersetzt Leipz. 1776.) Wods Versuch über das Originalgenie Homers (übers. Frankf. 1773.) Blairs Abhandlung über Ossian (vor der denischen Uebersetzung desselben) nennen; denn die meisten Neuern haben aus diesen geschöpfet, so wie sie wiederum die Samenkörner ihrer besten Betrachtungen in den Alten selbst fanden. Wenn viele den Satz so mißverstanden haben, als ob in gebildeten Staaten kein Dichter leben und werden könne; so muß man den Mißverstand bessern, nicht aber die Wahrheit der Geschichte aufgeben oder verändern.

schlechts, für die ersten Zustände einer sich bildenden Gesellschaft entschieden. So lange ein Mensch noch unter Gegenständen der Natur lebt, die ihn ganz berühren; je mehr er Kind f) dieser lebendigen, kräftigen, vielförmigen Mutter ist, an ihren Brüsten liegt, oder sich im ersten Spiele mit seinen Mitbrüdern, ihren Abdrücken und seinen Nebenzweigen auf einem Baume des Lebens freuet; je mehr er ganz auf diese wirkt und sie ganz auf sich wirken läßt, nicht halbiret, meistert, schnitzelt, abstrahiret; je freyer und göttlicher er, was er empfangen hat, in Sprache bringen kann und darf, sein Bild von Handlungen ganz darstellt und durch die ihm eingebohrne, nicht aufgeheftete Kraft wirken läßt; endlich je treuer und wahrer die Menschen um ihn dies alles empfangen, aufnehmen, wie ers gab, in seinen Ton gestimmt sind, und Dichtkunst auf des Dichters, nicht auf der Zuhörer Weise wirken lassen; da lebt, da wirkt die Dichtkunst; und gerade ist dies in den Zeiten der ganzen wilden Natur, oder auf den ersten Stufen der politischen Bildung. Weiterhin, je mehr Kunst an die Stelle der Natur tritt und gemachtes Gesetz an die Stelle der lautern Empfindung (Zustände,

f) ιδιωτης πας και απαιδευτος τροπον τινα παις εσι. Στραβ.

Det primos versibus annos
Moeoniumque bibat felici pectore fontem.

Petron.

in denen die Menschen nichts mehr sind, oder was sie sind, ewig verhehlen), wo man sich Sinne und Gliedmassen stümmelt, um die Natur nicht zu fühlen oder nicht von sich weiter wirken zu lassen; wie ist da Poesie, wahre, wirkende Sprache der Natur möglich? Lüge rührt nicht; Kunst, Zwang und Heucheley kann nicht entzücken, so wenig als Nacht und Finsterniß erleuchten. Dichtet (im wörtlichen Verstande) dichtet immer g); erdichtet euch eine Natur, Empfindung, Handlung, Sitten, Sprache; die große Mutter der Wahrheit und Liebe sieht euerm Spiele zu, sie lacht oder jammert. Die wahre Poesie ist todt, die Flamme des Himmels erloschen und von ihren Wirkungen nur ein Häufchen Asche übrig.

Das ist also Dichtkunst und so wirkt sie; aber was wirkt sie? wie bringt sie Sitten hervor? und sind diese gut oder böse?

Mich dünkt, diese Fragen allgemein zu beantworten, ist gar nicht möglich. Alle Gabe Gottes in der Natur ist gut, und so auch die große Gabe über sie alle,

g) ȣ τεχνη ποιȣσι, αλλα θεια δυναμει — ȣχ' ουτοι εισιν, οι ταυτα λεγοντες, αλλ' ο θεος αυτος εςιν ο λεγων. Πλατ.

Σοφος ο πολλα ειδως φυα,
μαθοντες δε, λαβροι
παγγλωσια, κορακες ως,
ακραντα γαρνετον
Διος προς ορνιχα θειον. Πινδαρ.

ihre lebendige Sprache. Sinne, Einbildung, Handlung, Leidenschaft, alles was die Poesie ausdrückt und darstellt, ist gut; mithin kann auch ihr Eindruck auf andere, durch Harmonie und Einstimmung, nicht böse genannt werden h). So wie aber alles in der Schöpfung und gerade das Edelste am meisten mißbraucht wird; so kann auch die Poesie, der edle, entzückende Balsam aus den geheimsten Kräften der Schöpfung Gottes, süßes Gift, berauschende, tödtende Wollust werden. Saecli incommoda, pessimi poetae — — Das liegt alsdann nicht an der Sache, sondern am Mißbrauche; und eben weil es nur an diesem, und also ganz in den Händen der Menschen liegt, müssen die Gränzen um so sorgfältiger geschieden, die Gegend des Mißbrauches um so genauer verzäunt und verwarnet werden.

Wir öffnen also ohne alle weitere metaphysische Umschweife von dem, was Poesie, Einfluß, Zeitalter, gut und böses heisse, das Buch der Geschichte; sie soll beweisen, lehren, warnen und entscheiden.

h) S. Basil. de legend. graecor. libr.

Zweyter Abschnitt.

Wie wirkte Poesie bei den vornehmsten Nationen der alten Welt, die wir näher kennen, bey Ebräern, Griechen, Römern und nordischen Völkern?

Erstes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bei den Ebräern.

Daß dieses Volk herrliche wirkende Poesie gehabt habe, können auch seine Feinde nicht läugnen; und was insonderheit den Geist ihrer Dichtkunst, die Art und Absicht ihrer Wirkung betrifft, darinn, dünkt mich, sind sie das sonderbarste und einzige Muster der Erde. Auch blos in Wirkung ist ihre Poesie göttlich. Gott ists, der da spricht: vom Geiste Gottes sind ihre Gedichte voll: auf Gott fliessen sie zurück. Ihn darzustellen, zu preisen und zu offenbaren, das erwählte Volk zu seinem Volke, zu einem Volke Gottes zu bilden; das allein ist ihre große reine Absicht.

Ich übergehe die ersten Denkmale von der Schöpfung und den ersten Schicksalen des Menschengeschlechts bis auf die Trennung der Völker. Sie sind, obwohl sie dichterische Stellen haben, nicht eigentlich Poesie; jene aber müssen sie haben, weil sie gerade den Inhalt „Himmel und Erde, Schöpfung „des Menschen und seinen ersten Zustand, die Um-

„armung der ersten Braut, die erste Sünde, Ge„fühl und Fluch des ersten Mörders, das große Ge„richt der Ueberschwemmung, nebst dem Wiederge„fühle der erneuerten Erde beim ersten lachenden Re„genbogen" — diese und dergleichen große Dinge enthalten. Die einfachste Erzählung des Allen, jedesmal nach dem ersten ursprünglichen Eindruck muß natürlich die wundersamste Wirkung machen: sie macht sie noch auf alle Kinder und unbefangene Gemüther: ja sie hat sie auf der ganzen Erde gemacht, unter allen Völkern, wo je diese Urfagen der Welt hindrangen. Ueberall finden wir sie in der ältesten Geschichte, Einrichtung und Religion selbst der entlegensten und wildesten Völker, nur meistens verstellt, verändert und oft tief verkleidet, wieder; finden sie immer deutlicher wieder, je älter das Volk ist und je mehr es seine ersten Denkmale erhalten, sehen sodann immer deutlicher, wie die ersten Gesetzgeber, Dichter und Weise in Bildung einzelner Völker auf diese Ursprünge der Menschenkenntniß mehr oder minder gebauet haben i); mithin hatten diese

i) Cythara crinitus Iopas
Personat aurata, docuit quem maximus Atlas.
Hic canit errantem lunam, solisque labores
Vnde hominum genus etc.
— Silenus — canebat vti magnum per inane coacta
Semina, terrarumque etc.
Von den Griechen s. das ganze erste Buch von Fabric. Bibl. *Gr.* und von allen Völkern ihre alte Mythologie, Kosmogonie u. dgl.

geringen poetischen Ueberbleibsel die größte Wirkung und ein ziemlich unerkanntes, oft angestrittenes, aber um so edleres Verdienst um die Sitten der Welt und um die Bildung der ersten Völker. — Indessen, da dieser Gegenstand zu fern liegt, er auch in einzelnen Büchern oft bis zum verwegensten Uebermaaße ausgeführt worden, und wir ihn bei Gelegenheit der Griechen, vielleicht auf seiner deutlichsten Stelle, ins Auge bekommen werden; so sey hier genug von demselben. Wir wenden uns zur eigentlichen Nationaldichtkunst des ebräischen Volkes.

Dies Volk war dichterisch selbst in seinem Ursprunge. Ein göttlicher poetischer Segen wars, der das Geschlecht Sems, Abrahams, Isaaks, Jakobs und seiner zwölf Söhne unterschied k) und vom sterbenden Vater ihnen als Krone auf ihr Haupt gesetzt, als Balsam auf ihre Scheitel gegossen wurde. Esaus Thränen und seine lange Rache beweise es, wie hoch dieses Erbe göttlicher Worte geschätzt wurde. Es gieng bis auf Kinder und Kindskinder hinab: das Geschlecht Ismaels hat noch die Sitten des poetischen Spruches 1), der auf ihren Urvater fiel, erhält sich

k) 1 Mos. 9, 24-27. 1 Mos. 15, 12-17. 1 Mos. 27, 27-46. 1 Mos. 49, 1-27.

l) S. Sale Einleitung zum Koran, und eine eigne Abhandlung davon in *Delany's* revelat. examin'd with candour T. II. Was Genealogien, Geschlechtssegen und Ruhm der Väter auf alle Stämme und Völker der Morgenländer für Wirkung haben, ist aus Nachrichten und Reisebeschreibungen bekannt genug.

darinn, und rühmet sich dessen. „Ihre Hand gegen „jedermann, jedermanns Hand wider sie — die „Wüste, das freye Feld ist ihnen gegeben.“ Mit eben dem Glauben und mit noch größerer Entzückung und stolzer Freude konnte Isaaks und Jakobs Geschlecht an seinem Geschlechtsliede hangen. Sitten und Schicksale waren ihm darinn vorgeprägt: das Gesicht Jakobs über seine Söhne enthält auf eine bewundernswürdige Weise ihr Bild, ihre Sitten, ihre Geschichte im ersten Abdrucke und bis in die spätesten Zeiten. Die Wirkung dieser Lieder aufs ganze Geschlecht war mehr als ein Golderbe, als todte Wappenbilder und erstrittene Fahnen. Als nach Jahrhunderten ihr Befreyer und Gesetzgeber dem muthlosen, und unterdrückten Volke erschien; sollte er ihnen keinen andern Namen nennen, der ihnen Muth und Gefühl von der Würde ihres Ursprungs gebe, als den Gott ihrer Väter, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Er thats, er errettete sie durch Wunder und Zeichen, und als er sie, nun sein Volk, ein Volk Gottes, in seinen Händen hatte, wie umfieng er sie? womit gab er ihnen den ersten Eindruck? Durch Poesie! durch das herrliche Lied ihres Ausgangs m), das in der Ursprache, auch dem Schalle nach ganz lebendige Dichtkunst, als Mauer dasteht am Schilfmeere, so wie sein letztes Lied n)

als

m) 2 Mos. 15, 1–21.
n) 5 Mos. 32, 1–44.

als die andere Mauer am Berge Pisga. Dort ist man unter Pauken und Tänzen der erretteten Männer und Weiber; hier — wer hat dies Lied gelesen und hat nicht gefühlt: so hat kein Gesetzgeber geendet! Die ganze Seele und das Herz Moses, sein Gesetz, sein Leben, das Herz, die Sitten des Volks, seine Bestimmung, Glück und Unglück, seine ganze Geschichte ist in dem herrlichen Liede. Es sollte ein Denkmal des Gesetzgebers, ein Lied seyn, das auf die Sitten und das Herz des Volkes ewiglich wirkte. Die rührende Wiederholung des Gesetzes im fünften Buche voll Geschichte, Fluches und Segens war dazu Vorbereitung, lebende Grundlage zu einer lebendigen Denksäule, und der darauf folgende Segen o) (der wenig veränderte Segen ihres letzten Stammvaters) war der dichterische Kranz, der die Bildsäule krönte. Welcher Gesetzgeber wollte tiefer auf Sitten seines Volkes wirken, als Moses? Selbst Lykurg ist ihm nicht zu vergleichen; und wenn er nun die Wirkung seines Daseyns in Worte zusammennahm, wards — ein Lied.

Auch umliegende Völker mußten so auf dies Volk wirken. Die Geschichte Bileams p) zeigt, welche Kraft Moab seinen poetischen Flüchen zugetrauet habe, die sich in Segen über Segen auf Israel

o) 5 Mos. 33, 1—29.

p) 4 Mos. 22 bis 24.

wandeln müssen. Noch jetzt kann man den höchst-poetischen Ausdruck dieser Gesichte und Entzückungen q) nicht ohne Ehrfurcht und heiligen Schauer, zugleich aber auch mit wie hochaufwallender Brust lesen; wie mag sie Israel gehört, gelernt, gesungen, empfunden haben! den Fluch seiner Feinde wand es sich als Siegeskranz des Lobgesanges um seine Schläfe.

So zogs in sein Land: seine Siege wurden in Gesängen, die wir nicht mehr haben, dem Volke preisgegeben. r) Einen derselben haben wir, und er ist national, voll Wirkung aufs Volk, auf Freunde und Feinde, auf sieghafte und müssige Stämme, selbst auf die verschiedenen Stände und Classen des Volkes, als ich sonst keinen kenne — Das Lied der Heldinn und Dichterinn Deborah. s) Lob und Tadel, Spott und Ruhm fliegen aus der Hand der Siegerinn in mehr als pindarischen Pfeilen: an seinem lebendigen Feste muß er große Wirkung gehabt haben! Wie sie unter Palmen, so wohnte Israel damals unter Weinstöcken und Feigenbäumen, genoß die Natur und verstand ihre Sprache. Als der unterdrückte, verfolgte, kaum entkommene Flüchtling, Jotham, seine Landsleute zur Barmherzigkeit gegen sich und zur Einsicht

q) 4 Mos. 23 und 24.

r) Josua 10, 13.

s) Richt. 5, 1—31.

über ihren blutigen Unterdrücker bringen wollte, that ers — durch eine Fabel. t) Vielleicht die episch-politisch- und historisch-glücklichste Fabel, die je gesagt ward: sie enthält den Ursprung und die Sitten des ganzen Tyrannengeschlechts auf Erden.

Der zweyte König in Israel, er, der unter allen Königen die größte Wirkung auf sein Volk gethan, daß Name und Regierung ihnen das Sprüchwort der Macht und Herrlichkeit eines Königs wurde, war Hirt und Sänger, der lieblichste Psalmensänger, u) den Israel gehabt hat und der eben durch Psalmen königlich wirkte. Die mächtige, Angst und Wuth zähmende Harfe war's, w) die ihn an Sauls Hof brachte, ein Siegesreigen der Weiber seiner Nation, x) der ihm Sauls Haß und Neid zuzog. Die Harfe war's endlich, die ihn in der Wüste und auf den Thron, in Leid und Freude, in die Schlacht und zum Altare begleitete und allenthalben den Gott seines Volkes pries. Alle Zustände seines Herzens, die größten und gefahrvollsten Begebenheiten seines Lebens flossen in Lieder, in Lieder von so ausserordentlicher Wahrheit und Würkung aufs Herz, daß sie Jahrtausende die Probe gehalten und unter den verschiedensten Umständen und Zeitläufen von

t) Richt. 9, 7—20.

u) Sirach 47, 1—13.

w) 1 Sam. 14, 14—23.

x) 1 Sam. 18, 7. 8.

aussen, Herzen erquickt und Seelen regiert haben. In allen ist der König Israels Knecht Gottes, dem Gott hilft: das Volk, das ihm anvertrauet war, ist Gottes Volk, eine Heerde, deren Hirt der Herr ist, und das auch an Sitten unvergleichbar seyn soll unter Völkern auf Erden. Die Psalmen Davids sind eigentliche National-Psalmen: auch wenn sie das Volk sang, ertönte eine Musik, von deren Art und Wirkung wir wirklich keinen Begriff haben. Es war der Siegeskranz am Ende seines Lebens, y) so „sprach der König lieblich mit Israels Psalmen," der Geist Gottes hat durch mich gesungen: sein Wort ist durch meine Zunge geschehen." Der Ruhm seiner Lieder blieb, die Wirkung derselben überdauerte die Wirkung seiner Siege. Das Volk sang ihn, und die Propheten weckten den Geist seiner Gesänge, wie ihn der Geist Moses erweckt hatte. Er lebet noch. Wir hören ihn um Abner, um Jonathan klagen, z) und weinen mit ihm: wir hören ihn frohlocken, und frohlocken mit ihm: der Geist, der um seine Harfe schwebte, hat große Wirkung gethan auf der Erde und wird sie thun, wenn vielleicht die Poesie andrer Nationen ein Traum ist.

Wie die Regierung Salomo's war, war auch seine Dichtkunst, ein redender Beweis, wie

y) 2 Sam. 23, 1—3.

z) 2 Sam. 3, 33—38. 2 Sam. 1, 19—27.

Sitten auf Gedichte, und Gedichte auf Sitten wirken. Fein, glänzend, berühmt, scharfsinnig, wohllüstig, wie sie; so sang und regierte er. Die Königinn eines fremden Volkes kam, ihn mit Räthseln und Dichtkunst zu versuchen aa) und ward überwunden: er war so reich an Liedern, als an Gold und Pracht und Weisheit: bb) seine Sprüche sind ein Köcher voll Pfeile des schärfsten Sinnes und Witzes, ihr Flug ist befiedert, und sie treffen das Herz: seine Lieder der Liebe sind die zärtesten geheimnißvollen Morgenrosen, die im Thale der Freuden je eine Königshand brach: sein Hof war glänzend, voll Sänger und Dichter, voll Liebhaber und Wetteifrer seiner königlichen Muse; indessen zeigt sein letztes poetisches Buch, cc) wie der Ausgang seiner Regierung, daß alles eitel sey, was sich nicht auf die Furcht Jehovahs gründe. Weder ihn, noch sein Volk konnte die glänzende oder zarte Dichtkunst glücklich machen; Israel seufzte nach einem Könige, der kein Poet sey.

Das Reich zerfiel und nun gehen hie und da Gesandte Gottes ans Volk, Propheten, Sänger umher: aus der Königsstadt oder aus der Wüste, von Bergen schallt ihre Stimme, die Stimme Gottes an sein Land und seine verlaufenen Söhne. Wer

aa) 1 Kön. 10, 1—9. 2 Chron. 9, 11.

bb) 1 Kön. 4, 29—34.

cc) Der Prediger.

kann noch jetzt sie lesen und wird nicht warm? stolz, oder bange um seinen Gott, den Gott Israels, um seine Worte und Verheissung! Vom Geiste Gottes sind voll, die da sprachen: nicht ihre, sondern Gottes Sache, Gottes Wort war's, was sie sprachen: es ängstigte oder entzückte sie, was sie sahen und hörten, und da mußten sie singen. Jesaias und Habakuk, Hosea und Micha, Amos und Jeremia. Brand zu singen fühlten sie in sich, und Glut sind ihre Gesänge! Das Land um sie ist Gottes Land, Schauplatz der Thaten Gottes in die tiefste Ferne: das Volk um sie ist Gottes Volk in Fluch und Segen, in Lohn und desto härtern Strafen: da stehen sie und arbeiten, und schildern und bilden vor. Ihre Stimme will den Sturz abwenden, aber vergebens! Der Fall kömmt, und nun wird ihre Harfe voll rührender Klage, Trost und Hoffnung. Auch in der Ferne hatten sie den Blick des zerstreuten Volkes auf ihr Land geheftet, richten ihn immer zu den Bergen, von welchen ihnen Hülfe kommen würde, empor. Das Volk blieb immer Volk Gottes auch im fremden Lande: an den Flüssen Babels sitzen sie und weinen, wenn sie an Zion dachten: dd) ihre Harfen hangen an den Weiden verstummt und traurig „wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande?“ Unter Weissagung kamen sie zurück, und unter trau-

dd) Ps. 137.

rigen Gesängen der Gegenwart, aber großen Gesichten der Zukunft stiegen die Mauren Jerusalems und des Tempels wieder hervor. Die Stimme des Geistes ertönte durch ihre Sänger und Patrioten fort, bis sie wieder ein Volk waren, und auch später in elenden kümmerlichen Zeiten kam immer ein Ton des Trostes, ein Hall der Freude zur rechten Zeit.

Glücklich, wenn diese göttliche Dichtkunst jedesmal die Wirkung ganz gethan hätte, die sie thun sollte und dazu der Keim in ihr lag! Daß sie immer ein Brand gewesen wäre, der Herzen durchglühte, und ein Hammer, der Felsen zerschlug! Aber freylich wars auch ihr Schicksal "höret's und verstehet's nicht! sehet's und merket's nicht!" ee) Da es hier nicht darauf ankam, zu loben, zu bewundern oder die Ohren sich kitzeln zu lassen; sondern zu thun, zu folgen, zu gehorchen, Sitten und Neigungen zu ändern und in einem andern Geiste zu leben; so war das freylich eine zu hohe Forderung, eine zu schwere Last der Dichtkunst. Man fürchtete den Propheten, oder haßte und verfolgte ihn. Da der Zweck seiner Gesänge so hoch über den Zweck der blossen Menschen-Dichtkunst, als sein Geist über den Geist dieser gieng; so war auch ihr Lohn anders. Statt sie auf den Parnassus zu führen, warf man sie in die Grube: das Lied von einem Weinberge, der Heerlinge trug statt süsser Trauben, war oft die

ee) Jes. 6.

Geschichte ihrer Wirkung. ff) Dies lag aber wohl nicht an denen, die saugen, sondern an denen, die hörten; und noch fand zu jeder Zeit ihr Wort, „der Thau, der vom Himmel fiel zu machen die Erde fruchtbar und wachsend" seine Stelle.

Groß ist die Wirkung, die die Dichtkunst der Ebräer auf dies Volk und durch sie auf so viel andre Völker gemacht hat. Zu welchem Volke that sich auch in Gesängen und Liedern sein Gott also, wie zu diesem der seine? Die Dichtkunst der andern ward bald Fabel, Lüge, Mythologie, oft Greuel und Schande; diese ist und blieb Gottes! die Tochter des Himmels, die Braut seiner Ehre und Richterinn seines Namens. Wenn unter allen Völkern eben Dichter die ersten Götzendiener, Schmeichler des Volkes und der Fürsten, Tändler und zuletzt Verschlimmerer der Sitten geworden sind, daß ihnen fast nichts mehr heilig bleiben konnte: so waren hier gerade Dichter die Eifrer gegen Abgötterey, Selbstruhm, Schmeicheley und weiche Sitten: ihre Poesie war Altar des einzigen Gottes der Wahrheit und Tugend. Welche Schilderungen! welche Beschreibungen desselben in Hiob, Moses, den Psalmen und Propheten! Man sey Jude, Christ oder Türke, man muß ihre Hoheit fühlen, und die reinen Pflichten, die immer daran geknüpft werden, im Staube ehren. Die einzelne

ff) Jes. 5.

Vorsehung Gottes, wo ist sie kräftiger gepriesen und erwiesen, als in der Geschichte dieses Volkes, und in den Liedern, Prophezeihungen, Psalmen, die aus dieser Geschichte reden? Das Christenthum, mit seiner simpeln göttlichen Weisheit, ist aus diesem Stamme gesproßt, zog Saft aus dieser Wurzel in Bildern und Sprache. Lehre und Trost, Aufmunterung und Warnung, alles was ein Mensch Gottes bedarf, wornach er dürstet in den Tiefen seiner Seele, ist hier kräftig enthüllet oder reizend verhüllet, und wenn alle Menschendichtkunst Rauch und Pfütze würde; so glänzt in dieser die Sonne, voll Licht, Leben und Wärme, hoch über Wolken, Dunst und Nebel.

Aber warum mußten so erhabne Lehren und Triebfedern zur Sittlichkeit der Menschen in eine so enge, übertriebene, dunkle Nationaldichtkunst eines Volkes verhüllet werden? Ich glaube nicht, daß jemand so fragen könne, der den Geist dieser Gedichte an Stelle und Ort gefühlt hat. Für dies Volk waren sie ja eigentlich, und so mußten sie in der Sprache, den Sitten, der Denkart des Volkes und keines andern in keiner andern Zeit seyn. Nun lebte dies Volk noch unter Bäumen, wohnte in Hütten, in einem Lande, wo Milch und Honig floß; philosophische Grübeleyen und sogenannte reine Abstraktionen, die als aufgehaute Schälle, als unsichtbare Geister in der Luft fliegen, waren ihm und

seiner Sprache fremde. Wie Gott also in der Natur zu ihm sprach und durch alle Begebenheiten seiner Geschichte: so wollte auch der Geist ihrer Dichtkunst zu ihnen sprechen, ans Herz, für Sinne und den ganzen Menschen. In Bildern konnte gesagt werden, was sich durch mutternakte Abstraktionen nimmer oder äusserst matt und elend sagen läßt. Die Sprache der Leidenschaft und der Gesichte konnte unsichtbare oder zukünftige Welten umfassen, Dinge zur Aufmunterung, zum Trost darstellen, die erst eine späte Folgezeit entwickelte, ohne daß durch eine zu lichte Vorspiegelung eben die Erfüllung des Geweissagten verhindert wurde. Es waren Träume des Reichs Gottes, der geistigen und vesten Zukunft, in Nebel gehüllt, aber eben in einen erquickenden, gesunden, Himmelsthau triefenden Nebel. — Gesänge dieser Art sollten den Menschen treffen mit Herz, Muth und Sinn; nicht einen leeren Kopf voll Spinnweb der Abstraktionen oder ein philosophisches Schattenantlitz. Die himmlische Leyer mußte also Saiten haben für jeden in uns schlafenden Ton, für jede fühlbare Taste unsres Herzens. — Ueberdies, wer fühlt nicht, daß in diesem Engen und Eignen des Volkes und der Menschengattung, die beste Wirkung ihrer Poesie ruhe? gg) Daß der Geist derselben so geheim und zuthätig zu ihnen

gg) S. davon manches in Lowth. de poesi sacr. Hebr. insonderheit Prael. VIII. IX.

sprach, um alle ihre Gegenstände des Heiligthums, der Natur, des häuslichen Lebens liebreich und vertraulich umhergieng und eben daraus Seile für ihr Herz wand, Bilder in ihrem Thale schuf für Himmel und Zukunft; lag darinn eben das Andringliche und Sittliche der Wirkung dieser Gedichte? Machet sie zu einer Abstraktion, zum Hirngespinste für alle Zeiten und Völker; und sie werden für keine Zeit und kein Volk mehr seyn. Der blühende Baum ist ausgerissen und schwebt, eine traurige, dürre Abstraktions- und Faserngestalt, über den Bäumen. — Und endlich was ist's für Wahn, für eine taumelnde stolze Thorheit, zu verkennen, wer wir sind, uns als reine Geister, als philosophische Atome zu spiegeln, und zu wollen, daß Gott sich uns, wie Jupiter der Semele, in dem, was Er ist und wie Er sich denkt, offenbare? Wie die ganze Natur Gottes, wie alle Geschichte zu uns spricht, so spreche auch die Dollmetscherinn beyder, die göttliche Dichtkunst.

Freylich ward dem erwählten Volke selbst diese göttliche Dichtkunst zuletzt Fall. Als der Geist von ihnen gewichen und nur noch der Leichnam derselben, der unverstandene, mißgedeutete Buchstabe da war: als man Wörter zählte, Sylben fädelte und den Sinn dahingab, ihn mit eignem Tande, mit müssigen Träumen umflocht und daraus deutete, was man wollte; freylich da war Wolke ums Volk und

eine Binde um die Augen ihrer Weisen. Vor lauter Glanz der Bilder sah man die Sache nicht, erkannte nicht, den man kennen sollte, der Kreis lebendiger Wirkung dieser Gedichte ans Herz und für die Sitten des Volkes war verschwunden. Der Zauber war aus: das Land den Heiden gegeben, die es zertraten: Sprache und Denkart ward Hellenismus, ein Gemisch und Chaos von fremden Völkern und Sprachen; die jungfräuliche Blüthe ihrer Dichtkunst war weg, und wann ist sie je einem Volke, einem Menschenleben zum zweytenmale wieder geworden? Es war verlebte Jugend, ein süsser Traum verstrichener blühender Jahre.

Zwar regte sich der Geist der Dichtkunst noch hie und da im Stillen, und je reiner, desto wirksamer. Auch noch auf dem Bettlersmantel der spätesten Rabbinen hh) sind Flicke grossen Sinnes, Prophetenstellen, die man bedauert, daß man sie hier und also findet. Leider! eben durch solche Flicke und Prophetenstellen zogen sie sich zu Titus Zeiten hartnäckig ihren Untergang zu, und wurden ein Ball unter den Völkern der Erde. Entfernt von ihrem Lande, entfernten sie sich immer mehr von den heiligen lebendigen Quellen ihrer Dichtkunst, so theuer sie diese auch bewahren, und eben damit das Aeussere ihrer Sitten und Gebräuche sich noch eigen

hh) Im Talmud, besonders in den Sprüchen der Väter, im Buch Zohar u. s.

erhalten. Wird einst eine Zeit seyn, da der Geist ihrer Propheten sie wieder besuche, ihnen Erfüllung zeige, und sie zum alten Volke des Herrn, ihres Gottes, mache? Jetzt zeigt die Geschichte und der Charakter dieses wunderbaren Volkes selbst in seinem Falle, von welcher Wirkung die heilige Dichtkunst einst auf ihre Väter gewesen, und zum Theile noch auf sie ist.

Und welches war, mit einem Worte, diese Wirkung? Sie war göttlich, theurgisch. Was alle Dichter rühmen, oder in Lügen formeln und in Formeln lügen, das war hier Wahrheit: Eingebung der heilige Quell ihrer Dichtkunst und die Absicht ihrer Wirkung nichts Unreiners und Geringers, als Sitten, das ganze Herz des Volkes im innigsten Verstande. Es sollte ein Priesterthum Gottes, ein königliches Volk seyn; nichts anders und zu nichts anderm war die Dichtkunst. Sie ist also in allem, was sie war und nicht war, was sie erreichen sollte und nicht erreicht hat, das merkwürdigste, lehrendste Muster: „wie Dichtkunst auf Sitten eines Volkes wirken sollte, und was sie oft nicht wirke!“

Zweytes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bey den Griechen.

Auch hier war die Poesie im Anfange göttlich, die Bilderinn der Sitten der Menschen

und Völker. Die ältesten Sagen und Mährchen Griechenlandes schreiben's ihr zu, daß sie die Wilden gebändigt, Gesetze gegeben, sie den Menschen eingeflösset und unvermerkt in Gang gebracht habe. Die ältesten Gesetzgeber, Richter der Geheimnisse und innigsten Gottesdienste, ja endlich der Sage nach die Erfinder der schönsten Sachen und Gebräuche zur Sittlichkeit des Lebens waren Dichter. ii)

Ich mag die Fabeln von Orpheus, Amphion, Linus, Thales und alle den 70. Dichternamen vor Homer, die sich meistens wie Spielzeug einer in den andern und zuletzt die meisten in ein Bild, eine Allegorie stecken lassen — ich mag sie hier so wenig wiederholen, als einzeln deuten. Genug, Hymnen der Götter, Geheimnisse, Kosmogonie, die alten Geschichten der Urwelt, Gesetze, Sitten, meistens auch in Bildern, in Sagen, war ihr Gesang, ihre Lehre und Weisheit. Bey den meisten sieht man offenbar, woher sie gekommen, von welchen Geschichten sie der gebrochene Nachhall sind, und Vako nennt die älteste griechische Dichtkunst mit Recht einen Jüngling, der mit morgenländischem Winde zum Zeitvertreibe auf einer griechischen Flöte pfeift. Hier ists nur unsre Sache, den Eindruck zu bemerken, den, nach den eignen Mährchen der Griechen selbst,

ii) Fabric. Bibl. Gr. L. I. Browns Betrachtungen über Poes. und Mus. Abschn. V. Voss. de poet. Gr. etc.

dies alles auf sie gemacht hat. Von diesen alten Kosmogonien, Hymnen, Geheimnissen, Fabeln rechnen sie selbst ihre politische und moralische Sittlichkeit her: noch nach Jahrhunderten waren die Namen Linus, Orpheus, Musäus, Thales — und wie sie weiter heissen, als Wohlthäter der Weisheit und als Väter ihres Ruhms heilig.

Auch später, wo die Namen aufhören und wahre Gedichte da sind, blickt noch dieser heilige sittliche Gebrauch der alten Dichtkunst durch. Nur von Hymnen und Kriegen der Götter kam man auf's Lob und auf Kriege der Menschen: die ältesten Aoiden waren heilige Personen, jener bey der Klytemnestra der mächtige unbezwingbare Wächter ihrer Tugend. "Die Fürsten, sagt Hesiod, (noch von der alten Sitte) kk) die Fürsten kommen vom Jupiter; die Sänger von den Musen und dem Apoll. Glücklich ist der Mann, den die Musen lieben: seine Lippen fliessen über von sanften und süssen Tönen. Ist jemand, der in seiner Seele einen geheimen nagenden Kummer fühlt; der Sänger, ein Diener der Musen, hebet nur an das Lob der Götter und alten Helden, sogleich vergißt er seinen Kummer und fühlt sein Leid nicht mehr. Seyd mir gegrüßt, Jupiters Töchter! begeistert mich mit eurem mächtigen Gesange." So sahe Hesiod die Dichtkunst an, und wie sie der

kk) Hesiod. theog. v. 88 — 104.

Sänger fürs Vaterland, der wackre Tyrtäus, wie sie der Sänger für Griechenland, Pindar, brauchte, wie sie die alten Pythagoräer und Gnomologen anwandten, liegt noch in Ueberbleibseln zu Tage. Sowohl Trauerspiele ll) als die meisten lyrischen Gattungen sind aus gottesdienstlichen Chören und Gebräuchen entstanden. Plato mit aller seiner Weisheit ist in jeder dunkeln verwickelten Frage von Dichtersprüchen und Sagen der alten Zeit voll: mm) die ihm das verargen, thun sehr Unrecht, denn ohne sie wäre nie ein Plato worden. Aus Dichtern der Vorwelt hat sich also, nach Geschichte und Tradition, bey den Griechen ihre ganze Verfassung und Weisheit erzeuget.

Und zwar geschahen die größten Wirkungen der Dichtkunst, da sie noch lebendige Sage war, da noch keine Buchstaben, vielweniger geschriebene Regeln da waren. Der Dichter sah, was er sang, oder hat's lebendig vernommen, trug's lange mit sich im Herzen, als sein Schooskind, umher, nun öfnete er den Mund und sprach Wunder und Wahrheit. Der Kreis um ihn staunte, horchte, lernte, sang, vergaß die Götterspräche nie: sie waren ihm mit Nägeln des Gesanges in die Seele geheftet.

ll) S. von diesem und anderm Aristoteles Dichtkunst, Vossius, Skaliger und die unter allen Nationen Europens darüber kommentirt haben; bey zu bekannten oder zuviel fassenden Sachen unterlassen wir Citationen.

mm) S. Timäus, Phädon u. s.

Kams nun noch dazu, daß der Dichter höhere Absicht hatte, daß er wirklich ein Bote der Götter, ein Mann für sein Volk und Vaterland, ein heiliger Stifter des Guten auf Geschlechter hinab war, und diesen Schatz, und diesen Drang in sich fühlte; wie Pfeile flogen die Töne aus seinem goldenen Köcher ins Herz der Menschen. Die griechische Musik, Töne, unter griechischem Himmel den Saiten entlockt, nahmen ihn auf ihre Flügel: Musen und Grazien halfen den Gesang vollenden.

Die Wirkung davon zeigt das Bild der Griechen in der Geschichte ihrer Werke und Produktionen, ja ihr Charakter bis auf den heutigen Tag. Sie waren die erste kultivirte Nation, wie selbst Aegyptier und Phönicier nicht waren. Ihre Sprache war so dichterisch, biegsam, klingend, fein und reich, daß man wohl sieht, frühe Dichter haben sie gebildet, und sie konnte wieder neue Dichter wecken. Alles, was sie bey den Nachbarn sahen, von den Ausländern lernten, faßten sie rund und ganz, als Gedicht, als schöne Weise, und bildeten's selbst, bis auf Namen und Geist der Sache, nach ihrem Charakter, wie zum Klange der Leier. Die Götter der Aegyptier wurden bey ihnen schöne dichterische Wesen, sie warfen überflüssigen Putz und alles schwere Geräth ab und zeigten sich, wie Mutter Natur sie geschaffen, nackt, in schöner menschlichen Bildung und dazu, wie es dem Gange der Dicht-

kunst und dem Fluge ihrer Saiten geziemte, in menschlicher, oft zu menschlicher Handlung. Die Kunst fieng mit der Dichtkunst an zu wetteifern; aus zween Versen Homers ward Phidias Jupiter, wie durch Offenbarung. Der Geschmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunst voll Götter und Helden nicht unähnlich werden; sie machten sich alles leicht, kränzten sich alles mit Blumen. Unter Musik und Gesange übten sie sich in Kämpfen und Spielen; unter Flötenschalle und wie im Tanze zogen sie zur Schlacht. Ihre Erziehung in den schönsten Zeiten waren Leibesübung, Musik und Dichtkunst: diese standen unter der Aufsicht der Obern und waren von den Gesetzgebern ihrer Staaten zu Grundfäden ihres Charakters angewandt worden, durch die sich nun Gesetze und Lehren schlangen. Homer war ihnen alles, und der feine Blick, mit dem dieser alles gesehen, jeden Gegenstand, nicht straff angezogen, sondern in seinem leichten, reinen Umrisse, richtig und leicht gemessen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältniß in allem, wurde auch ihr Blick. Leichte also und natürliche Gesetze, ein geschicktes Verhältniß der Menschen gegen einander, waren ihre Anstalt, ihre Erfindung. Die Denkart der Menschen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde, die sie noch nicht gehabt: alles zu Tie-

se wurde erhöhet, das Schwere leicht, das Dunkle helle, denn aus Homer holten sie Sittlichkeit, Kunst und Weisheit, und freilich machten sie auch aus Homer, was jeder wollte, nachdem ihm eine Lust ankam, dies oder das zu kosten.

Daß in diesem dichterischen Charakter der Griechen Alles zu bewundern und nachzuahmen sey, will ich nicht sagen. Offenbar ward hiemit manches zu sehr schaugetragen, alles zu flüssig und leicht gemacht. Die Religion ward auch, der Wirkung und dem Werthe nach, Mythologie, die fremde, zumal alte oder Alltags-Geschichte Mährchen, die Staatsweisheit Rednerey, die Philosophie Sophistik. Wahrer Werth verlohr sich mit der Zeit aus Allem und es blieb schönes Spielwerk, bunte Oberfläche übrig. So lange noch Reste der Heldenzeit da waren und das heilige Feuer der Freyheit hie und da glimmte, waren sie edel, wirksam, fochten und fühlten; bald fochten und fühlten sie, zumal die Athenienser, nur in Worten, gaben sich der Kabale, dem Vergnügen und den Rednerkunstgriffen Preis. Im peloponnesischen Kriege hungerten sie lieber, als daß sie tägliches Schauspiel entbehrten; gegen den Philippus liessen sie den Demosthenes fechten und, überwunden, waren sie, insonderheit um Lob, die niedrigsten Schmeichler. Das waren sie unter den Macedoniern und unter den Römern noch mehr; freiwillige Sklaven, wenn ihnen nur der Name der

Freyheit und das Lob ihrer Dichtkunst, Rednerey, und andrer Siebensachen blieb. Ihr Charakter, ihr Kriegs- und Nationalglück war also auch nur ein Gedicht d. i. eine schöne Fabel, nach Zeit und Auftritten behandelt. So sind sie noch s. Guys Litterar. Reise nach Griechenl. Th. 1. 2. Lieder kränzen die Ketten, die sie tragen: Lieder und ihr altes Lob wiegen sie ein auf dem Ruhebette der Armuth und Verachtung. Hätten sie weniger poetische Talente, vielleicht wären sie stärker, frey, glücklich. — Da indessen einige dieser Stücke, so kurz gesagt, zu schwer auffallen könnten: so muß ich ein paar Worte ausführlich hinzuthun.

Die Griechen waren immer Kinder, wie sie jener Aegyptier nannte, also immer auf etwas Neues begierig, und alles Neue zum Vergnügen, zur Ergötzlichkeit brauchend. Vielleicht hatten die alten Gesetzgeber, Dichter und Weise nur zu ihnen als Kindern geredet; daß sie aber nun solche blieben, alles zu Ergötzlichkeit und zu Mährchen machten — mich dünkt, die Wirkung der Dichtkunst war weder groß noch nützlich.

Die Dame Mythologie hat viele Ritter gefunden, die für sie fochten, und wenn für eine Mythologie zu fechten war, so mag's immer griechische seyn und keine andre. Aber was heißt Mythologie und was ist sie? Daß Anfangs in ihren Grundzügen Bedeutung gewesen, daran ist nicht zu zwei-

feln; auch der ärgste Lügner kann nicht ohne Grund lügen. Aber daß nun schon in den ältesten Zeiten, die wir kennen und aus denen wir Gedichte haben, das meiste bloße Volkssage gewesen; mich dünkt, das ist auch schwer zu läugnen. Schon bey Homer ist's eine alte Bemerkung, daß seine Götter unter seinen Menschen stehen. Bey diesen ist er zu Hause; jene sind ihm nur Maschinen, die er zur Fortleitung des Gedichts und zum Vergnügen der Hörenden einflocht. So braucht Pindar die Göttergeschichte auf seine, so die Tragiker und Komödienschreiber auf ihre Weise. Sie war ein zarter Leim, aus dem man machen konnte, was man wollte, weil der Leim dazu da, und von jeher alles daraus gemacht war.

Nun läßt sich, auch sehr dichterisch gedacht, ein solcher mythologischer Dichtungskram wohl zur Grundlage einer vesten Sittlichkeit und Religion des Volkes rechnen, wie wir die Worte nehmen? Schon Plato verbannte die Dichter aus seiner Republik, und führt die Ursachen an, warum er sie verbannte. Wie mußte sich Plutarch, der freilich hier mehr den Schulmeister, als den Philosophen machte, krümmen, als er die Frage aufwarf: „Wie man die griechischen Dichter lesen müsse?" — Man stelle sich vor Aristophanes Bühne hin, wenn er seine Götter aufführt, und frage, was das für Eindrücke auf's Volk habe geben sollen? Da Dichter die Religion schmiede-

ten und verschmiedeten, und nirgend etwas gewisses war: so mußten sich nothwendig schöner Aberglaube und Unglaube ins Volk theilen. Daher finden wir die leichtsinnigen, zum Schönen aller Kunst gebildeten, Griechen auf der einen Seite den Ahnungen, den übeln Vorbedeutungen, der Einwirkung der Dämonen so sehr ergeben, als auf der andern Seite ihre Philosophen willkührlich an Sittlichkeit und Religion flickten, als ob diese erst ganz von ihrem Geschwätze und System abhienge, und falls sie sich nicht eine ersännen, gar keine da sey. — Auch ihre erhabensten Hymnen und prächtigsten pindarischen Gesänge sinken im mythologischen Theile, und über die Religion ihrer Schaubühne wird noch lange gestritten werden können.

Ueber die Griechen selbst in ihrem Zeitalter und Weltende sind wir in diesem allen keine Richter; wir aber, jetzt, und wo wir leben, wenn wir den leichten Duft der griechischen Mythologie in unser Eis verwandeln, sie aus hohem Geschmacke des Alterthums auch in ihren dürftigen Begriffen, in ihrem leichten Sinne und schönen Aberglauben nachahmen wollten; was wäre das? Hesiod, Aeschylus und Aristophanes können so wenig das Maas unserer Religion und Sittlichkeit im epischen Gedichte oder auf der Schaubühne seyn; als wenig wir jetzt im alten Athen oder Jonien leben, als wenig unsere Religion das seyn soll, was die ihrige war.

Mit solchem Gebrauche der Mythologie war ein anderes Ding verbunden, das, wenn man will, die Dichtkunst schön machte und in Regeln brachte, aber auch bald in ihrer ursprünglichen Bestimmung und Wirkung herabstieß, nämlich sie wurde im eigentlichsten Verstande Dichtkunst, Machwerk. Das Geschlecht der Aoiden ward eine Zunft, ihre Sängerey Handwerk. Homer, der auch in den kleinsten Zügen, die wir kennen, so unendlich sich an Natur und Wahrheit hielt, machte Sängern Raum, die zum Vergnügen des Ohres sangen, und je besser jemand das konnte, desto mehr war er Poet. Nun entstanden Dichtungsarten, Provinzen, in die man sich theilte, die meistens das Ohr des Volkes zum Richter und ihr Vergnügen zur Absicht hatten; man leitete also nicht, sondern folgte. Das Hauptwerk der Dichtkunst ward jetzt, wie es auch die Kunstrichter laut sagen, Erdichtung, Fabeley zum Ergötzen. Der grosse Sophokles! — wenn man seine Personen nur mit denen im Homer vergleicht, wie mußte er umbilden, verändern, sich schmiegen, daß ein Theaterstück, daß seine Theaterabsicht erreicht wurde! Und welches war diese Theaterabsicht? Der Kunstrichter Aristoteles hat gut sagen: „die Leidenschaften zu reinigen:“ wie dies in jedem Moment des griechischen Trauerspiels geschah, wird immer ein Problem bleiben. Der Philosoph sagte ein Gesetz, zog aus den

besten Situationen der besten Trauerspiele etwa die beste Absicht heraus und gab sie als Wirkung des Trauerspiels an; die einzelne Anwendung des Gesetzes ist das schwerste. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß Athen, wenn so viel Trauerspiele ihre Wirkung thaten, zugleich so viel Lust an Aristophanes Stücken fand, und in denselben, oft mit ziemlich ungereinigten Leidenschaften, selbst die Rollen spielte. Auch die langen theatralischen Wettstreite liessen wohl nicht immer die Wirkung, die Aristoteles vorschreibt, suchen oder erreichen: wenn man den ganzen Tag Schauspiele sieht, thut mans kaum, die Leidenschaften zu reinigen. Plato und Epiktet, die beide Griechen waren, unterwarfen die Bühne einer scharfen, sittlichen Musterung, von der es schwer zu behaupten ist, daß sie sich in Athen immer habe finden können oder je gefunden habe. Also wird dieser Endzweck des griechischen Theaters wohl noch lange Problem bleiben. Nicht immer thut's zur Sache, ob Dichter selbst die Sitten haben, die sie schildern; so viel ist aber gewiß, daß etwa ein allgemeines Gemählde der Sitten, aus ihrer Art Gegenstände zu behandeln, folge. Anakreon kann für sich immer ein Weiser, d. i. ein Poet gewesen seyn, da er Wein und Liebe sang, und vermuthlich sind die Gedichte, die seinen Namen führen, gar nur eine Anthologie des Inhalts, zu dem er den Ton gab. Sappho mit ihrer Liebe

zu Phaon, Archilochus mit seinen Satyren, der grosse Solon mit seinen leichten Liedern, andere mit ihren Lobpreisungen der Knabenliebe mögen Ausnahmen machen, oder diese Sitten wirklich unschuldig, oder etwa nur schöne Flecken seyn im Charakter der liebenswürdigen Griechen; für uns, die wir keine Griechen sind, die wir nicht, wie sie, unter Tänzen, Festen und Kränzen leben, ist wenigstens diese Seite nicht gerade die erste nachzuahmen oder zu lobsingen. Die Alcibiades unseres Volkes werden meistens Gecken, so wie die grosse Schaar junger Anakreonten elende Tändler. Und wenn sie auch nicht die Sitten verderben, (wozu meistens ihre Muse zu schwach und arm ist:) so helfen sie doch den Sitten eben nicht auf, denn wahrlich durch sie werden wir auch im guten, im ganzen feinen Gefühle jener Stücke, in der unschuldigen Wollust, die sie für Griechenland hauchen, nicht Griechen werden. Alles dies abgerechnet oder geschätzet, wie man will, wird die griechische Dichtkunst ewig eine schöne Blüthe der Sittlichkeit menschlicher Jugend bleiben. Die schöne Natur, die schöne Menschheit, Lust und Freude zu leben, die Freiheit kleiner Staaten in einem schönen Himmelsstriche, die leichteste Wissenschaft, Kunst und Weisheit wird nie angenehmer gesungen werden, als sie die Griechen besungen haben, auch haben die Stobali grosse Schätze von Moral aus ihren Dichtern gesammelt, die bey den edel-

sten der Nation in ihren besten Zeiten durch stille Thaten, besser sprach, als je ein Dichter sie besingen konnte. Der Verfasser fühlt's lebhaft, was diesem ganzen Kapitel von den Griechen noch fehle; für diesmal, und für diesen engen Raum muß es genug seyn. Klodius Versuche über die Literatur und Moral der Griechen, die fast dieselbe Materie abhandeln, sind, ohne mich, bekannt genug.

Drittes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bey den Römern.

Mit den Römern hatte es andere Bewandniß. Sie waren nicht, wie die Griechen, unter dem Schalle der Leyer gebildet, sondern durch Einrichtung, Gesetz, politische Religionsgebräuche, eherne Römer. Als die Dichtkunst der Griechen zu ihnen kam, hatten sie ihre Arbeit fast vollendet.

In den ersten Zeiten, da Rom in Armuth, im Kampfe und immerwährendem Drange der Noth war und wie Horazens

Duris — ilex tonsa bipennibus

unter harten Stürmen erwuchs, waren sie zu beschäftigt und zu roh, als daß sie dichten und Gedichte empfangen konnten. Die Musik bey ihren Opfern, die rohen Verse ihrer salischen Priester, und die frühen Gesänge von den Thaten ihrer Vorfahren bey

Gastmählern nn) waren die einzige Poesie der Römer: roh war sie gewiß, aber vielleicht von grosser Wirkung. Alle hetruriſchen Religionsgebräuche, die Rom in sein Staats- und Kriegssyſtem eingeflochten hatte, waren bey ihnen in den ersten Zeiten so schauerlich groß, die Thaten ihrer Väter lebten in ihnen, daß, was hier der Kunst abgieng, gewiß die Wahrheit des Gefühls und Stärke des Ausdrucks ersetzte. Selbst Horaz, wenn er seinen Auguſt hoch loben will, gehet in diese Zeiten und ruft oo)

Profestis lucibus et sacris;
Inter iocosi munera Liberi,
Cum prole matronisque nostris,
Rite Deos prius apprecati,
Virtute functos, *more patrum*, duces,
Lydis remisto carmine tibiis,
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canimus.

nn) Numerorum vis aptior est in carminibus et cantibus, non neglecta a Numa Pompilio, rege doctissimo, maioribusque nostris, ut epularum solemnium fides et tibiae saliorumque versus indicant. Tull. III. de orator. — Est in originibus, solitos esse in epulis canere convivas ad tibicinem de clarorum hominum virtutibus. — Utinam exstarent illa carmina, quae multis saeculis ante suam aetatem in epulis esse cantata a singulis convivis de clarorum virorum laudibus in originibus scriptum reliquit Cato. Cic. de clar. orat.

oo) Lib. IV. Od. 15.

Sobald die Römer eigne Poesie bekamen, so gieng auch ihre Wirkung in den ersten und besten Zeiten hauptsächlich zu diesem Zwecke. Denn wenn ich die ersten rohen Spiele der römischen Jugend ausnehme, die wohl nichts als Gauckeleyen, Possen und Erholungen von der Art gewesen seyn mögen, wie alle rohe Nationen sie als Zeitvertreib in den Zwischenzeiten müssiger Ruhe haben und haben müssen; so verwandelte sich diese Satyre bald ins römische Schauspiel, das am glücklichsten die Geschichte ihrer Vorfahren dargestellt haben soll. An einem andern blos Künstlichen, Erborgten, Fremden konnten sie lange nicht Geschmack finden, und hatten eigentlich gar keinen Begriff, was die schöne, feine Dichtkunst für ein rühmliches Amt im Staate sey. Lange waren ihre Schauspieler Knechte, und ihre Dichter überwundene, müssige Griechen aus den Provinzen. pp)

Im sechsten Jahrhunderte Roms kam, nach der Eroberung Siciliens, Livius Andronikus nach Rom, Nävius, Plautus, Ennius, Terenz folgten. Entweder bildeten diese den Griechen nach und dann hatten sie wenigstens die Wirkung, Sprache und Sitten auf dem Schauplatze zu verfei-

pp) Casaubons Abhandl. über die Satyre, und Daciers Mémoir. T. II. der Acad. des Inscript. enthalten die gesammelten Stellen hierüber, doch hat der letzte seine Hypothese. S. auch Jagemanns Gesch. der Wissensch. in Italien u. a.

nern; oder sie bequemten sich nach dem römischen Geiste, und da waren wohl Plautus und Ennius die Ersten. Jener durch seinen reichen Witz und so treue Gemählde der niedrigen Stände; dieser, der erste eigentliche Dichter der Römer, der ihre Unternehmungen in seinen Jahrbüchern schrieb, und auch zu seinen Trauerspielen die Geschichte dieses Volkes wählte. Mit Ruhm heißt er also Vater der römischen Dichtkunst: noch zu Gellius Zeiten wurden seine Jahrbücher auf dem Schauplatze zu Pozzuoli vor dem ganzen Volke vorgelesen, und seine Bildsäule stand neben den beiden Scipionen auf ihrem Grabe.

Ungeachtet der Menge Schauspiele dieser Dichter hat die Bühne Roms nie Wirkung aufs Volk gehabt, die eine Bühne haben soll oder die solche bey den Griechen hatte. Quintilian bekennet, daß das römische Trauerspiel dem Lustspiele vorgehe, weil zu diesem der römischen Sprache und den römischen Sitten Feinheit fehle. Das Trauerspiel selbst, wenn es nicht römische Geschichte war und als solche reizte, beschäftigte wenig. Mitten in ihrer Vorstellung forderte das Volk qq) Thier- und Gladiatorengefechte und die Ritter wünschten Triumphe von Königen, überwundnen Völkern und erbeuteten Schätzen zu sehen mit einem Getöse und Händeklatschen,

qq) Horat. L. II. Ep. I. ad August. Ein treflicher Brief über die römische Dichtkunst, wie sie Horaz ansah.

daß man von den Schauspielern kein Wort vernehmen konnte. Was sich daher auch am längsten erhielt, waren die mimischen Spiele. Die Römer liebten sie sehr, und was auch Cicero von seinem Roscius prahle, so war er vielleicht mehr mimischer Spieler, als Schauspieler, wie wir das Wort nehmen.

So wie der Mensch zu mehrerem da ist, als zum Geschmacke: so ist auch ein Staat, die Hauptstadt eines Reiches, wie das römische war, zu etwas anderm da, als zum Schauspiele. Wären sie Römer geworden, wenn sie Griechen hätten seyn wollen, oder seyn können? Gladiatoren und verliebte Helden, Thiergefechte und rührende Schauspiele zusammen kann Eine Bühne niemals leiden, und da Rom einmal zur Eroberinn der Welt eingerichtet war, so konnten damals sanftere Sitten und die Blumen feinerer Dichtkunst wohl nicht gedeihen. Auch Lucilius, der Erfinder der römischen Satyre, war ein Dichter von römischer Stärke und Kühnheit: Wahrheit war seine Mühe, die römische Tugend und Freimüthigkeit die Ader seiner Begeisterung. Man muß sich an Horaz vielleicht nicht zu sehr kehren, wenn er über diese ältern Dichter spottet. Er spottet als Mann von Geschmack, als Dichter des goldenen Zeitalters, als Höfling Augusts, der freilich solche alte Zeiten und Sitten nicht anpreisen konnte.

Je feiner Rom ward, desto feiner ward seine Dichtkunst, desto schlechter und schwächer aber

auch deren Wirkung. Es bekam einen philoso-phischen, gar epikurischen Dichter, Lukrez. Je ed-ler die Stärke seiner Sprache, desto schlechter, auch für das stoische Rom schlechter, ist sein System. Rom, in den Gärten Epikurs, konnte kein Rom mehr bleiben. Katull erschien; schön ist seine Sprache, mannigfalt und reizend seine Dichtkunst; aber wie ist grossen Theils ihr Inhalt? Wie verfallen waren die Sitten, wo ein Katull so schrieb und scherzte? rr) Als er gegen Cäsar dichtete, behielt ihn dieser zum Abendschmause, und damit war der Zwist geendet.

August regierte, und nun blüheten die Dichter un-ter dem glänzenden August. Die grossen, ewigen Namen Virgil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, sie, mit der klassischen Richtigkeit, Zierlich-keit, Feinheit, Nebenbuhler der Griechen und ewige Muster des guten Geschmackes! — Alles wohl! nur verzeihe man, daß ich die Wirkung ihrer Dicht-kunst in Rom, dem Rom, zu schildern ich mich nicht getraue. So viel ist gewiß, daß sie den Au-gustus fein lobten. Sie, vor allen Horaz, er-quickten ihn, daß er der kriegsmatten Erde den Frie-den gegeben hatte, in den Höhlen der Musen mit Gesange, sie schmückten seinen Hof, seine Sprache, seine Regierung: Horaz gab dem römischen Scherze,

rr) Qui (versus) tum denique habent falem et leporem
Si sint molliculi et parum pudici
Et quod pruriat, incitare possunt.

der römischen Muse eine Urbanität, die bisher nur die Athenienſiſche gehabt haben ſollte — — vieles dergleichen mehr. Wie weit das aber auf Sitten reichte, kann ich nicht unterſuchen. Ohne Zweifel wars die Abſicht dieſer Dichter nicht, die Sitten der Zeit anzugreifen oder zu beſſern; vielleicht konnten ſie auch nicht, zumal durch ſie nicht, gebeſſert werden. Horaz, der tiefſte von ihnen, hat auch ſittlich herrliche Oden, ſchildert die alten oder zu beſſernden Sitten Roms vortreflich; wenn man indeſſen andere Stellen lieſet, ſo ſollte man denken, daß auch jenes nur Dichterglut, und nicht ſein Ernſt war. Er ſcheint ſein Schild wegzuwerfen, wie er's in der Schlacht wegwarf; und auch in ſeinen Satyren ſpottet er nicht mehr als er beſſert? Sein Brief an die Piſonen iſt wohl keine römiſche Nationaldichtkunſt: ſo wie Virgils Aeneide mehr den Glanz Roms angieng, als die Sitten deſſelben. Seine Georgica ſollen den Feldbau empfehlen, ſagt man, und ſeine Bucolica ſollen das Hirtenleben empfehlen, ſagt man ebenfalls. Am ſicherſten iſt's wohl, daß beide die Nachahmung der Griechen empfehlen ſollen, ſo wie es gewiß iſt, daß Ovids Kunſt zu lieben dieſe Kunſt wirklich und mit vielem Nachdrucke empfohlen habe. Der arme Herr mußte dafür unter die Scythen pro eo, quod tres libros amatoriae artis conscripserit, und winſelte darüber, wie Buſſy Rabutin etliche Meilen von Paris verbannet, bis ans Ende ſeines Lebens. Die

feine

feine Sittlichkeit des Dichters hatte zu nah in das Geschlecht des Kaisers gewirket und so mußte er jetzt dafür büssen. — Hatte die Dichtkunst dieser Höflinge keine andere Wirkung, so war's die, poetische Blumenketten um die Fesseln Roms zu winden, damit dieses etwa sie angenehmer und sanftgetäuscht trage.

Die dem August nachfolgenden Tyrannen zeigen, wie wenig die Dichtkunst, als Kunst, als Schulübung über lasterhafte Gemüther, zumalen über Despoten des Menschengeschlechts vermöge! Tiberius, Kaligula, noch mehr Klaudius, und Nero am meisten, waren in ihrem Sinne grosse Dichter, schrieben, sangen, liessen ausschreyen, und stifteten auch für die Dichtkunst manches; aber scheußlich war alles, zu ihrem närrischen Selbstruhme und zu andrer Menschen, zumal besserer Dichter Verderben. Lukan, der überspannte, feurige und dichterische Jüngling, erlag in seinem Blute. Juvenal und Persius züchtigten die Sitten Roms, aber da half kein Züchtigen mehr. Das mimische Schauspiel spottete, aber unvermerkt. Andere schmeichelten, witzelten, krochen, und die hatten freylich den besten Theil. Ueberhaupt wird am meisten Tugend gelobt, wo am wenigsten zu loben ist, und wo schon so viel gelobt wird, wo Panegyristen in Poesie und Prosa deklamiren, da ist's übles Zeichen, da würkt selbst das Lob nicht viel mehr. So gings mit Rom in seinen

verfallenen Zeiten. Kein Held konnte retten, geschweige ein Dichter! Barbaren mußten kommen, und dem entvölkerten Italien, dem mit der Grundsuppe von Menschen überschwemmten Rom Brand und Verwüstung, und sodann neue Kräfte, neue Sitten, neuen Lebensgeist geben.

Nehmen wir alles zusammen, so ist in Rom die Dichtkunst wohl nie eine Triebfeder, noch weniger eine Grundsäule ihres Staats gewesen. Die Mauern Roms wurden nicht unter dem Schalle der Leyer, sondern unter Waffenklang und Bruderblut erbauet: die Nymphe Egeria war keine Dichterinn, sondern eine religiöse, strenge Vestalinn. Das kämpfende Rom hatte keinen Tyrtäus vor sich her, wenns auszog: seine Kriegszucht und Staatssitten hiengen von etwas Festerm ab, als von dem Tonmaas einer Flöte. Wenn dem Volke und den Edlen daher immer Rauhigkeit und Stärke blieb, so konnten ohne solche keine Reguli und Scauri, kein Curius incomtis capillis und kein Camillus

quem -- utilem bello tulit
Saeva paupertas et auitus apto
Cum lare fundus — werden.

Die männliche Beredsamkeit und Rechtskraft der Römer vertrat die Stelle der Dichtkunst: des Menenius Agrippa Fabel, dadurch er das entwichene Volk wieder nach Rom brachte, war mehr werth, als zehn blöde Trauerspiele nach Mustern der Griechen.

Auch was auf einzelne edle Römer die Dichtkunst wirkte, war mehr Zierde als Nothdurft, mehr Kranz auf ihren Helm als Brustharnisch. Die Scipionen waren Ennius Freunde, und selbst Dichter, sie dichteten aber nicht, sondern redeten im Senat, ordneten im Heer, schlugen. Als später die Ritter selbst Schauspiele machen durften, wissen wir, welche bittere Verse es den Laberius kostete, als Cäsar ihn sein Stück selbst zu agiren zwang: er hielt's für den größten Schimpf seines Alters, und die Ritter nahmen ihn mit Mühe auf ihren Sitz wieder. August und Mäcenas wurden durch die trefliche und zum Theil so altrömische Poesie ihrer Dichter weder sittlicher noch stärker: Mäcenas kranke Wollust trug vielleicht mit zu seinem Ruhm in der Dichtungsgeschichte bey. Er konnte nicht schlafen, und ließ sich also Verse vorlesen, und ward darüber der unsterbliche Mäcenas.

Wo indessen auch in einzelnen Charakteren die Wirkung der Dichtkunst anschlug, da bildete sie Männer, die am Umfang von Talenten kaum anderswo ihres Gleichen hatten. Ein Römer, der Held und Redner, Geschichtschreiber und Liebhaber der Dichtkunst war, ist ohne Zweifel ein anderes Geschöpf, als ein Barbar unserer Tagi mit Stiefeln und Schwert. Da wurden edle Scepionen, ein Germanikus, ein Titus; und auch dem Hadrian und seines Gleichen schadete

wenigstens ihre Liebhaberey nicht. Ueberhaupt sind die edlen und sittlichen Blumen, auch der römischen Sprache, unverwelklich: selbst in den dunkelsten Zeiten haben Virgils Georgica, Horazens Sermonen, Boethius Tröstungen der Philosophie zu wirken nicht aufgehört, und nebst Bildung des Geschmackes und der Sprache auch in Sitten wohl ihr Gutes geleistet. Uebrigens wollen wir lieber den feinen Geschmack der Priapeen, einiger katullischen, horazischen und martialischen Gedichte entbehren, als daß wir uns die Sitten wünschen, oder liebhaberisch nachertünsteln sollten. Die deutsche Uebersetzung Petrons wird also Stellen, Noten und dem Geiste des Buchs nach, trotz ihrer Kunst, ein Fleck unserer Sprache bleiben.

Viertes Kapitel.
Wirkung der Dichtkunst bey den nordischen Völkern.

Wir kommen hier wieder in ein lebendiges Feld der Dichtkunst, wo sie wirkte, wo sie lebendige That schuf. Alle nordischen Völker, die damals wie Wellen des Meers, wie Eisschollen oder Wallfische in grosser Bewegung waren, hatten Gesänge: Gesänge, in denen das Leben ihrer Väter, die Thaten derselben, ihr Muth und Herz lebte. So zogen sie nach Süden, und nichts

konnte ihnen widerstehen: sie fochten mit Gesange wie mit dem Schwert.

Den nordischen Gesängen haben wir's also mit zuzuschreiben, daß sich das Schicksal Europens so änderte, und daß wir da, wo wir itzt sind, wohnen. Daß Rom über Deutschland nichts vermochte, haben wir ihren Helden und Barden zu danken: dem Schlacht- und Freyheitsgesange, der zwischen den Schilden ihrer Väter tönte. ss) O hätten wir diese Gesänge noch, oder fänden wir sie wieder! Vielleicht besitzet das Land, für das ich jetzt schreibe, einen irgend verborgenen Rest dieses Schatzes! Vielleicht hat der edle Kreis, in dem ich jetzt gelesen werde, das Glück, ihn zu suchen und zu finden! Es wäre die lebendigste Beantwortung der Frage von Wirkung der Dichtkunst auf die starken, edlen, keuschen, redlichen Sitten unsrer Väter.

Die nordischen Völker sind glücklicher gewesen, haben ihrer mehr erhalten, und da es im Grunde Eine Sprache und Ein Volk ist, so ist uns der Schluß frey, was für ein Muth in dem unsern gelebt habe. Ein gelehrter Däne tt) hat im Buche „von Verachtung des Todes der alten Dänen" durch Proben und mit einer unermeßlichen Gelehrsamkeit gezeigt, was die Gedichte, die Sagen, der Glaube,

ss) Tacit. de morib. Germ.

tt) Bartholin. de causs. contemt. mortis apud veteres Danos L. II.

die Mythologie der Skalder auf die Heldenväter der Nordländer für grosse Würkung gehabt hat. Wie sie furchtlos und ruhmvoll dem Tode zulächelten, auf dem Felde und nicht im Bette oder vor Alter zu sterben sich sehnten, Wunden im Rücken, Flucht und Gefangenschaft ärger als die Hölle schenten, und was dazu die Vorbilder ihrer Väter, ihre Gesänge, der Stein auf ihrem Grabe, ihr Glaube an Odins Mahl, an die Helden mit ihm, an die Freuden der Walhalla, und an das Schicksal der Walkyriur beytrug. In Regner Bodbrogs, Asbiom Prude, Hako's Sterbegesängen, und in unzähligen andern Schlachtliedern, die in den nordischen Sagen, als Belage ihrer Helden- und Fabelgeschichte zu finden, lebet diese Wirkung noch. uu)

Ueberhaupt hatten diese Nationen einen unendlichen Glauben an die Kraft solcher Gesänge und Lieder. Sie setzten sie der Zauberey zunächst, und Odin xx) rühmt sich, Lieder zu wissen, wodurch er „Hülfe geben, Zank, Krankheit, Traurigkeit, Schmerz vertreiben, die Waffen der Feinde stumpf machen, Bande und Ketten von sich abwenden, den Haß aus-

uu) S. diese Gesänge in *Olai Worm.* litterat. Runic. *Bartholin.* de causs. contemt. mort. und in den Sagen.

xx) S. Edda. In Mallets Gesch. v. Dännemark Th. 1. findet man vieles, wiewohl alles verstümmelt, und nichts im Geist des Originals mehr.

löschen, Liebe erregen, ja Todte lebendig machen, und zur Antwort bringen könne.“ Ein Glaube der Art mußte grosse Wirkung hervorbringen: er war die Seele ihrer Lieder; auch haben ihn Thaten bewährt. Wo sind die Normänner nicht hingekommen in den mittlern Zeiten? wo haben sie nicht gestreift, geschlagen und überwunden?

Rauher Heldenmuth war die Seele dieser Gesänge, obgleich auch andere Stücke zeigen, wie zart sie vom weiblichen Geschlechte gedacht, und, wie schon Tacitus von den Deutschen rühmt, das Göttliche in ihnen verehret wurde. Ihr Land, Klima, der Bau ihres Körpers und am meisten ihr langer Beruf und die Seele, die ihnen ihr Führer Odin eingehaucht hatte, machte sie den Rosen des Gesanges unempfindlich; als sie diese in den Südländern geniessen lernten, war die Stärke ihrer Brust dahin, sie entschlummerten in Armida's Armen. — Indessen zeigt der Charakter einiger grossen Männer dieser Völker, die wir näher kennen, daß sie nicht so barbarisch gewesen, als sie ihre Feinde ausgaben, uns ausgeben mußten. Ihr Eroberungs- und Verwüstungsgeist war eine traurige Folge von vielerley zum Theil edlen, zum Theil zu entschuldigenden Gründen; ob sie gleich freylich Ideal der Sittlichkeit damit nicht werden, auch nicht werden wollen.

Britten, Iren, Gallier, Schotten hatten Dichter, vates, Religions- Muth- und

Tugendsänger, yy) wie alle alte Nationen, nur scheinets nicht, daß die Gesänge dieser so hart und wild, als der Normänner, gewesen. Sey Ossian ganz alt oder nur aus alten Gesängen zusammengesetzt und geschaffen: welche weichere Seele ist in ihm! Ein Zauber der Einsamkeit und Liebe, des Muths und der Schonung! Sturm und Mondlicht, Mitternacht und die Stimme der Väter wechseln mit Thränen und mit den zärtesten Tönen der Harfe. Für uns haben diese Lieder noch so viel Macht; auf ihrer Stelle, zu ihrer Zeit, in ihrer Sprache, welche Wirkung müssen sie gehabt haben! O hätten wir noch die Gesänge der Barden! Hätte unter unsern Vätern ein Ossian gelebet! — Bey allen Nationen, die wir Wilde nennen, und die oft gesitteter, als wir sind, sind Gesänge der Art, ihr ganzer Schatz des Lebens: Lehre und Geschichte, Gesetz und Sitten, Entzückung, Freude und Trost, die Stunden ihres Himmels hier auf Erden sind in ihnen. So lange es Barden gab, war der Nationalgeist dieser Völker unbezwinglich, ihre Sitten und Gebräuche unauslöschbar. Man weiß,

yy) Evan's de Bardis: Es ist ein Gemisch darüber 1770. (Leipz. bey Dyk) ins Deutsche übersetzt worden, aber unvollständig und ohne Proben. In der Collect. of several Pieces of Mr. Soland steht ein specimen of the critical history of the celtic learning, das wünschen macht, Toland hätte das grössere Werk zu Stande bringen können: es wäre vielleicht seine beste Schrift geworden.

welche Grausamkeit ein Tyrann Englands in der mittlern Zeit an den walischen Barden verübte; die Kraft ihrer Lieder war daurender Aufruhr gegen die Gesetze seines Reiches. In Evan's specimen's of the Poetry of the anciens welsh Bards sind einige rührende Elegien über diese Schicksale der letzten Barden.

Daher war auch das Schicksal der meisten, daß sie untergiengen, als sich mit Art und Zeit die Sitten des Volkes, ihre Religion und Denkart änderte. Wie die Barbaren die Mythologie, Kunst und Dichtkunst der Römer zerstörten, so gieng auch die ihrige einem grossen Theile nach zu Grunde; weil ihre alten Sitten, Meynungen und Sagen gar zu kräftig in ihren Gesängen lebten. Was wir haben, ist nur dem Schiffbruche entronnen, und hat sich an Küsten, in den Winkeln der Erde, wo noch jetzt zum Theile mit diesen Gesängen die Sitten der Väter herrschen, gerettet. Sie kamen in die Mittagssonne, und was sollten nun die kleinen Lampen weiter?

Wie es indessen Providenz war, daß diese Völker so lange in dem Zustande, den wir Wildheit nennen, wie unter einem wohlthuenden Nebel schlummern, auf Licht warten, und fern von Verfeinerung, Gelehrsamkeit, Ueppigkeit und Reichthum ihre rauhen Kräfte erhalten sollten; so war gewiß auch Absicht darin, daß ihnen das Christenthum gerade

itzt und in solchem Zustande werden mußte. Späterhin hatten sie weder Einfalt für seine Lehre, noch gesundes starkes Herz für seinen Gesang. Es wäre ihnen so eckel gewesen, als der mythologisch-atheistisch-deistischen Ueppigkeit der Griechen, Römer, oder unsers Jahrhunderts. Daher war's auch meistens in Gesängen und Gebräuchen, d. i. nach ihrer Weise, wie sie's aufnahmen. Die Bibel ward in Verse ihrer Sprache gekleidet, so gut es ihre Bekehrer konnten: zz) Legenden der Heiligen kamen dazu, und flossen mit den Gesängen ihrer Väter wunderbar zusammen; es war der einzige Weg auf sie zu wirken. Ihre Sprache war undisciplinirt, auch wurde sie von den lateinischen Fremdlingen wohl nicht in aller Macht gefasset und behandelt, daher sind die ersten Versuche dieser Art so roh, arm und elend: sie beweisen indeß, daß Ohr und Seele ihrer Bekehrten an Nichts als so Etwas gewöhnt war.

Und nun müssen wir abbrechen, wenn wir über die folgenden mittleren Zeiten etwas gründliches sagen wollen. Sowohl Dichtkunst als Sitten der Völker Europens war damals ein so wunderbares Gemisch und zusammengesetztes Gebäude, daß wir von allen Seiten der Welt Materialien zusammen holen müssen, um den Einfluß des Einen ins andere zu zeigen. Die enge National-

zz) S. Schilters thesaur. antiquit. Germanic. T. 1. und den zweyten Theil von Hikesii thesaur. lingu. septentrion.

dichtkunst, so wie die enge Nationalwirkung derselben auf Sitten und Charakter hört auf; es wird eine bunte Fluth, eine Ueberschwemmung Europens.

Dritter Abschnitt.

Welche Veränderung geschah mit der Poesie in den mittlern und neuen Zeiten? Und wie wirkt sie jetzo?

Erstes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst unter den Arabern, die einen Theil Europens überschwemmten.

Von jeher waren die Araber Dichter, ihre Sprache und Sitten war unter und zu Gedichten gebildet. Sie lebten in Zeiten, bey immerwährender Bewegung und Veränderung, unter Abentheuern und dabey in sehr einförmigen, alten, mässigen Sitten, kurz, ganz in dichterischer Natur. Statt der Kronen rühmten sie sich der Turbane, statt der Mauern ihrer Zelte, ihrer Schwerter statt der Schanzen und statt bürgerlicher Gesetze ihrer Gedichte. Auch haben diese von jeher mehr auf ihre Sitten gewirket, als jene vielleicht je auf Sitten wirken können. *a*)

Welch ein Abdruck sind die Gedichte der Araber von ihrer Denkart, von ihrem Le-

a) S. Pocok. specim. hist. arab. Sales Vorrede zum Koran: *Pocock.* ad Kograi carm. etc.

ben! b) Sie athmen Ununterwürfigkeit und Freyheit, sind voll des Abentheuergeistes, der Ehre zu Unternehmungen, des Muths der so oft in unauslöschliche Rachsucht gegen die Feinde, als Treue gegen die Freunde und Bundsgenossen ausbrach. Ihr Ziehen und Entfernen hat den Abentheuergeist auch in der Liebe gebohren, verliebte Klagen sammt männlichem Muth, im Andenken seiner abwesenden Braut alles zu unternehmen. Lange vor Mahomed waren sie Dichter; als dieser ihnen aber seine poetische Religion, und sein Meisterstück von Dichtkunst, wo er alle Dichter zum Wettkampf vorrief, den Koran eben aus poetischer Kraft, und im dichterischen Glauben aufgeschwatzt hatte, wirkte er dadurch in ihre Sitten, wie in ihre Dichtkunst. Der Glaube an Gott und seine Propheten, die Ergebung in seinen Willen, die Erwartung des Gerichts und das Erbarmen gegen die Arme ward ihr Gepräge. Als sie von den Griechen alles annahmen, nahmen sie die Mythologie und den Geist griechischer Dicht-

b) Ich kann nur von denen reden, mit denen Schultens und Reiske uns beschenkt haben: die andern sind verborgne Schätze der Bibliotheken oder einzelner Kenner und Liebhaber. Es wäre aber, da die freylich reichere Absicht, daß sie im Original gedruckt würden, so selten und lästig erreicht werden kann, wenigstens gut, wenn treue Uebersetzungen davon veranstaltet würden. Die der Sage nach sprachgelehrtesten Franzosen wollen uns nichts als Einfälle der Morgenländer geben.

kunst nicht an; sie blieben ihrer Poesie treu, wie ihrer Religion und Sitten; ja durch jene haben sich diese eben auch so lange unverändert und unverrückt erhalten.

Als Araber einen Theil Europens überschwemmten und Jahrhunderte darinn wohnten, konnten sie nicht anders als Spuren, wie ihrer Dichtkunst, so auch ihrer Wissenschaften und Sitten lassen. Durch jene, die Dichtkunst, haben sie vielleicht so viel gewirkt, als durch diese, die Wissenschaften, die wir fast alle aus ihren Händen empfingen; und die Sitten sind ein Gefolge von beyden. Es kam ein Geschmack c) des Wunderbaren, des Abentheuerlichen in Unternehmung, Religion, Ehre und Liebe nach Europa, der sich unvermerkt von Süden immer weiter nach Norden pflanzte, mit der christlichen Religion, und zugleich mit dem nordischen Riesengeschmack mischte, und einen sonderbaren Druck auf die Sitten der Völker machte, auf die er flog. Artus und seine Tafelrunde, Karl der Grosse und die Pairs von Frankreich, Feen- Ritter- und Riesengeschichten entstanden: denn der Geist dieser Völker war zu maßiv, als daß er den Duft der arabischen Dichtkunst rein fassen konnte; er mußte mit ihren Ideen vermengt, und gleichsam in Eis und Erz gehüllet werden. Die Ara-

c) S. hierüber viel merkwürdiges in Whartons hist. of the English Poetry der ersten prelimin. Dissert. of the origin of the Romantic fiction in Europe.

ber mit ihren Stammtafeln haben jene falschen Ableitungen und Chronologien erzeugt, von denen die Chroniken der mittlern Zeit voll sind: dies mischte sich bald in die Legenden, und alles endlich, Mährchen aus Süden, und die wirklichen Abentheuer und Streifereyen aus Norden bereiteten den Geist der Kreuzzüge nach Orient hin, der so erstaunende Wirkungen in Europa hervorgebracht hat.

Ueber Begebenheiten, die grosse Blätter aus dem Buche des Schicksals sind, sollte man nicht kunstrichtern, sondern nur Ursache, Art und Folgen zeigen. Das Wunderbare ist die einzige Nahrung der Menschen in dem Zustande, da diese Völker damals waren: sie standen und staunten, suchten zu umfassen, was sie noch nicht umfassen konnten, und übten damit Geisteskräfte und bereiteten sich zu besserer Speise der Wahrheit. Ueberdies kann ichs nie glauben, daß der männliche Geist von Unternehmung, Freygebigkeit, Erbarmen, zarter wunderbarer Liebe, wenn er auch nur in Romanen und abentheuerlichen Erzählungen vorschwebte, damals als man in Unwissenheit daran glaubte, einen bösen Eindruck gemacht haben kann. Die romantische Liebe zum Frauenzimmer, unterstützt von nordischer Keuschheit, hat Jahrhunderte herab viel Gutes auf Europa gewirkt, was freche Romanen und zügellose Gedichte nie wirken werden. Laß alles steif und unnatürlich seyn; die Sitten

der Zeit waren selbst steif und der Grad des Unnatürlichen oder Wahrscheinlichen richtet sich nur nach dem Maaße unserer Unwissenheit und Fähigkeit zu glauben.

Ueberhaupt ist's thöricht, die Wirkung einer Sache zu Einer Zeit aus dem Geiste einer ganz andern zu beurtheilen oder gar zu läugnen. Durch rohe Dinge von der Art wurden damals Unternehmungen hervorgebracht, die wir jetzt mit unserer feinen Poesie und Staatsklugheit kaum hervorbringen könnten; die Kreuzzüge nach Orient sind deren gewiß Eine. So wie sie nun von Sitten und Sagen, mit Gründen der Religion unterstützt, sonderbar hervorkamen; so hatten sie wiederum auf die Sitten und Sagen Europens noch einen sonderbaren Einfluß. Nun flossen Erzählungen, Wunder und Lügen noch eines dritten Welttheils dazu: Norden, Afrika, Spanien, Sicilien, Frankreich, das gelobte und das Feenland wurden gepaaret. Der europäische Rittergeist ward morgenländisch und geistlich: es entstanden Heldengesänge, Abentheuer und Wundererzählungen, die auf's unwissende und abergläubige Europa mit Erstaunen wirken. Alles war voll Sagen, Romanzen und Romane. An den Höfen der Könige und in den Klöstern, auf Märkten und selbst in Kirchen wurden Gedichte gesungen, allegorische Ritterspiele, Mysterien und Moralitäten gespielt. Die Mönche

ſelbſt machten dergleichen, und ſie hatten des Volkes Ohr. Da man damals ſehr wenig Bücher hatte, da auſſer geiſtlichen Geſängen und Legenden, Erzählungen der Art die beſte Seelenweide waren, und dazu eine ſo prächtige, wunderbare, ferngeholte Weide: ſo ſtand alles und gaffte und horchte. Die Conteurs, Iongleurs, Musars, Comirs, Plaisantins, Pantomimes, Romanciers, Troubadours und wie ſie zu verſchiedenen Zeiten, in verſchiedenen Abſichten und Oertern hieſſen, waren damals Homere, ſie ſangen Gesta und Fabliaux fernher, und waren die Stimme der Zeiten. *d*)

Wenn es nun ſchon ziemlich ausgemacht iſt, was das Feudal-Ritterweſen, Kreuzzüge und was zur Herrlichkeit dieſes Zeitalters gehört, für gute und nachtheilige Wirkung auf die Sitten Europens gemacht haben: ſo iſt der Schluß über die Poeſie, die davon ſang, ziemlich gleichförmig. Sie gehörte mit zur Pracht und zum Schmucke dieſer Aufzüge, Einrichtungen und Abentheuer: die Dichter ſelbſt zogen mit, und waren den Fürſten zur Seite. Bey allem Unförmlichen erhielten dieſe Ge-

d) S. *Percy's* Essai on the ancients English Minstrels vor ſeinen Reliques of ancient English Poetry, Vol. I. *Hurd's* lettres on Chivalry, inſonderheit Wharton's hist. of the Engl. Poetry T. 1. Von den Franzoſen kennet man die Mémoires de la chevalerie p. Mr. Curne de St. Palaye T. 3. die hist. litéraire des Troubadours, T. 3. ebenfalls aus ſeinen Papieren und die einzelnen Abhandlungen von ihm, Lancelot u. a. in den Mém. de l'acad. des belles lettres.

ſängen

sänge und Anstalten den Geist der Tapferkeit, des Ruhms, der Unternehmung, der Andacht und Liebe rege. Solche Heere und solche Pracht hatte Europa noch nicht gesehen, solche Erzählungen noch nicht gehöret. Die feindseligsten Nationen, Fürsten und Stände wurden Brüder, Christen unter Einer Kreuzesfahne; das harte Band der Knechtschaft fieng an zu erschlaffen, oder hie und da aufgelöset zu werden. Die Kenntniß verbreitete sich, das Wunderbare näherte sich schon von ferne der Wahrheit: man fieng an zu lesen; auch die sonst nie gelesen hatten, Ritter und Herren lasen diese wunderbaren, tapfern, andächtigen Geschichten. Schade nur, daß ihre Sprachen für uns so veraltet sind, und wie es der Geist der Sache war, auch die Mundart ein Gemisch von Sprachen seyn mußte! Dadurch ist für uns die Wirkung, auch wenn die Zeit sich nicht so sehr geändert hätte, grossentheils verlohren.

Eine andere Gattung von Poesie aus demselben Stamme und von eben der grossen Wirkung auf Sitten, war der Minnegesang, die Akademie der Liebe. *e*) Sie waren Blüthen der Galan-

e) Ausser der hist. litér. des Troubadours, Mémoir. de la chevalerie p. Curne de St. Palaye hat Bodmer für Deutschland den Gegenstand am meisten behandelt, in s. Sammlung kritischer Schriften, Crito, den kritischen Briefen u. s. so wie auch in den grossen Mémoires de Petrarque viele Nachrichten über die Provençaux und Sonnettendichter vorkommen.

terie des damaligen Rittergeistes. Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen schämten sich nicht daran Theil zu nehmen. Sie machten Sprache und Sitten geschmeidig, verwandelten eine wilde Leidenschaft in zärtere Empfindungen und ketteten die voraus zu sehr getrennten Geschlechter durch unschuldige Blumenkränze. Die sogenannte petrarchische Liebe ist Geist gewordener Duft dieser Zeiten: so wie Petrarka selbst seine schönsten Sonnette und Lieder aus diesem Garten der Liebe brach. Der spätere Mißbrauch und die bald erfolgte erschreckliche Einförmigkeit der Wendungen und Gedanken kann zwar die Sache selbst nicht verleiden; indessen ist doch kaum zu läugnen, daß nicht zuviel Blumenspiel dabey statt fand, und daß alles endlich in die überfeinen Sentimens ausartete, die der wahren Liebe wenig Nahrung gewähren. Wie alles vorhergehende, so gehörte auch diese Poesie zum Uebergange, zur Verschmelzung der Sitten ins Feinere, bis sie so fein geworden sind, als das heutige Tageslicht zeiget.

Zweites Kapitel.
Wirkung der christlichen Poesie auf die Sitten der Völker.

Das Christenthum hat höhere Zwecke, als Poeten hervorzubringen; auch waren seine ersten Lehrer keine Dichter. Die Wirkung desselben aufs menschliche Herz sollte nicht vom Schmucke der Bilder und

vom Geklingel ins Ohr, sondern von einfältiger Wahrheit kommen und auf Geist und Leben wirken. Indessen konnt's nicht anders seyn, als daß auch die ersten Christen schon ihre Empfindungen in Lieder gossen, *f*) und sich damit gegen Spott und Verachtung stärkten. Von Wüthrichen verfolgt, in Nacht und Höhlen klangen ihre Lieder, deren Wirkung nicht von Kunst abhieng, so wie sie nicht für den Zeitvertreib gedichtet waren, sondern Gott den Herrn in ihrem Herzen sangen. Wer ist noch, der den ältesten Gesängen der Kirche, *g*) den Hymnen Ambrosius, Synesius, Sedulius Prudenzu. s. Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Mit dem lieblichen Klange des Liedes, sagt Augustin, zieht sich das Wort Gottes ins Herz: die Seele wird hinaufgeschwungen und fühlet mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre.

An der Wirkung also, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch sein grosses Werkzeug, das Lied, Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als dieser. Und doch wirkt sie auf

f) Koloss. 3, 16.

g) Ueber diesen ganzen Abschnitt ist des Abt Gerberts Buch de cantu sacro voll Materialien und Geschichte: so wie die Wirkung einzelner Lieder theils in Vorreden und Anmerkungen zu Cantionalen häufig berührt und registrirt worden. Das gar zu grosse Detail wäre aber für diesen Ort zu weitläuftig.

den besten, treuesten Theil der Menschheit, und das nicht selten, sondern täglich; nicht über Gleichgültigkeiten, sondern eben bey den drückendsten Umständen am meisten, da ihm Hülfe Noth thut. Jene heilige Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt, und bey jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie giengen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers: der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen, und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! oder wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfiengen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte: oder, wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Rufe der Glocken, und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgnen Bösewicht Gewalt des Richters: wenn sie Hohe und Niedre vereinten, vereint auf die Kniee warfen, und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spott's und der Narrheit hat das gethan, und wird's je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird denn wirken?

Ich läugne nicht, daß in den mittlern Zeiten die lateinische, die Mönchssprache viel Rührendes in der Art gehabt hat. Ausser dem, daß sie immer, weil sie lateinisch war, eine Anzahl andrer Schriften und Kenntnisse mit sich erhielt; sind mir im elenden Mönchsstyl Elegien, Hymnen zu Gesicht gekommen, die ich wahrlich nicht zu übersetzen wüßte. Sie haben ein Feyerliches, ein Andächtiges, oder ein so dunkel- und sanft-Klagendes, das unmittelbar ans Herz geht, und dem zu seiner Zeit es gewiß an Wirkung nicht fehlte. Die ersten Stimmen in den Reformationszeiten waren Elegien oder Satyren; diese bereiteten die Gemüther vor, bis sie auch in der Landes- und Volkssprache erschallen konnten. In England giengen die Plowman's Visions und Plowman's Creed Wiklefen, so wie in Deutschland Klagen und Elegien Hussen voraus. Von beyden Seiten wird überall wie mit Streitschriften, so auch mit Liedern gefochten, und Lieder sind allemal, Gesinnungen unter das Volk zu bringen, das wirksamste Mittel gewesen. Was die Gesänge der böhmischen Brüder und Luthers Lieder ausgerichtet, ist bekannt. Auch in unserm Jahrhunderte unterließ Zinzendorf nicht, durch Gesänge auf seine Brüdergemeinen zu wirken. Ein Chor Singender ist gleichsam schon eine Gesellschaft Brüder: das Herz wird geöfnet: sie fühlen im Strom des Gesanges sich Ein Herz und Eine Seele.

Die ersten wirksamen Gedichte in der Volkssprache waren also auch, da sich die Dichtkunst wieder empor hob, Kinder aus dem Schoos und Busen der Religion. Dante's grosses herrliches Gedicht umfaßt die Encyklopädie seines Wissens, das Herz seines Lebens und seiner Erfahrungen, die Blüthe aller Mysterien und Moralitäten, Himmel und Erde. Von diesem Baume brach Milton seinen Zweig, da er das verlohrne und wiedergefundene Paradies schrieb. Die erhabensten und rührendsten Stellen Petrarchs gewährt ihm die Unsterblichkeit seiner Laura. Die Poesie ist so sehr Kind des Himmels, daß sie sich nie reiner und voller in ihrem Ursprunge fühlt, als wenn sie sich in Hymnen, im unendlichen All verlieret.

Wenn also eine Poesie der neuern Zeiten Werth hat, so müßte es diese seyn; und wie kommt's, daß eben sie und die moralische Dichtkunst, ihre Schwester, am meisten ihre Kraft verlohren? Wir gehen zu den neuern Zeiten über, und wollen aus dem so vervielfältigten, reichen und bunten Garten der Dichtkunst nur die für uns nothwendigsten Blumen und Früchte brechen.

Drittes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten neuerer Zeiten.

Als die Wissenschaften in Italien auflebten, entstand zuerst eine neulateinische, und wo möglich,

neugriechische Dichtkunst. Man war in die wieder aufgefundenen Alten so verliebt, daß man sie, wie man nur konnte, nachahmte, sogar die alten Götter und Göttinnen als schöne Phrasen hervorbrachte, und sich nun überredete, daß man recht klassisch schrieb. Nun gieng's freylich nicht an, sich flugs in einen Griechen und Römer zu verwandeln, und noch schwerer war's, die ganze Welt um sich griechisch und römisch zu machen; aber das schadete nicht: es war doch eine so schöne Sprache: es waren so schöne Muster; man versificirte und dichtete römisch.

Daraus mußten Nachtheile entstehen, die einem gewissen Theile der Menschen das ganze Ziel der Dichtkunst verrückt haben. Das Volk verstand diese Sprache nicht, und auf's Volk konnte die Dichtkunst also nicht wirken; der beste lebendige Zweck und Prüfstein der Güte gieng also verlohren. Gelehrte schrieben für Gelehrte, Pedanten für Pedanten, die meistens (wie ihre herrliche Auslegung der Alten zeigt) gar keiner Wirkung der Dichtkunst fähig waren. — Schrieb man also für die, so brauchte es auch keiner poetischen Talente, keiner Kraft und Absicht zur Wirkung. Die Muster der Alten waren da, schrieb man nur, wie diese, in schönen abgemessenen Zeilen, nach allen, oft sehr elend abgezogenen äussern Regeln, Geist der Alten mochte seyn, wo er wollte, ein Schreiber klatschte dem andern zu: „du bist klassisch! ich bin's auch — jene,

das Volk, sind Barbaren, Pöbel der lieben Frau Mutterſprache, ſind verflucht!“ So wurden nun elende, lendenlahme, kraftloſe gemahlte Schatten geheiligt; ſie waren der Traum von einem Traume, und wurden Muſter. — Und ſo ward Dichtkunſt nun das laue Ding, das Niemand zu haben und zu genieſſen wußte, der Natur, dem Sinne des Volks, ſeinem Herzen, dem Herzen des Dichters ſelbſt fremde; und ſollte Wunderdinge wirken! Wie lange quälte ſich Italien mit dieſer Nachahmung, und jede andre Nation, im mindern Grade, gerade wie vormals im Anfange die Römer mit dem griechiſchen Schauſpiele. Apoſtolo Zeno vermachte den Dominikanern in Venedig eine Bibliothek von 4000 Stükken, im Geſchmack der ſogenannten alten Komödie, die alle in Einem Jahrhundert geſchrieben, und alle in demſelben Jahrhundert vergeſſen waren. Mit dem Trauerſpiele gieng's eben ſo, und Italien hat noch keines. Zeno wandte alles an, die Oper griechiſch zu machen; von Paſtoralen, von arkadiſchen Tändeleyen, die im Geſchmack der Alten ſeyn ſollten, wimmelte Italien, und da dieſe dem Lande, der Zeit, den Sitten ſo fremde, zum Theil ſo unnatürlich waren, auf wen konnten ſie wirken? Die Dichtkunſt ward Ergötzlichkeit, ſchöne Kunſt, Spiel.

Urſachen aus aller Welt Ende kamen damals zuſammen, Europens Sitten zu ändern,

mithin ward auch ihr Nachbild, die Dichtkunst, theils anders, theils kam diese immer mehr *ausser Wirkung*. Aus Spanien wurden die Mohren vertrieben; ihr Karthago war also zerstöret: der *Rittergeist fiel allmählig*: das Land kam in sanften Tod, d. i. in politische *Ordnung*. So gieng's dem Rittergeiste in allen Ländern: statt der Mohren wurden die Vasallen gedemüthigt, die Provinzen vereinigt: Monarchie im Staate erhob ihr Haupt. Je mehr nun *Freyheit, Natur, Eigenheit der Sitten* in allen Ständen abnahm, je mehr einzelne *Kräfte* geschwächt wurden, um zu den Füssen des Einen zu ruhen, je mehr überall *mechanische Ordnung* an die Stelle des Muths, der Wirkung individueller Seelen trat; je mehr entgieng der Dichtkunst *lebendiger Stoff* und *lebendige Wirkung*. Der alte Rittergeist konnte nur *zum Spotte* gebraucht werden: die neuern *Sitten*, — sie hiengen so wenig mit Poesie zusammen, als sie von ihr abhiengen, — vom Gesetze und Rechte und ganz veränderten Umständen der Welt giengen sie aus. Den Regenten schmeicheln, einförmige Kriegszüge, politische Rechtshändel, machiavellische Negotiationen besingen, war *das* Zweck der Dichtkunst?

Wie mit dem Rittergeiste, war's mit der *Religion*; ihre Wirkung ward verlacht: sie konnte in Gedichten nur als *Fratze* oder als *Mythologie*, neben rein lateinischen, antiken und mythologischen

Namen gelten und so trat sie auch hervor. Ich will bekannte Gedichte und zum Theile sehr berühmte Namen nicht einzeln nennen; es war der sonderbare Geschmack dieser mit neuem Lichte aufgehenden Zeiten. Nun wird mit der Religion des Volks, der Dichtkunst Herz und Seele genommen; ein Volk, das keine Religion hat, oder sie als Burleske brauchet: für das ist keine wirkende Poesie möglich.

Meistens nennen wir diesen Zustand Wachsthum der Philosophie: er sey's; aber diese Philosophie dient der Dichtkunst und dem menschlichen Herzen wenig. Streicht alles Wunderbare, Göttliche und Grosse aus der Welt aus, und setzt lauter Namen an die Stelle; deß wird sich kein Geschöpf auf Gottes Erdboden, als etwa der Weltgelehrte, freuen. Die Dichtkunst kann nie entspringen und nie wirken, als wo man Kraft fühlt, lebendige Kraft selbst siehet, aufnimmt und fortpflanzet. Bayle's atheistischer Staat wird wahrlich keine oder elende Dichter haben, so wie alle philosophische Namen Kerker. Sie lassen Dichter weder zu, noch können sie solche erzeugen; und diese können an einem philosophischen Schatten- und Plaudervolke ihre Kunst nimmer erweisen.

Alle grosse Revolutionen damals flossen wie ein Meer zusammen, auf dem die Dichtkunst nicht anders, als zum Spiel hinfürder schwimmen

konnte. Zween Welttheile wurden erfunden — man denkt vielleicht beym ersten Anblicke: ey, wie neuer, reicher Stoff zur Dichtkunst! Der Erfolg zeigt, daß dieser Stoff nichts zu bedeuten hatte, gegen die Wirkung, die im Ganzen die Dichtkunst durch diese Entdeckungen verlohr. Gold und Silber, Gewürze und Bequemlichkeiten mögen viel Gutes hervorbringen, nur nicht neues Leben für die Poesie: die Kaffeetasse ist kein Trank des Odin, und die Prickeleyen fremder Gewürze auf unsrer Zunge und in unserm Blute kein goldner Stachel des Apollo.

Die Buchdruckerey hat viel Gutes gestiftet; der Dichtkunst hat sie viel von ihrer lebendigen Wirkung geraubet. Einst tönten die Gedichte im lebendigen Kreise, zur Harfe, von Stimme, Muth und Herz des Sängers oder Dichters belebet; jetzt standen sie da schwarz auf weiß, schön gedruckt auf Blätter von Lumpen. Gleichviel zu welcher Zeit einem lieben geneigten Leser nun der Wisch kam: er ward gelesen, sacht und selig überflogen, überwischt, überträumelt. Ist's wahr, daß lebendige Gegenwart, Aufweckung, Stimmung der Seele so ungemein viel und zum Empfange der Dichtkunst am meisten thut; ist's ein grosser Unterschied, etwas zu hören und zu lesen, vom Dichter oder seinem Ausleger, dem göttlichen Rhapsoden es selbst zu hören, oder sich es matt zu denken und vorzusyllabiren: so setze man nun, alles vorige dazu-

genommen, die neue Sitte in ihren Umfang, wie viel mußte mit ihr die Dichtkunst an Kunst gewinnen, und an Wirkung verlieren! Jetzt schrieb der Dichter, voraus sang er: er schrieb langsam, um gelesen zu werden, voraus sammelte er Accente, lebendig in's Herz zu tönen. Nun mußte er suchen, schön, verständlich zu schreiben; Kommata und Punkte, Reim und Periode sollten sein ersetzen, bestimmen und ausfüllen, was voraus die lebendige Stimme tausendmal vielfacher, besser und stärker selbst sagte. Endlich schrieb er jetzt gar für das liebe klassische Werk und Wesen, für die papierne Ewigkeit; da der vorige Sänger und Rhapsode nur für den jetzigen Augenblick sang, in demselben aber eine Wirkung machte, daß Herz und Gedächtniß die Stelle der Bücherkammer auf Jahrhunderte hin vertraten.

Die Musik ward eine eigne Kunst und sonderte sich von der Dichtkunst. So gewiß es ist, daß dadurch beyde, als Künste, gewannen; so viel scheint's, daß sie an bestimmter Wirkung beyde verlohren. Die Empfindungen, die die Musik allein sagt, kann sie nur dunkel sagen; nähme man nicht unvermerkt das Kunstgefühl immer zu Hülfe, so wäre uns vieles in ihr ein Buch mit unbekannten Lettern, und wir würden sie nicht lange in solcher Unbestimmtheit ertragen. Die Dichtkunst ohne Klang und Gesang mußte bald Letternkram, Naturwissenschaft, Philosophie, Sittenlehre, trockne Weisheit, Studium werden.

Je mehr die Länder zusammen rückten, die Kultur der Wissenschaften, die Gemeinschaft der Stände, Provinzen, Königreiche und Welttheile zunahm, je mehr also, wie alle Litteratur, so auch Poesie an Raum und Oberfläche die Wirkung gewann, desto mehr verlor sie an Eindrang, Tiefe und Bestimmtheit. In engen Staaten, bey kleinen Völkern, ihren einförmigen Sitten, engem und jedem einzelnen Gliede anschaulichem Interesse, bey Thaten, wo jeder Richter und Zeuge seyn konnte, hatte sie gewirkt und geblühet; jetzt zerfloß ihre Flamme in Staaten und Schimmer auf der Erde. Wer konnte übersehen, was ein Fürst wollte? und was für Recht er dazu hatte? Und wenn man's konnte, wer wollte, wer dürfte es? Weder Volk, noch Dichter. Den freyen politischen Satyren der mittlern Zeiten war der Mund gestopft; aus der Mündung der Kanonen flammen keine poetische Thaten. Weder Helden, noch Bürger der alten Zeit ziehen zu dem meistens entfernten, ungereitzten und unübersehbaren Kriege; es sind arme Kriegsknechte, die dahin ziehen, und den Ländern ist's meistens gleich viel, welchem Deo ex machina sie fröhnen und dienen. Die Kriegs- und Friedensposaune lassen also gern alle neun Musen liegen und beweinen höchstens Blutvergiessen, Hunger, Krankheiten und gekränkte Rechte der Menschheit, von beyden Seiten.

Endlich und am meisten, wenn die Sitten und Herzen aller sogenannten gebildeten Völker allmählig abgegriffene Münzen werden, da die Dichtkunst nur mit Schaustücken zu thun haben soll: wie anders, als daß diese auch so werde? fein ausgearbeitet, bequem und schön, aber meistens ohne Innhalt und Werth der alten engen Nationaldichtkunst. Der meiste Theil ist Scheidemünze, wo das Kupfer durchblickt; den edlen Theil lassen wir ungebraucht ruhen, damit er unsre Taschen nicht reisse, oder wandeln ihn schnell in das, was wir nöthiger brauchen, als Sitten der alten ächten Dichtkunst. Uns bilden Gesetze, Gesellschaften, Moden, Stände, Sorgen der Nahrung: unsre Musen sind das Vergnügen, und der Apollo derselben die liebe Noth. — Die Poesie ist Litteratur: ein Paradies voll schöner Blumen und lachender Früchte; nur zeugt die schöne Farbe nicht von Güte derselben, noch weniger der süsse Geschmack. — Die italienische Poesie war's, die sich zuerst formte. Ihre schöne Sprache, das Land, der Charakter der Nation, ihre Verfassung, die mithelfenden Künste, trugen bey, daß sie bald und in blühender Gestalt erschien, eine liebliche Blume auf der Römer Grabe, aber nur Blume. Im grossen Dante kämpfen noch alle seine Leidenschaften: sein Gedicht ist Umfang seines Herzens, seiner Seele, seiner Wissenschaft, seines besondern und öffentlichen Lebens: er ist noch ein Stamm

aus dem alten Walde der Freyheit und Mönchswirkung. — In Petrarca lebt seine Laura, sofern es die Gesetze des Sonnets und des Liedes der Provenzalen zulassen; seine Mitgehülfen ergaben sich noch mehr der lieben Mythologie oder den ausgelassenen Sitten des Zeitalters. Im Jahrhunderte der Medicis ward alles klassisch: man schrieb Latein oder schöne Sonnette und liebliche Stanzen nach Petrarchs Weise. Ariost erschien, und der göttliche Ariost schrieb einen Roman zum Vergnügen, wo sein Herr und Freund vorzüglich zu bewundern hatte, wo er alle solch Zeug hätte auffinden können. Er und Tasso lebten von Nachlässen der mittlern Zeiten, weil zu ihren Zeiten wenig Poetisches mehr zu wirken war: die Nachfolger im vermehrten Verhältniß. Die Dichtkunst der Italiener ist wie ihre Seele, ein stilles Meer, voll gehaltner tiefer Leidenschaft und Stärke; tief unten kann der Sturm wüthen; und oben fliessen noch sanfte Wellen. Vielleicht hat die Dichtkunst viel zu diesen Sitten, deren Bild sie trägt, selbst beygetragen. Sie unterhält so sanft, beruhigt und ergötzt so süsse: der Gondelfahrer auf dem Meere, und der Pilger zu Lande singt, spielt und ist fröhlich. Vergnügt auch unterm Drucke, fröhlich auch in der Armuth. — Wie vieles zeigt nicht aber in auffahrenden Funken, was in ihnen für eine Flamme

schlafe, die nur auf andere Umstände, auf einen Wind des Himmels wartet?

Mit der Poesie Frankreichs (ich spreche mit aller Bescheidenheit eines Idioten, der nur nach seinem Gefühle zu urtheilen waget) — ist's in Betracht ihrer Wirkung auf Sitten noch unbestimmbarer. So wie dieses Volk vielleicht weniger Poesie und poetische Sprache hat, als die Italiener, so hat auch nach Maasgabe ihres Charakters diese mindere Poesie auch mindere Wirkung auf Sitten haben müssen. Anstand ist ihr grosser Richter und Gesellschaftskreise der Schauplatz ihrer Poesie: selbst ihr Theater ist Kreis der Gesellschaft. Oben spielt eine Parthie Herren und Damen, und oft l'auteur durch sie; unten deßgleichen, und wie elend ist oft die Pythia, die schon vorher völlig den Ton stimmt! Oft werden Sentenzen, Tiraden und Deklamation bewundert, d. i. alles, wovon in der Gesellschaft gesprochen werden kann, und so werde denn gesprochen! Der theatralische Staats- und Kriegsmann Corneille, der tragische Idyllenrichter Racine, Voltaire, der Mahler und Philosoph, herrschen nach angenommenem Gesellschafts-Maasstabe, d. i. sie erleuchten und amusiren. Voltaire insonderheit, Er, in Poesie, Philosoph und in Prose Dichter, Er, der grosse Lehrer unserer Zeit in leichter Philosophie und Scepticismus, der grosse Verfasser der pièces fugiti-

ves und der göttlichen pucelle — welche Mängel, welche Bedürfnisse des Jahrhunderts (anderer Länder beynahe mehr, als seines eignen Volks) füllet er nicht aus! Wie reine, veste Sitten warens nicht, die er bildet! Als ob heut zu Tage ein Dichter schriebe, um Sitten zu bilden? Und wozu schreibt er denn? Er suchet Ruhm, er folgt der Laune, er opfert den Götzen des Jahrhunderts, er amusirt. Gutes oder Böses, was daraus komme — was ist dem Dichter gut oder böse?

Meine Absicht ist nicht zu kunstrichtern, sondern zu bezeichnen, was mich also dünket. Seit dem goldnen Jahrhunderte Ludwigs wurde die französische Poesie als unterhaltende Gesellschafterinn aufgeführet und ist sie das nicht geblieben? Die Epopee Fenelons wurde vergessen, höchstens

icht man von ihren Blumen: aus Quinault weiß man zarte Sentiments: aus Boileau Moralen oder ungerechte Streiche; aus la Fontaine schöne Niäserien. Moliere dichtete als grosser Dichter, dem übrigens alles gleich war, was lachen machte, und jetzt — weiß ich nicht, was man dichtet. Man wiederholt, man trillert aux Italiens tausendmal Einerley nach, man bettelt. Geßner und Young, Haller und Ossian, Shakespear und der Otahite, alles macht gleiche Wirkung — keine!

Das heißt, wie der grosse Voltaire meldet, das Licht ist so verbreitet, daß nirgend mehr Flamme werden kann. Die Sitten der Nation sind so gebildet, daß nichts mehr zu bilden ist — und o! eine Dichtkunst zu Paris die Sitten der Nation bilden! Warum nicht gar des Universums? Und was sind moeurs? und was ist effet und influence nach dem französischen Nachdrucke? und endlich was ist wirkende Poesie? Etwa ein Trinklied oder ein Roman der Liebe?

Wir schiffen über den Kanal und plötzlich sind wir in einem olim wilden Lande, das jetzt auch sehr gesittet zu seyn beginnet, es ist das stolze England. Aus den Resten der Ritterzeit hat es Dichter, grosse Dichter — Chaucer, Spenser, Shakespear! Shakespear insonderheit, der Mann, der eine Welt voll Charaktere, Kräfte, Leidenschaften, Sitten, Begebenheiten umfasset, und eine Welt derselben nachbildend in uns wirket. Welch ein Schatz der Nation ists, einen Shakespear, ein Buch der Sitten und menschlichen Scenen aus und nach ihm zu haben! Er hat freylich kein System: seine Seele ist weit wie die Welt, sein Schauplatz ist für alle Sitten und alle Völker. Eine ähnliche Seele gehört auch dazu, Shakespear zu umfassen und wie er angewandt seyn will, anzuwenden! Und da man itzt alles nach dem flüchtigen Augenblicke und mit dem Maasstabe des leichten Geschmackes mißt: so wird

seine Desdemone bald der Zaire und sein Hamlet dem französischen Hamlet billig weichen. Er ist, sagt man, für unsere Sitten zu stark, zu rauh, zu abwechselnd, zu geschmacklos.

Seitdem Geschmack an die Stelle des Genie's trat und England seinen letzten Genius, Swift, nach Irrland verbannte, ist die Poesie viel korrekter, moralischer, klassischer, feiner geworden; aber nicht zugleich auch viel unwirksamer, unpoetischer, kälter? Wer hat schönere Moralen in Reimen geklingelt, als Pope, und wer schönere Stubencharaktere gezeichnet, als Addison? Man frage indeß nicht um jedes Worts Ursprung, Zweck und Wirkung. So viel ist gewiß, wenn moralische Sentenzen und Wochenblätter Sitten bilden können, so haben Pope, Addison, Steele ihre Nation (die beyden letzten auf allen Kaffeehäusern insonderheit) gebildet. Ihre Schriften werden die ersten ihrer Art bleiben, und Addison insonderheit der Sokrates seines Volkes.

Indessen ist's drückend wahr, der Geist des Jahrhunderts, dem sich eben die edlen Schriftsteller ja auch in der Einkleidung bequemten, will, daß das alles als Gedicht, als periodische Schrift, als Wochenblatt gelesen werde; und wie oft zerstört da eben die Schönheit der Einkleidung, eben ihre Kunst, ihre Feinheit alle Wirkung! Der

Reim ist eine schöne Sache, wo er ungezwungen da ist: er stutzt, wie ein deutscher Dichter sagt, und hebt die Phantasie — und leimt die Rede ins Gedächtniß; indessen ists eben auch so gewiß, daß, wenn keine andere Seele, kein höherer Geist weckt, der Reim einschläfert und mit süssem Geklingel sanft betäubet. Wird das Gemüth mit sogenannten Saamenkörnern der Tugend überhäuft und gleichsam zu dick besäet: so kann nichts aufgehen, zumal ja alles allgemein ist, und nichts seine rechte Stelle findet. Merkt man's nun noch dem Dichter an, daß er Dichter ist, als Nachtigall sang und als Versifikateur oder artiger moralischer Schriftsteller schrieb; so liest man ihn auch als solchen, höret der Nachtigall als Nachtigall zu, läßt ihr seinen Dank widerfahren, und geht nach Hause. Bey allen moralischen Dichtungen der Art kommt's also darauf an, wie wir's lesen, ob's uns Scherz oder Ernst ist? Und mein! Warum mußte denn dies, die Hauptbedingung der Kraft auf unsere Sitten, warum mußte sie unbestimmt bleiben? Ja warum mußte der Dichter eben durch seine Kunst, durch seine ewige Bequemnisse für unsere Ergötzlichkeit uns gar überreden, daß es ihm nur um diese und um Lob dieserhalb zu thun sey? Löscht er nun überdies mit der Einen Hand aus, was er mit der andern schrieb; wie ist uns nun zu Muth? Was sollen wir glauben? Und bey wie vielen Dich-

tern, Reimern, Einkleidern und Romanschriftstellern insonderheit, ist gerade das der Fall!

Die Engländer haben zwo Gattungen der Romanklasse: die eine ist idealisch, die andere treue Natur: Richardson und Fielding sind ihre Führer. Beyde Gattungen haben Vortheile und Nachtheile; alles kömmt hier, wie überall, auf den Gebrauch an. Sich in idealische Wesen verlieben, kann herzlich gut seyn, aber auch sehr gefährlich. Man findet den schönen Traum entweder, wo er nicht ist, sieht allenthalben Engel, Klarissen und Grandisons fliegen und wird jämmerlich betrogen; oder der Engel Klarisse thut nur einen kleinen Fehltritt, den ihm ja jedermann verzeihet, und der Folgen hat, vor denen sich jeder gesunde Bauernverstand, der kein Engel ist, bewahrt hätte. In beyderley Fall hilft das Uebertreiben und Idealisiren zum Unfall; und überhaupt ist's eine so feine Speise, ein so süsser Duft, daß er starke Bewegung und gute Säfte fordert, wenn er nicht schädlich seyn soll. Bekanntermassen haben nun die, die sich am meisten dieses Duftes bedienen, nicht viel Bewegung, nicht viel Anblick der ganzen gesunden Menschheit in wahren Beziehungen des Lebens; was Wunder also, daß sie träumeln, und kränkeln und wenn sie einmal an dies Opium gewöhnt sind, nie mehr davon lassen können. Das nennen wir Verfeinerung der Sitten und Gesin-

nungen durch angenehme und unterhaltende Lektüre; die Verfeinerung ist aber oft wahres Verderbniß. Meistens macht sie zu aller gesunden Speise, zu gründlicherer Nahrung des Geistes und Herzens, am meisten zu wahren Freuden und wahrem Gebrauche des Lebens untauglich. Wenn die romantischen Engel aus ihrem Mondparadiese zur Erde kommen und die im heiligen Schleyer der Entfernung erschienenen Liebhaber einander in der Nähe von Angesicht zu Angesicht schauen: so ist in mehr als Einem Verstande der Roman aus; die durch schöne Dichtung verdrängte Wahrheit kömmt, wie die Göttinn Ate, nach und rächet sich gewaltig.

Die Fieldingsche Gattung des Romans ist dem Auge nicht unterworfen, sie öffnet das Auge ungemein für Wahrheit. Und wenn sie nun mit eben der Wahrheit das Herz für Güte öffnet und diese zum bestimmten Zwecke hat; so kann sie die schönste Gallerie des menschlichen Lebens heissen. Wie kömmts nun aber, daß meistens auch diese Gattung Schriften den Schwächen der Zeit nachgiebt, statt diese zu überwinden? Wie kömmts, daß auch die individuellen Charaktere meistens in einem Lichte stehen wie sie das liebe Herz gern hat? War den Verfassern an dieser kranken Sympathie, an diesem ängstigen Zuwallen gelegen, das eben daher rührt, weil ihre

Hand den Wunden unsers Herzens schmeichelt? Dichter, bist du alsdann Mann? Ehrlicher Menschenfreund? Diener der Gesundheit, Glückseligkeit und Wahrheit? Was würdest du von dem Arzte halten, der Opium oder süsses Gift reichte, nur daß die schöne Kranke ihm die Hand drücke? Soll der Dichter schwachen Seiten, bösen Sitten seines Jahrhunderts fröhnen? oder soll er sie bessern?

Wenn Cervantes treflicher Roman den Sitten seiner Nation Leid angethan, und mit dem Lächerlichen der Ritterschaft auch viele Tugenden derselben ausgetilgt haben soll (das wohl des Dichters Absicht nicht war) wenn mit ihrem Fehltritte die himmlische Klarisse und die philosophische Julie, so wie bey Terenz jenes Jupitersgemälde, geärgert, und Jünglinge zu Tom-Jones gesagt haben sollen: Si este, cur ego homuncio non? Wenn Fälle der Art wahr sind, welcher Dichter wird nicht selbst über zu lautes Lob und warmes Aufwallen zittern, und so viel an ihm ist, das quid honestum, utile, decens? ja nicht schwankend seyn lassen! Ueberhaupt aber sind Schriften der Art leider zu sehr das Ruheküssen weicher Bequemlichkeit, als daß man die hohen moralischen Wirkungen derselben für etwas anders, als sie selbst sind, für Dichtung und Roman halten könne. Ich sage dies bey den Engländern, es gilt aber bey len Nationen.

Endlich hat die englische Wuth der Freyheit sich einer Gattung Dichter bemeistert, die recht national seyn, und auf Sitten wirken wollen; es sind ihre politischen Partheygänger und Satyrs. Buttler mit seinem Hudibras steht oben an, Swift in der Mitte, Churchill und horum progenies vitiosior folgen. Bestimmt genug ists, was sie sagen, und an Leidenschaft und Stärke fehlt's auch nicht, womit sie alles beleben; ob aber der moralische Nutze davon so groß sey, kann ich nicht entscheiden. Meistens ist alles so partheylich, grimmig und schrecklich übertrieben, daß jedem Fremden auch bey den stärksten Stellen weh ist. So spottet Buttler und hat Schaden angerichtet: so zerfleischt Swift mit Tigerklauen die Menschheit, daß man Mitleid über ihn, und nicht über die Menschheit weinen möchte. So züchtigt Churchill — es sind blutreiche Auswüchse, eckle, aber saftvolle Geschwüre der gepriesenen englischen Freyheit, die wir ihnen nicht zu beneiden haben. Meistens sind sie auch durch sich selbst unkräftig: die Gegenparthey handelt, und läßt diese sprechen, wüthen; und nach wenigen Jahren ist alles entweder vergessen oder die schärfsten Pfeile des Genie's, in Glut der Hölle gehärtet, haben ihre Spitze verloren. — Ueberhaupt ist alles Uebertriebene (und wer übertreibt mehr und lieber als ein Engländer?) in eben dem Maasse unkräftig. Wo Mil-

ton Teufelsbrücken baut, rühret er nicht, und wo Young den Gräbern des erhabnen Unsinn's zu nahe wirbelt, wird er nicht bessern. Wo Thomson und seine Gesellen zu viel schildern, ermatten sie, und ermüden andre; und wo die Adler ihrer pindarischen Oden mit Beywörtern beladen und vollgestopft sind, da kommen sie gewiß nicht zur Sonne. Vielleicht gleicht die Poesie dieses Landes anjetzt einem überfüllten Körper, der zuletzt für lauter Epitheten-Fülle und Gesundheit auf dem Leichengerüste pranget! — und da bey ihnen alles so national ist, so muß, je mehr die Sitten sinken, je mehr Ueppigkeit und selbstgenügsamer Stolz, heroische Dummheit und Bestechung regieren, auch die Dichtkunst sinken und davon Farbe tragen. Ihr letztes, so vergöttertes Genie, Sterne — man lese seine weichen Schriften, und hintennach die Briefe seines Lebens, herausgegeben von seiner eignen Tochter, und man wird fühlen worauf ich deute.

Jetzt soll ich von meiner Nation reden, aber ich kann kurz seyn, weil ich oft nur wiederholen müßte, was ich bey andern, denen wir lange nachgebuhlt haben, schon sagte. Von jeher hat die Poesie weniger Wirkung auf uns gehabt, als auf die beregten Nationen. Unsre Barden sind verlohren, die Minnesänger lagen auf der Pariserbibliothek ruhig; die mittlere Zeit hindurch ward Deutschland immer ausser Deutschland geschleppt oder mit andern Völkern überschwemmet; bekam

also nicht Zeit, sich zu sammeln, und auf die Stimme seiner eignen Dichtkunst zu merken. — Ueberdem ist's ein getheiltes Land, ein Sund von kleinen monarchischen Inseln. Eine Provinz versteht die andere kaum: Sitten, Religion, Interesse, Stuffe der Bildung, Regierung sind verschieden, hindern und sondern die beste Wirkung. Opitz sang für gewisse Provinzen Deutschlands lange, als ob er in Siebenbürgen gesungen hätte. Schweizer und Sachsen wollten sich lange nicht für Landsleute erkennen, und Nord- und Süddeutschland wollen's in manchem Betracht noch nicht. — Ueberdem kommt bey uns das Volk in dem, was wir Sitten und Wirkung der Dichtkunst auf Sitten nennen, gar nicht in Betracht: für sie existirt noch keine, als etwa die geistliche Dichtkunst. Was bleibt uns nun für ein lesendes Publikum übrig, von dessen dichterischen Sitten wir reden sollen? Gelehrte? aber die haben ihre Sitten schon, und sind oft keiner Wirkung der Dichtkunst fähig: sie lesen zum Zeitvertreib, einen dumpfen Kopf sich etwa zu erheitern. Also Kunstrichter: aber die (ob sie gleich meistens nicht Gelehrte sind) haben mit jenen theils ein gleiches, theils noch das ärgere Schicksal, daß sie als Kunstrichter lesen, von Buchhändlern gemiethet, wohl gar gestimmet, und oft an Leib und Seele erblindet. Genießt der Krämer den Duft seiner Gewürze? Und ist's nicht Wohlthat für den Reini-

ger dunkler Gemächer, daß ihn sein Geruch nicht mehr störet? — Also dichte man für Jünglinge? aber auch die sind nach dem neuesten Geschmack selbst Dichter, und dienen an einem Almanach deutscher Musen; also ist auch da die Wirkung gebrochen und veräffet. Also für geschmackliebende Jungfraun, ihre Bonnen und Tanten? Oder für jene vornehme Leser und Leserinnen, die es neulichst von den Franzosen vernommen, ersehn und erlernt haben, daß auch Deutschland Dichter besitze, und daß man diese wirklich lesen könne? — Allein, was ist nun auch für diese zu dichten, und was an ihren Sitten zu bilden? Nach zehn französischen Büchern ein deutsches zu durchlaufen, mit matter verdauungsloser Seele es zu durchträumen, durchnaschen, durchjähnen; sodann zu jenen zehn hinstellen, und abermals nach den neuesten Modebissen schnappen — ist das Dichterlektüre? was kann sie nützen? wer mag für sie dichten? wer in den Armen einer verwelkten Buhlerinn liegen, und ihr gar Sitten geben wollen? Also bliebe nichts, als die Buchhändler, übrig, für die denn auch wirklich die meisten Meßjünger schreiben; was diese erwählte Schaar aber (die Jupiters, Apollo's und Mäcene der deutschen Musen!) was diese aus ihrer poetischen Meßwaare für Sitten ziehen mögen sie selbst untereinander am besten wissen!

Was für Wirkung können Gaben thun, die verhandelt und erhandelt werden? Was für Sit-

ten kann ein Tempel der Dichtkunst stiften, wo Wechslertische und Taubenkrämer, Recensenten und Ochsenhändler i) ihr Gewerbe treiben? Ihr, Dichter der Vorwelt, Ossian und Orpheus, erscheint wieder, werdet ihr eure Mitbrüder erkennen? werdet ihr für die Presse singen, und jetzt in Deutschland gedruckte, recensirte, gelobte, elend nachgeahmte Dichter werden? Man verzeihe, daß ich bey diesem Aeussern verweile; von solchem Aeussern hängt das meiste Innere ab. Der Buchhändler kauft und verkauft, erhandelt sich Autor und Recensenten, bestimmt den Werth seines Meßguts und nach dem Anklange geht die Stimme fort. Dem lieben Deutschland ist alles gleichviel, wenn's in den Zeitungen nur gelobt ist. Siegwart und Agathon, Messias und den Nothanker, Werthers Leiden und Werthers Freuden lieset's mit gleichem Muthe; und das ausländische Gemisch, woher es auch komme, und was für Sitten es wirke, bleibt billig im Vorrecht. —

Bey diesem dürftigen Zustande der Leserey haben wir uns über die Dichter und die Sitten, die sie wirken wollen, gewiß nicht zu beklagen. Opitz und Brockes, Gellert und Hagedorn, Kleist und Geßner, Haller und Witthof sind untadelhaft von dieser Seite; der ehrliche fromme Charakter der Deutschen zeigt sich auch hier. Sie woll-

1) S. die Geschichte Hieronymus in Nothankers 1 Th.

ten lieber minder Dichter seyn, als unsittliche und unweise Dichter. Der erste Dichter, der auf die Nation vorzüglich gewirkt, war gewiß fromm, Gellert.

Auch der höhere Kranz, nach dem sodann die deutsche Muse lief, war den Sitten fürwahr unschädlich: es war die biblische Dichtkunst. Hätte diese Wirkung auf die Nation machen, und den Glauben des Volkes verdienen können, der einem Inhalte der Art gebühret! Aber dann hätte vor Klopstock kein Milton seyn, dann hätte sein Messias nicht mitten in einem Haufen Dichtungen und Episoden stehen müssen, die ewig allen Glauben abzwingen und abwürgen! — Wie es indessen sey, verdient seine Dichtkunst nicht den Preis der Engel, so verdient sie den Kranz unschuldiger Menschen, nachgebender Jünglinge, zärtlicher Kinder. Nie wird man ihr und der Muse des kältern, gelehrten moralischen Bodmers sittliches Uebel nachsagen können, wenn auch nicht alles himmlisches Gold wäre.

Vielleicht war's selbst diese übergrosse Moralität der Deutschen, die, wie an so vielen Patriarchaden, an den Bardengesängen des jüngsten bald verstrichenen Zeitalters Schuld war. Unmaßgeblich reizte die Tugend der Frau Thusnelde so stark, als die Tapferkeit des Herrn Hermanns: man freute sich dessen, übersah das andere, und da Ossian dazu kam, war der Bardengesang gebohren. Sollte es also auch mit der Wirkung dieser Ge-

sänge und Fabellehre auf unsere Sitten nicht so ganz recht seyn, so bleibt dem errichteten Altare immer Eine Aufschrift: Pietati! „Ein etwelches „Denkmal, der Tugend, und den Sitten der Väter heilig."

Da die deutsche Muse eine so ehrwürdige Vestalinn, die Priesterinn der Wahrheit und Tugend ist: warum sollten wir nicht auch die Kleinigkeiten übersehen, die hie und da Alten oder Ausländern zu weit nachfolgen. Ist Gleim denn nur Anakreon, oder ist er nicht auch der wackre Helden- und Tugendsänger? Und ist ers in jenen Scherzen denn auch je ausser den Gränzen der Zucht? Hat Wieland hie und da sich mit der Muse Crebillons zu nahe befreundet; wie viel anders im andern Geschmacke hat er geschrieben! In der That ist's viel, was wir von den lieben Musen des heiligen römischen Reichs verlangen, und äusserst wenig, was wir, das lesende Publikum, ihnen gewähren; Geschenke und Gaben verstehe ich damit nicht. Gebt uns andre Zeiten, andre Sitten, andre Leser und Leserinnen, andre Schriften, die Leser und Leserinnen bilden, und die Dichtkunst wird ihnen nicht widerstreben.

Freilich ists auch hier edel, vorzugehen und einem Gottgegebenen Dichter wird nie sein Kreis williger Ohren und Herzen mangeln. Ein Dichter ist Schöpfer eines Volkes um sich: er giebt ihnen ei-

ne Welt zu sehen und hat ihre Seelen in seiner Hand, sie dahin zu führen. So soll's seyn: so wars ehemals: immer aber und überall kann nur ein Gott solche Dichter geben. Was Menschenwerk ist, folgt auch menschlichen Sitten um sich her; es ist von der Erde und spricht irdisch: der Sänger, der vom Olymp kömmt, ist über alle, und eben der Stab seiner Wirkung ist das Kreditiv seines Berufs. Wie der Magnet das Eisen, kann er Herzen an sich ziehen und wie der elektrische Funke allgegenwärtig durchdringt, allmächtig fortwandelt: so trift auch sein Blitz, wo er will, die Seele. Er wird weder Weichling seyn, noch Kitzler, noch Sittenverderber, nicht aus Gesetzen von aussen, sondern weil er edleres Feuer, höhern Beruf in sich fühlet.

Wir, die keine Götter sind, solche Sittenverwandler zu schaffen und der dürftigen Zeit zu geben, wollen ihren Werth wenigstens erkennen und ihr irdisches Werden nicht aufhalten. So lang unsere Dichtkunst Meßgut ist und Karmen an den Geburtstagen der Großen, so wird jeder Chiron in den Fels gehen und einen jungen Achilles etwa allein die Leyer lehren. Kein Tyrtäus wird vor unsern nach Amerika verkauften Brüdern einherziehen und kein Homerus diesen traurigen Feldzug singen. Sind Religion, Volk, Vaterland unterdrückte, nebelichte Namen, so wird auch jede edle Harfe dumpf und im Nebel tönen. Ja endlich (die

Urſache von allem!) ſo lange wir in naturloſer Weichheit, Unentſchloſſenheit und üppigem Zagen für Geld und Ruhm ſingen, wird nie eine Leyer erſchallen, die Sitten ſchaffe, die Sitten bilde.

Fortes creantur fortibus et bonis.
Est in iuvencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.
Doctrina sed vim promovet insitam
Rectique cultus pectora roborant:
Utcunque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae.

Ουκ οιον αγαθον γενεθει ποιητην, μη προτερον γενεθεντα ανδρα αγαθον. *Strab.* Η ποιησις ιερον τι χρημα και θεσπεσιον. Ος ανευ μανιας Μεσων επι ποιητικας θυρας αφικηται, πειθεις ως αρα ευ τεχνης ικανως ποιητης εσομενος, ατελης αυτος τε και η ποιησις υπο των μαινομενων η τε συμφρονεντος ηφανιθη. πλατ.

Beschluß.

Die Hauptsätze meiner Abhandlung wären also diese:

1) Dann ist die Dichtkunst am wirksamsten, wenn sie wahre Sitten, lebendige Natur darstellt; sind die Sitten gut, stellet sie die lebendige Natur zu guten Zwecken dar, so kann sie auch gute Sitten wirken, und lange erhalten.

2) Unter den Hebräern wies Gott, welches der Zweck der Dichtkunst sey, auf welche und zu welchen Sitten sie würken müsse; das Volk blieb der Absicht des Gottes, der sie begeisterte, unendlich zurück; und unter den Griechen ward die Dichtkunst nach guten Anfängen und mit einzelnen herrlichen Ausnahmen, Mythologie, Machwerk, schöne Kunst, Mährchen und endlich mit die Verderberinn ihrer Sitten.

3) In Rom war sie unabhängig vom Staate: gut, aber roh, so lange die Sitten gut waren; unnütz, müssig oder böse und verschlimmernd, in dem Maaße als diese fielen. Unter Nordländern, Arabern und allen einzelnen thätigen Völkern hatte, und erhielt sie den Charakter der Nation im Guten und Bösen.

4) Als Europa von den nordischen Völkern neue Sitten und neue Verfassung erhielt, änderte sich auch die Dichtkunst. Eben aber die Mischung

und Wanderung der Völker gab ihr einen unbestimmten, zusammengeflossenen Mährchencharakter. Auch in den rohesten Zeiten hat die simple Poesie des Christenthums grossen Nutzen gehabt, und hat ihn noch.

5) Mit der Nachahmung der wiedergefundenen alten und dem neuen Zustande der Welt ward die Dichtkunst regelmäßiger, aber auch unwirksamer; abgetrennt von Wirkung lebendiger Sitten. Sie hat sich unendlich verfeint, alle Vorstellungsarten und Moralen erschöpft; wirkt aber wenig, und kann und soll jetzt leider nur wenig wirken; sie ist zum lieben Vergnügen.

6) Proben darüber in einzelnen Gattungen, bey mehr als einem Volke; und stille Winke, daß sie lebendiger und wirksamer werde.

VERIFICAT 2017
VERIFICAT 1987
VERIFICAT 2007
BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ "CAROLI" BUCUREȘTI